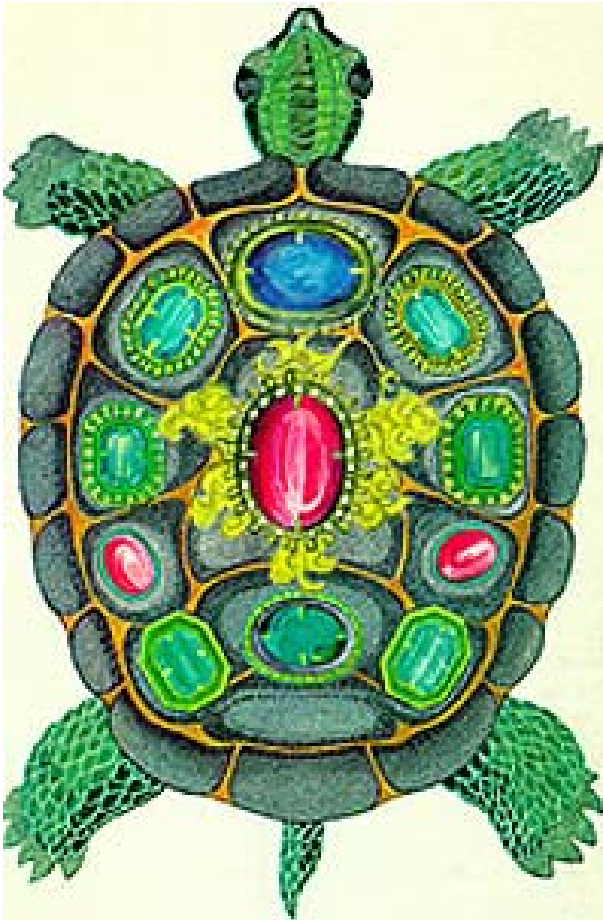


Joris-Karl Huysmans

Gegen den Strich



Jean des Esseintes, die Hauptfigur des 1884 erschienenen anspruchsvollen Romans »Gegen den Strich« von Joris-Karl Huysmans (1848-1907), zieht sich — abgeschreckt von dem Gedanken, »so zu sein, wie alle anderen« — in ein Haus in der Umgebung von Paris zurück, das er nach seinem bis in pathologische Grenzbereiche verfeinerten Geschmack ausstattet. Da er dazu neigt, Natur als absoluten Gegensatz zur Kunst zu sehen und allen ihren Erscheinungsformen sich immer weitgehender zu entziehen, versucht er konsequent, sich eine Welt zu schaffen, die ihm erlaubt, »die Abstraktion bis zur Halluzination zu treiben und den Traum von der Wirklichkeit an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen«. Da ihm Natur nicht genügt, schafft er sich, teilweise mit Hilfe von Rauschgiften, einen Kosmos aus Farb- und Geruchssynästhesien, in den er seine neurotische Sensibilität einbettet. Literarische, künstlerische und intellektuelle Reize dienen ihm zum Aufbau seiner aus Traum und Wirklichkeit

gewobenen Scheinwelt. Seine literarischen Neigungen gelten vor allem Dichtern, die gleich ihm aus der Banalität der kapitalistischen Gesellschaft ihrer Zeit auszubrechen suchen: Baudelaire und Verlaine. Bei alledem handelt es sich um den Versuch, jenseits der als unbefriedigend empfundenen Welt eine Art von artifiziell überformter Wirklichkeit für das entfremdete Individuum aufzubauen, bis Des Esseintes' Existenz zwangsläufig immer neurotischer und pathologischer wird, so daß ihm der Arzt endlich klarmachen muß, daß nur die Rückkehr ins gesellschaftliche Leben in Paris ihn retten kann.

Die klarsichtige und künstlerisch hochwertige Analyse der Dekadenz des Fin de siècle läßt Huysmans Roman zu einem herausragenden literarischen Zeitdokument werden, das in Thema und Gestaltung auch über die Zeit seiner Abfassung hinaus Haltungen und Handlungen des spätkapitalistischen Ästhetizismus erkennbar und beschreibbar macht.

Joris-Karl
Huysmans

Gegen den Strich

Roman

1978

Gustav Kiepenheuer Verlag
Leipzig und Weimar

Autorisierte Übertragung aus dem Französischen
von Hans Jacob
(1921)

Herausgegeben, bearbeitet und mit einem Nachwort versehen
von Roland Erb



Gescannt von *c0y0te*.

Dieser Scan ist nicht seitenkonkordant. Die Anmerkungen auf S. 297 wurden der neuen Numerierung angepaßt. Das Titelbild wurde unter Verwendung einer alten französischen Ausgabe neu gestaltet und ist nicht das der deutschen.

Dieses e-Buch ist eine Privatkopie und nicht zum Verkauf bestimmt!

© 1921 Gustav Kiepenheuer Verlag
Lizenznummer 396-265/33/78. LSV 7351
Ausstattung Artur Liebig
Gesamtherstellung LVZ-Druckerei »Hermann Duncker«
Leipzig 111/18/138
Printed in the German Democratic Republic
Bestell-Nr. 788 142 3
EVP 7,90 M (DDR)

©1978 Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig und Weimar

Vorbericht

Nach den wenigen Bildern zu urteilen, die noch im Schlosse Lourps hingen, hatte die Familie der Floressas des Esseintes einst aus athletischen Haudegen, aus abstoßenden Landsknechten bestanden. Nebeneinander in die engen Rahmen gepreßt, die sie mit ihren kraftvollen Schultern ausfüllten, beunruhigten sie geradezu mit ihren starren Augen, ihren jatagangleich gesträubten Schnurrbärten und ihrer Brust, deren gewölbter Bogen den gewaltigen Küräß zu sprengen drohte.

Das waren die Ahnen; die Bildnisse ihrer Abkömmlinge fehlten; es bestand eine Lücke in der Reihenfolge der Gesichter dieses Geschlechts; ein einziges Bild vermittelte, bildete eine Naht zwischen Vergangenheit und Gegenwart, ein geheimnisvoller, listiger Kopf mit toten, länglichen Zügen, mit von einem Schminkekomma punktierten Wangen, angeklebten und perlendurchzogenen Haaren und einem vorgereckten Hals, der aus den Falten einer steifen Krause sah. Schon in diesem Bildnis eines der vertrautesten Freunde des Herzogs von Epernon und des Marquis von O. traten die Laster eines verkümmerten Temperaments hervor, darin die Lymphde die Blut überwog. Der Verfall dieses alten Hauses hatte zweifellos seinen regelmäßigen Lauf genommen; die Männer waren immer ausgesprochen weibischer geworden; und wie um das

Werk der Zeit zu krönen, vermählten die des Esseintes zwei Jahrhunderte hindurch ihre Kinder untereinander und verbrauchten so den Rest ihrer Kraft in Verbindungen gleichen Bluts.

Von dieser Familie, die einst so zahlreich war, daß ihr fast alle Besitzungen der Provinzen Ile-de-France und Brie gehörten, lebte noch ein einziger Nachkomme, der Herzog Jean, ein hagerer junger Mann von dreißig Jahren, anämisch und nervös, mit hohlen Wangen, kalten stahlblauen Augen, aufwärtsgerichteter, aber gerader Nase und trockenen, zarten Händen.

Seine Kindheit war düster gewesen. Skrofulös und von hartnäckigen Fieberanfällen bedroht, gelang es ihr mittels frischer Luft und guter Pflege trotzdem, die Brandung der Mannbarkeit zu überwinden; dann bekamen die Nerven den Vorrang, glichen die Schwächeanfälle der Bleichsucht aus und führten das fortschreitende Wachstum zu völliger Entwicklung.

Die Mutter, eine hochgewachsene, stille, weiße Frau, starb an Erschöpfung; der Vater an irgendeiner Krankheit; des Esseintes wurde damals siebzehn Jahre alt.

Von seinen Eltern hatte er nur eine verschüchterte Erinnerung ohne Dankbarkeit und Liebe. Seinen Vater, der meistens in Paris lebte, kannte er kaum; seine Mutter sah er, unbeweglich liegend, in einem dunklen Zimmer des Schlosses Lourps vor sich. Mann und Frau waren nur selten zusammen; aus diesen Tagen hatte er nur belanglose Begegnungen zurückbehalten: Vater und Mutter saßen einander vor einem kleinen Tisch gegenüber, den nur eine

Lampe mit tief herabgezogenem Schirm beleuchtete, denn die Herzogin konnte Licht oder Lärm nur unter Nervenankümpfen vertragen; im Dunkeln wechselten sie kaum einige Worte, dann ging der Herzog ungerührt und sprang, so rasch er konnte, in den nächsten Zug.

Bei den Jesuiten, bei denen Jean seine Schulzeit absolvieren sollte, war sein Leben angenehmer und milder. Die Patres gewannen das Kind lieb; seine Intelligenz setzte sie in Erstaunen; aber trotz aller Anstrengungen vermochten sie es nicht zu geordnetem Studium zu veranlassen; er fand Geschmack an gewissen Arbeiten, legte sich frühreif ganz auf die lateinische Sprache fest, dafür aber war er unfähig, auch nur zwei Worte Griechisch zu erklären, bewies nicht die geringste Anlage zu lebenden Sprachen, und er entpuppte sich als vollkommen stumpf, sobald man ihn die ersten Elemente der Wissenschaften lehren wollte.

Seine Familie kümmerte sich wenig um ihn; bisweilen besuchte sein Vater ihn im Pensionat: »Guten Tag, guten Abend, sei artig und arbeite fleißig.« In den Sommerferien reiste er nach Schloß Lourps; seine Anwesenheit zog die Mutter nicht aus ihren Träumereien; sie bemerkte ihn kaum, oder sie betrachtete ihn einige Sekunden lang mit einem fast schmerzlichen Lächeln, dann ging sie wieder ganz im künstlichen Dunkel unter, in das dichte Vorhänge vor den Fenstern das Zimmer einhüllten.

Die Dienerschaft war verärgert und alt. An Regentagen kramte das sich selbst überlassene Kind in den Büchern der Bibliothek oder streifte an schönen Nachmittagen durch die Felder.

Seine große Freude war es, ins Tal hinunterzugehen, nach Jutigny, einem Dorf am Fuß der Hügel, einem Häuflein kleiner Häuser mit Strohkäppchen, die mit Hauswurz und Moosbüscheln durchsät waren. Er legte sich auf eine Wiese in den Schatten der hohen Strohdienen, lauschte dem dumpfen Geräusch der Wassermühlen und sog tief den frischen Hauch der Voulzie ein. Manchmal wagte sich Jean bis zu den Torfstichen, bis zum grünschwarzen Weiler von Longueville, oder er kletterte auf die vom Wind gefegten Hänge, von denen aus die Aussicht gewaltig war. Da hatte er auf der einen Seite unter sich das Seinetal, das sich weithin verlor und mit dem Blau des fern geschlossenen Himmels verschmolz; auf der anderen Seite, ganz hoch über dem Horizont, die Kirchen und den Turm von Provins, die in der Sonne im goldenen Pulverglanz der Luft zu zittern schienen.

Er las oder träumte, saugte sich bis zum Einbruch der Nacht voll Einsamkeit; und da er immer über die gleichen Gedanken nachdachte, sammelte sich sein Geist, und seine noch unbestimmten Gedanken wurden stets reifer. Nach jeder Ferienzeit kehrte er überlegter und hartnäckiger zu seinen Lehrern zurück; diese Wandlungen entgingen ihnen keineswegs; scharfsichtig und listig, durch ihren Beruf mit der Aufgabe, Seelen bis in die Tiefe zu klären, vertraut, ließen sie sich durch diese aufgeweckte, aber unbelehrbare Intelligenz keineswegs täuschen; sie erkannten, daß dieser Schüler niemals zum Ruhme ihres Hauses beitragen würde, und da seine Familie reich war und sich um seine Zukunft nicht zu kümmern schien, verzichteten sie ohne wei-

teres darauf, ihn den nützlichen Möglichkeiten ihrer Schule zuzuwenden; obwohl er gern mit ihnen über alle theologischen Doktrinen diskutierte, weil sie ihn durch ihre Spitzfindigkeit und Sophistereien reizten, dachten sie nicht einmal daran, ihn zum Eintreten in den Orden zu bewegen, denn allen ihren Bemühungen zum Trotz blieb sein Glaube schwach; und letzten Endes ließen sie ihn aus Klugheit, aus Furcht vor dem Unbekannten arbeiten, was ihm beliebte und das andere vernachlässigen, um sich diesen unabhängigen Kopf nicht gleich weltlichen Lehrern durch Kleinlichkeiten zu entfremden.

So lebte er restlos glücklich und spürte das väterliche Joch der Priester kaum; er setzte nach seinem Belieben seine lateinischen und französischen Studien fort, und obgleich die Theologie noch nicht zu seinem Klassenpensum gehörte, ergänzte er seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft, mit der er im Schlosse Lourps in der von seinem Urgroßvater Dom Prosper, dem Prior des Klosters von Saint-Ruf, ererbten Bibliothek begonnen hatte.

Indessen kam der Augenblick, da er das Jesuitenkollegium verlassen mußte; er wurde großjährig und Herr über sein Vermögen; sein Vetter und Vormund, der Graf de Montchevrel legte ihm die Abrechnung vor. Die Beziehungen zu ihm waren nur von kurzer Dauer, denn es konnte zwischen diesen beiden Männern, von denen der eine alt und der andere jung war, keinerlei Berührungspunkte geben. Aus Neugierde, Langeweile und Höflichkeit verkehrte des Esseintes in dieser Familie und mußte mehrmals im Palais in der Rue de la Chaise verhee-

rende Abendgesellschaften über sich ergehen lassen: Tanten, die so alt waren wie die Welt, unterhielten sich über Adelsschlösser, heraldische Monde und veraltete Zeremonien.

Mehr noch als die Witwen erwiesen sich die um den Whisttisch sitzenden Männer als verknöchert und nichtsagend; dort erschienen des Esseintes die Nachkommen der alten Helden, die letzten Sprossen der feudalen Geschlechter als katarrhalische und halbverrückte Greise, die immer wieder dieselben abgedroschenen Redensarten und hundertjährige Phrasen wiederholten. Wie im abgeschnittenen Stengel eines Farnes ließ einzig eine Lilie eine Spur im erweichten Gehirn dieser alten Schädel zurück.

Den jungen Mann überfiel ein unsagbares Mitleid mit diesen in ihren getäfelten Pompadour-Rokokogrüften begrabenen Mumien, mit diesen verdrießlichen Schlafmützen, die noch lebten und ständig ihren Blick auf ein vages Kanaan, auf ein imaginäres Palästina richteten.

Nach einigen Gesellschaften bei diesen Leuten entschloß er sich, trotz Einladungen und Vorwürfen, keinen Fuß mehr in ihr Haus zu setzen.

Dann verkehrte er mit den jungen Leuten seines Alters und seines Standes.

Die einen, die gleich ihm in frommen Instituten erzogen worden waren, hatten von dieser Erziehung eine besondere Prägung zurückbehalten. Sie gingen zum Gottesdienst, beichteten zu Ostern, verkehrten in den katholischen Kreisen und verbargen wie ein Verbrechen mit gesenkten Augen jedes Abenteuer mit Mädchen. Die meisten waren

dumme, untergeordnete Schönlinge, siegreiche Faulpelze, die die Geduld ihrer Lehrer bezwungen, deren Willen jedoch, der menschlichen Gesellschaft fromme und gehorsame Menschen zu liefern, trotzdem erfüllt hatten.

Die anderen, die auf Staatsschulen oder Gymnasien erzogen worden waren, waren weniger scheinheilig und freier, aber ebenso langweilig und beschränkt. Sie bummelten, liefen in alle Operetten und zu allen Rennen, spielten Landsknecht und Bakkarat, wetteten Vermögen auf Pferde, Karten oder ähnliche, hohlen Leuten wertvolle Dinge. Nach einem Probejahr war er dieser Gesellschaft unendlich müde; ihre Ausschweifungen kamen ihm niedrig und billig vor, unterschiedslos, ohne Fieber, ohne wirkliche Blut- und Nervenüberreizung.

Allmählich zog er sich zurück und näherte sich den Literaten, bei denen sein Denken mehr Berührungspunkte finden und sich wohler fühlen mußte. Ein neuer Irrtum; ihre boshaften, kleinlichen Urteile, ihre Unterhaltungen, die so banal waren wie eine Kirchentür, ihre ekelerregenden Diskussionen, darin der Wert eines Werkes nach der Zahl der Auflagen und der Einnahme aus dem Verkauf abgemessen wurde — all das stieß ihn ab. Gleichzeitig lernte er Freidenker kennen, die Doktrinäre der Bourgeoisie, Leute, die alle Freiheiten für sich in Anspruch nehmen, um die Meinungen der anderen zu erdrosseln, gierige, schamlose Puritaner, die er, ihrer Bildung nach, geringer einschätzte als den Schuhmacher an der Ecke.

Seine Verachtung für die Menschen wuchs; er begriff endlich, daß die Welt zum großen Teil aus Gaunern und

Dummköpfen besteht. Zweifellos, er hatte nicht die geringste Hoffnung, bei anderen gleiche Neigungen und gleichen Haß zu finden, keine Hoffnung, sich mit einem Verstande zu verbinden, der sich, gleich seinem, in eifriger Abgelebtheit gefiel, keine Hoffnung, seinen spitzen, markanten Geist dem eines Schriftstellers oder Gelehrten sich anpassen zu sehen.

Entnervt, unbehaglich, verärgert durch die Leere der ausgetauschten Gedanken, wurde er wie jene Leute, von denen Nicole spricht, die überall schmerzhaft sind; seine Epidermis schälte sich geradezu ab, wenn er jeden Morgen in den Zeitungen patriotische und soziale Albernheiten las oder von dem übertriebenen Erfolg hörte, den ein allmächtiges Publikum immer noch und trotz allem gedanken- und stillösen Werken bereitete.

Er träumte schon von einer raffinierten Einöde, von einer komfortablen Wüste, von einer unbeweglichen, gutgeheizten Arche, in die er sich aus der unablässigen Sintflut menschlicher Torheit flüchten könnte.

Eine einzige Leidenschaft, die Frau, hätte ihn aus diesem Wirbel der Verachtung reißen können, aber auch sie war schon abgenutzt. Er hatte die Speisen des Fleisches als wunderlicher, krankhaft heißhungriger und gieriger Mensch genossen, dessen Gaumen sich schnell abstumpft; zur Zeit, da er noch mit den Junkern zechte, hatte er jenen endlosen Dinern beigewohnt, bei denen sich trunkene Frauen beim Dessert entkleiden und mit dem Kopf auf den Tisch schlagen; er war hinter den Kulissen gestanden und hatte Schauspielerinnen und Sängerinnen abgetastet

und außer der angeborenen Dummheit der Frauen auch die zur Verzweiflung bringende Eitelkeit der Komödiantinnen über sich ergehen lassen; dann hatte er bereits berühmte Kokotten ausgehalten und zum Wohlstande jener Agenturen beigetragen, die für Geld zweifelhafte Vergnügen liefern; schließlich war er, angeekelt, des immer ähnlichen Luxus und der ewig gleichen Zärtlichkeiten müde, bis auf den Grund getaucht in der Hoffnung, seine Lust durch den Kontrast wieder anzustacheln und in der Meinung, seine geschwächten Sinne durch die aufreizende Unsauberkeit des Elends neu zu beleben.

Was er auch immer versuchte, ein unendlicher Ekel bedrückte ihn. Er gab nicht nach, verfiel auf die gefährlichen Liebkosungen der Virtuosinnen, da aber gab seine Gesundheit nach, und seine Nerven stumpften ab; sein Nacken wurde empfindlich, seine Hand zitterte, gestreckt noch, wenn sie nach einem schweren Gegenstande griff, bebend aber und kraftlos, wenn sie etwas Leichtes, etwa ein Glas hielt.

Die um Rat gefragten Ärzte erschreckten ihn. Es war höchste Zeit, einen Strich durch dieses Leben zu machen, auf diese Vergnügen, die seine Kräfte verzehrten, zu verzichten. Einige Zeit verhielt er sich ruhig; bald aber erregte sein Gehirn sich abermals und rief aufs neue zu den Waffen. Gleich jenen halbwüchsigen Mädchen, die unter der Peitsche der Pubertät nach besonderen, verworfenen Speisen gieren, träumte er von fabelhaften Liebschaften und abwegigen Lüsten und übte sie auch aus; das war das Ende; wie befriedigt davon, alles erschöpft zu haben, gleich-

sam verschüttet von Abspannungen, fielen seine Sinne in Lethargie, die Impotenz war nahe.

Ernüchtert, allein, schrecklich müde fand er sich auf der Straße wieder; er ersehnte ein Ende, das die Feigheit seines Fleisches zu erreichen nicht imstande war. Seine Gedanken, sich fern der Welt zu verschanzen, in einem ruhigen Winkel sich zu verstecken und, wie man für Kranke Stroh auf die Straße legt, den rollenden Lärm des unbeugsamen Lebens zu dämpfen, wurden immer stärker in ihm.

Es war übrigens höchste Zeit, einen Entschluß zu fassen; ein Überschlag über sein Vermögen erschreckte ihn; in Unsinnigkeiten und Liebschaften hatte er den größten Teil seines Erbteils vergeudet; der andere, in Grundstücken angelegte Teil brachte nur geringe Zinsen.

Er beschloß, das Schloß Lourps zu verkaufen, das er nie aufsuchte und darin er keine Erinnerung und keine bedauernde Sehnsucht hinterließ; er machte auch seine anderen Liegenschaften zu Geld, kaufte Staatsrenten, brachte auf diese Weise fünfzigtausend Francs jährliche Rente zusammen; außerdem legte er eine runde Summe beiseite, um das Häuschen, darin er sich in endgültiger Ruhe baden wollte, zu kaufen und einzurichten.

Er suchte in der Umgebung der Hauptstadt und entdeckte oberhalb von Fontenay-aux-Roses an einem entlegenen Ort in der Nähe des Forts ein altes Häuschen ohne Nachbarn: sein Traum war erfüllt, in dieser von den Parisern nur wenig heimgesuchten Gegend konnte er sich getrost geborgen fühlen; die umständlichen Verbindungen — eine am Ende der Stadt gelegene lächerliche Eisenbahn

und kleine, nach Belieben verkehrende Tramways — deckten seine Einsamkeit. Und wenn er an das neue Leben dachte, das er sich einrichten wollte, so empfand er eine um so lebhaftere Heiterkeit, als er sich schon hoch genug auf der Böschung fühlte, damit die Welle von Paris ihn nicht erreichen konnte, und doch nah genug, damit diese Nähe der Hauptstadt ihn in seiner Einsamkeit bestärkte. Und da es tatsächlich genügt, einen Ort bestimmt nicht erreichen zu können, um sich sofort nach ihm zu sehnen, hatte des Esseintes, da er sich den Weg nicht ganz versperrte, berechtigte Hoffnungen, von keinem Wunsch nach Geselligkeit oder irgendwelchem Bedauern überfallen zu werden.

Er hetzte die Maurer auf das erworbene Häuschen, und eines Tages, ohne jemandem Mitteilung davon zu machen, verkaufte er plötzlich sein altes Mobiliar, entließ sein Personal und verschwand, ohne dem Hausmeister eine Adresse zu hinterlassen.

I

Mehr als zwei Monate vergingen, bevor des Esseintes in der schweigenden Ruhe seines Hauses zu Fontenay untertauchen konnte; Einkäufe aller Art zwangen ihn, noch des öfteren nach Paris zu fahren und die Stadt von einem Ende bis zum anderen zu durchheilen.

Aber er hatte auch nichts unterlassen, soviel gegrübelt, ehe er sich entschlossen hatte, seine Wohnung den Innenarchitekten zu überlassen!

Seit langem war er Kenner der Wahrheiten und des Scheinbaren in den Farbtönen. Als er vor langer Zeit noch Frauen bei sich empfing, hatte er sich ein Zimmer zusammengestellt, darin, von kleinen, in matten japanischen Kampf geschnittenen Möbeln umgeben, sich die Leiber unter einer Art Zelt aus indischer rosa Seide matt von den Reflexen abhoben, die der Stoff beutelte.

Dieses Zimmer, darin Spiegel gegenseitiges Echo waren und Zimmer neben Zimmer die Wände entlang bauten, war berühmt gewesen unter jenen Mädchen, die ihre Nacktheit gern in dieses Bad aus lauem Inkarnat tauchten, dessen Reiz erhöht wurde durch den Mentholduft, der dem Holz der Möbel entströmte.

Aber wenn er selbst das Wohltuende dieser geschminkten Luft abzog, die neues Blut der matten, vom Bleiweiß

und lasterhaften Nächten geschwächten und abgenutzten Haut einströmen ließ, genoß er ganz für sich in dieser schmachtenden Umgebung besondere Freuden, Vergnügungen, die dadurch besonders wurden, daß sie gleichsam von der Erinnerung an überwundenes Leid und gestorbene Sorgen unterstrichen wurden.

So hatte er aus Haß, aus Verachtung gegen seine Kindheit an der Decke dieses Zimmers einen kleinen Käfig aus Silberdraht anbringen lassen, darin ein Heimchen wie unter der Asche in den Kaminen des Schlosses zu Lourps zirpte; und sooft er diesen so häufig gehörten Laut vernahm, drängten sich vor ihm alle Stimmen und bedrückenden Abende bei seiner Mutter, die ganze Verlassenheit seiner leidvollen und mit Füßen getretenen Jugend, und dann erhob sich unter den Zärtlichkeiten der Frau, die er mechanisch liebte und deren Worte oder Gelächter seine Vision zerbrachen und ihn zur Wirklichkeit zurückführten, in diesem Zimmer, am Boden, ein Aufruhr in seiner Seele, der Zwang, sich für alle erlittene Trauer zu rächen, eine rasende Sucht, seine Familienerinnerungen durch Lasterhaftigkeit zu beschmutzen, eine wütende Lust, auf Kissen aus Fleisch sich auszutoben, bis zum letzten Tropfen die heftigsten und herbsten sinnlichen Raseien auszukosten.

Andere Male wieder, wenn der Spleen ihn packte und bei herbstlichem Regenwetter die Abneigung vor der Straße, vor seiner Wohnung, vor dem schlammiggelben Himmel und den Makadamwolken ihn erfaßte, dann eilte er in diesen Zufluchtsort, setzte den Käfig in leichte Bewegung

und betrachtete, wie sie sich im unendlichen Spiel der Spiegel wiederholte, bis seine trunkenen Augen wahrnahmen, daß der Käfig sich nicht mehr bewegte, aber das Zimmer schwankte und wankte und das Haus mit einem rosa Walzer erfüllte.

Später, zur Zeit, da des Esseintes es für nötig befand, sich abzusondern, hatte er auch ungemein seltsame Möbel geschaffen: er teilte seinen Salon in mehrere Nischen, die verschieden eingerichtet, aber durch eine äußerst feine Analogie miteinander verbunden, durch einen vagen Akkord fröhlicher oder düsterer, zarter oder barbarischer Tönungen seinen französischen und lateinischen Lieblingswerken angepaßt werden konnten. Er ließ sich in der Nische nieder, deren Einrichtung ihm am besten der Essenz des Werkes zu entsprechen schien, das seine Augenblickslaune ihm zu lesen eingab.

Dann hatte er einen hohen Saal einrichten lassen, der zum Empfang seiner Lieferanten bestimmt war; sie traten ein, setzten sich nebeneinander auf Kirchenbänke; er bestieg eine Kanzel und hielt eine Predigt über den Dandysmus; er ermahnte seine Stiefelmacher und Schneider, sich auf das unbedingtste an seine Vorschriften über den Zugschnitt zu halten, und drohte ihnen mit pekuniärer Exkommunikation, falls sie nicht auf den Buchstaben die in seinen Monitorien und Bullen enthaltenen Anweisungen befolgten.

Er kam in den Ruf eines exzentrischen Sonderlings nicht zuletzt dadurch, daß er weiße Samtanzüge und goldverbrämte Westen trug; als Krawatte trug er im tiefen Aus-

schnitt des Hemdes einen Strauß Parmaveilchen; er gab aufsehenerregende Diners, unter anderen eines, bei dem aus Anlaß des geringfügigsten Mißgeschicks ein Leichenschmaus veranstaltet wurde. In seinem schwarzdrapierten Eßzimmer, das auf den Garten ging und von dem aus man die mit schwarzer Kohle bestreuten Alleen und das kleine, nun von dunklem Basalt umgebene, mit Tinte gefüllte und in einer Gruppe von Zypressen und Pinien stehende Bassin sah, war das Essen auf schwarzem Tischtuch aufgetragen worden; den Tisch schmückten Veilchen und Skabiosen, Kandelaber, in denen grüne Lichter, und Leuchter, in denen Wachskerzen brannten.

Während ein verborgenes Orchester Trauermärsche spielte, waren die Gäste von nackten Negerinnen bedient worden, die mit Glastränen übersäte Pantoffel und Strümpfe aus Silberstoff trugen.

Man hatte aus schwarzumranderten Tellern gegessen: Schildkrötensuppe, russisches Roggenbrot, reife Oliven aus der Türkei, Kaviar, Seebarbenragout, geräucherte Frankfurter Würstchen, Wildbret mit lakritzenfarbenen, wachsigen Saucen, Trüffelpasteten, ambraduftende Schokoladen-Crèmes, Puddings, Nektarinen, Weinbeermus, Maulbeeren und schwarze Kirschen; und getrunken hatte man aus dunklen Gläsern: Weine aus der Limagne und aus dem Roussillon, von Tenedos, Val de Peñas und Porto; und nach dem Mokka und den Nüssen Kwass, Porter und Stout.

»Diner anlässlich einer vorübergehend verstorbenen Männlichkeit«, stand auf den Einladungskarten, die To-

desanzeigen glichen.

Aber diese Extravaganzen, deren er sich einst rühmte, hatten sich von selbst erledigt; heute verachtete er jene knabenhaften und veralteten Auffälligkeiten, außergewöhnliche Kleidung und seltsame Wohnungen. Er gedachte lediglich, sich zu seinem eigenen Vergnügen und nicht mehr zum Erstaunen der anderen ein behagliches und doch erlesenes Heim zusammenzustellen und sich eine merkwürdige, stille und den Bedürfnissen seiner zukünftigen Einsamkeit angepaßte Einrichtung zu schaffen.

Als das Haus in Fontenay fertig und nach seinen Wünschen und Angaben vom Architekten ausgebaut war und als nur noch die Anordnung der Möbel und der Ausstattung bestimmt werden mußte, ließ er abermals und sorgfältig alle Farben und Nuancen Revue passieren.

Er wollte Farben, deren Ausdruck im künstlichen Lampenlicht sich verstärkten; es lag ihm nicht einmal daran, daß sie im Tageslicht fahl und herbe aussehen könnten, denn er lebte ja doch nur des Nachts; er meinte, dann sei man einsamer, mehr zu Hause, der Geist entzünde sich und flamme nur dann wirklich, wenn das Dunkle sein Nachbar wäre; er empfand auch besondere Freude, sich in einem hellerleuchteten Zimmer aufzuhalten, das inmitten der dunkelheitumhüllten und schlafenden Häuser allein wach war; eine Freude, in der auch ein Gran Eitelkeit sein mochte, eine ganz eigene Befriedigung, die jene späten Fleißigen empfinden, wenn sie die Vorhänge zurückschlagen und bemerken, daß um sie herum alles erloschen, alles stumm, alles tot ist.

Langsam ging er die Farbtöne durch.

Blau schießt Fackeln auf falsches Grün; ist es dunkel wie Kobalt und Indigo, so wird es schwarz; ist es hell, neigt es zu Grau; ist es aufrichtig und sanft wie Türkise, so verliert es seinen Glanz und gefriert.

Es konnte also nicht die Rede davon sein, Blau zur Hauptnote eines Zimmers zu machen; höchstens daß man es einer anderen Farbe zur Unterstützung hätte beigegeben können.

Andererseits wird Eisengrau kraus und schwer; Perlgrau verliert seinen Azurschimmer und verwandelt sich in schmutziges Weiß; Braun schläft ein und wird kalt; dunkles Grün, etwa Kaisergrün oder Myrthengrün, ist gleich grobem Blau und fließt ins Schwarze; blieb also mattes Grün, wie Pfauengrün, Zinnobergrün und die Lacke, aber das Licht verbannt sein Blau und behält lediglich sein Gelb, das wiederum nur einen falschen Farbton, trüben Glanz zurückbehält.

Ebensowenig war an die lachsfarbenen, rosa oder Maistöne zu denken; sie hätten mit ihren Weichheiten den einsamen Gedanken widersprochen; über Violett, das sich verliert, brauchte er sich gleichfalls keine Sorgen zu machen; abends überwiegt nur Rot, und welches Rot! Ein zähes, unedles Dunkelrot; ihm erschien es übrigens höchst überflüssig, auf diese Farbe zurückzugreifen, denn, wenn man eine gewisse Dosis Santonin nimmt, sieht man Violett und kann so die Farbe seiner Wandbehänge verwandeln, ohne daran zu rühren.

Lehnte man diese Farben ab, so blieben nur noch drei

übrig; Rot, Orange, Gelb.

Allen zog er jedoch Orange vor und bestätigte so durch sein eigenes Beispiel die Wahrheit einer Theorie, die er für fast mathematisch genau erklärte: daß nämlich zwischen der Sinnlichkeit eines wirklich künstlerischen Individuums und der Farbe, die seine Augen besonders deutlich und leuchtend sehen, eine Harmonie besteht.

Er verwarf den Durchschnitt, dessen grobe Netzhaut die jeder einzelnen Farbe eigene Kadenz und den geheimnisvollen Zauber ihrer Abstufungen und Nuancen nicht wahrzunehmen vermag; verwarf auch das bürgerliche Sehen, das sich dem siegreichen Glanz vibrierender, starker Tönungen entzieht; schätzte lediglich Leute mit raffinierten, durch Literatur und Kunst geschulten Pupillen, und da schien es ihm sicher, daß den Augen dessen, der vom Ideal träumt und Illusionen fordert, im allgemeinen Blau und dessen Ableitungen wohltun, etwa Malve, Lila oder Perlgrau, soweit sie zart bleiben und nicht die Grenze überschreiten, hinter der sie ihre Persönlichkeit verlieren und sich in reines Violett oder offenes Grau verwandeln.

Draufgänger dagegen, Vollblütige, schöne Sanguiniker, ausgesprochen Männliche, die Einleitungen und Episoden verachten, sofort den Kopf verlieren und sich mitten hineinstürzen, die haben meistens Freude am glänzenden Ton von Gelb und Rot, an den Zymbalschlägen von Zinnober und Chrom; das blendet und berauscht sie.

Die Augen der schwachen, nervösen Menschen schließlich, deren sinnlicher Appetit auf gefärbte und gebeizte Speisen aus ist, die Augen der überreizten und hektischen

Leute lieben fast alle jene aufreizende, krankhafte Farbe mit dem falschen Glanz und dem herben Fieber: Orange.

Des Esseintes' Wahl konnte also in keiner Weise zweifelhaft sein; aber große Schwierigkeiten ergaben sich noch. Wenn Rot und Gelb im Licht strahlen, so ist das mit ihrem Kompositum, dem Orange, nicht immer der Fall; es verschwingt sich und geht oft in ein dunkles oder feuerfarbenes Rot über.

Bei Kerzenlicht studierte er alle Orangenuancen und entdeckte eine, von der er meinte, sie müsse sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen und den Forderungen sich entziehen, die er an sie stellte; nach diesen Präliminarien versuchte er, für sein Arbeitszimmer wenigstens, so wenig orientalische Stoffe und Teppiche, als es möglich war, zu verwenden; da jetzt alle reichgewordenen Krämer sie beim Ausverkauf in den Warenhäusern kaufen konnten, waren sie abgeschmackt und gewöhnlich geworden.

Schließlich entschloß er sich, seine Wände wie Bücher in Maroquin binden zu lassen, mit großen Bündeln aus Kapfell, das unter dem Druck einer gewaltigen Presse von starken Stahlplatten glaciert worden war.

Nachdem auf diese Art die Flächen geschmückt waren, ließ er die Leisten und das obere Getäfel in tiefem Indigo malen, in jenem Lackindigo, das die Wagenbauer zum Streichen der Wagen benutzten; die sanft gerundete, ebenfalls mit Maroquin bespannte Decke wies in der Mitte gleich einem großen Guckfenster einen von einer Orangehaut umrahmten Firmamentkreis aus königsblauer Seide auf, in dessen Mitte silberne Seraphim flogen, die einst die

Zunft der Kölnischen Weber für ein altes Prunkornat gewebt hatte.

Als alles fertig aufgestellt war, beruhigte sich das alles am Abend: es wurde milder, setzte sich gleichsam: das Holzwerk verhielt sein vom Orange unterstrichenes und gleichsam erwärmtes Blau; das Orange wiederum strahlte unversehrt, wie entfacht vom nahen Hauch der Blaus.

Was Möbel anbelangte, so brauchte des Esseintes sich darüber nicht lange den Kopf zu zerbrechen; der einzige Luxus dieses Zimmers mußte in Büchern und seltenen Blumen bestehen; er sparte es sich für später auf, die vorläufig leeren Wände mit einigen Zeichnungen oder Gemälden zu schmücken, und beschränkte sich darauf, die Wände entlang Büchergestelle aus Ebenholz aufzustellen, den Boden mit Fellen von wilden Tieren und Blaufuchspelzen zu bedecken und um einen massiven Geldwechsellertisch aus dem XV. Jahrhundert tiefe Sessel mit Ohrenlehnen und ein altes Kirchenpult anzuordnen; dieses schmiedeeiserne Pult war eines jener Chorpulte, auf das der Diakon das Antiphonarium zu legen pflegte: jetzt trug es einen der schweren Bände des »Glossarium mediae et infimae latinitatis« von Du Cange.

Die Fenster, deren in der Glasur gerissene, bläuliche, und wie von Flaschenböden übersäte und goldgetupfte Scheiben die Aussicht auffingen und nur mattes Licht eindringen ließen, wurden mit Vorhängen verhangen, die aus alten Stolen geschnitten waren; deren dunkelgewordenes und gleichsam gesäuertes Gold im Rahmen eines fast toten Rot erlosch.

Und auf dem Kamin, dessen Bekleidung ebenfalls aus dem prächtigen Stoff einer florentinischen Dalmatika bestand, enthielt zwischen zwei byzantinischen Ostensorien aus vergoldetem Kupfer, die aus der alten Abtei Bois-aux-Bièvre stammten, eine wundervolle Meßtafel, deren drei Teile wie Spitzen gearbeitet waren, unter dem Glase ihres Rahmens drei Gedichte von Baudelaire auf authentischem Pergament in herrlichen Meßbuchbuchstaben mit prächtigen Ausmalungen; rechts und links die Sonette »Der Tod der Liebenden« – »Der Feind«; – und in der Mitte das Gedicht in Prosa, das den Titel trägt: »Any where out of the world« – »Gleichviel wo, außerhalb der Welt«.

II

Nach dem Verkauf seiner Güter behielt des Esseintes die beiden alten Dienstboten, die seine Mutter gepflegt hatten; sie waren im Schlosse Lourps, das bis zu seiner Versteigerung unbewohnt und leer gewesen war, Verwalter und Hausmeister gewesen.

Diese Leute, die an Krankenpflege, an die Regelmäßigkeit, von Stunde zu Stunde besonders zubereitete Getränke und Arzneien einzugeben, und das strenge Schweigen von Klausenmönchen, ohne jede Verbindung mit der Außenwelt in Zimmern mit verschlossenen Türen und Fenstern gewohnt waren, diese beiden Leute ließ er nach Fontenay kommen.

Der Mann mußte die Zimmer reinigen und einholen, die Frau die Küche besorgen. Des Esseintes räumte ihnen den ersten Stock ein, gewöhnte sie daran, dicke Filzschuhe zu tragen, ließ Windfänge vor den gutgeölten Türen anbringen und den Fußboden mit dicken Teppichen ausschlagen, um über seinem Kopf niemals das Geräusch ihrer Schritte vernehmen zu müssen.

Ebenso vereinbarte er mit ihnen die Bedeutung gewisser Klingelzeichen und bestimmter Glockenanschläge, je nach Zahl, Kürze oder Länge; bezeichnete auf seinem Schreibtisch den Platz, auf den sie jeden Monat, während er

schlief, das Wirtschaftsbuch zu legen hatten, und richtete sich in allem so ein, daß er sie möglichst wenig zu sehen oder mit ihnen zu sprechen hatte.

Da die Frau jedoch des öfteren am Haus entlanggehen mußte, um zu einem Schuppen zu gelangen, in dem das Brennholz lagerte, so wollte er vermeiden, daß ihr Schatten, wenn sie an seinem Fenster vorbeiging, ihn erschreckte; er ließ daher eine Tracht aus flämischem Seidenstoff machen, mit weißer Mütze und breiter, schwarzer Kapuze, die weit herunterhing, ähnlich der, die in Gent von den Frauen der Beginenklöster getragen wird. Ging dieser Schatten in der Dämmerung an ihm vorbei, so hatte er die Empfindung, er wäre im Kloster; er mußte an jene stummen, frommen Dörfchen denken, die, tote Quartiere, eingeschlossen und zurückgedrängt, irgendwo im Winkel einer lebendigen und tätigen Stadt stehen.

Er regelte auch die unveränderlichen Stunden der Mahlzeiten, die übrigens wenig kompliziert und sehr mager waren, da sein schwacher Magen ihm ohnedies verbot, beliebige oder schwere Speisen zu sich zu nehmen.

Im Winter um fünf Uhr, nach Einbruch der Dunkelheit, frühstückte er leicht: zwei weiche Eier, gebratenen Aufschnitt und Tee; gegen elf nahm er sein Mittagbrot; trank des Nachts Kaffee, manchmal auch Tee und Wein und nahm gegen fünf Uhr morgens, bevor er zu Bett ging, noch eine kleine Mahlzeit zu sich.

Diese Mahlzeit, deren Anordnung und Speisefolge zu Beginn jeder Jahreszeit ein für allemal festgesetzt worden war, nahm er an einem Tisch in einem kleinen Zimmer ein,

das von seinem Arbeitszimmer durch einen gepolsterten und hermetisch verschlossenen Gang getrennt war, der in keines der durch ihn in Verbindung stehenden beiden Zimmer den geringsten Geruch oder das kleinste Geräusch dringen ließ.

Mit seiner gewölbten Decke aus halbkreisförmig gebogenen Balken, seinen Wänden, dem Fußboden aus Pitchpineholz und dem ins Holz geschnittenen Fenster — der Luke an einer Stückpforte ähnlich — glich dieses Speisezimmer der Kabine eines Schiffes.

Gleich den japanischen Schachteln, die ineinanderliegen, war dieses Zimmer in ein anderes eingebaut, das das wirkliche vom Architekten gebaute Speisezimmer war.

Das hatte zwei Fenster; eines, das jetzt unsichtbar und von der Wand verdeckt war: die konnte jedoch mittels einer Feder beliebig aufgeklappt werden; dann konnte die Luft durch diese Öffnung eintreten, rings um die Pitchpine-Schachtel herumkreisen, hineindringen und den Luftwechsel sichern; und ein zweites, sichtbares, denn es lag der in die Täfelung geschnittenen Luke genau gegenüber, wurde aber stets geschlossen gehalten; denn den Raum zwischen der Luke und diesem wirklichen Fenster, das in die wirkliche Mauer eingelassen war, nahm ein großes Aquarium ein. Um die Kabine, zu erhellen, mußte das Licht also durch das Fenster, dessen Scheiben durch Spiegel ohne Steinölunterlage ersetzt worden waren, durch das Wasser und schließlich durch das Glas der Luke.

Wenn der Samowar auf dem Tisch rauchte, wenn im Herbst die Sonne im Untergehen war, leuchtete rötlich das

Wasser des Aquariums im gleichen, trüben Licht und warf auf die helle Täfelung Flammenschimmer.

Manchmal nachmittags, wenn des Esseintes zufällig wach und aufgestanden war, betätigte er die Röhren und Leitungen, durch die das Aquarium entleert und wieder mit reinem Wasser gefüllt werden konnte; dann ließ er Tropfen von Farbensenzen hineingießen und verschaffte sich nach Belieben grüne oder lachsfarbene, opalene oder silberschimmernde Färbungen, wie wirkliche Flüsse sie haben, je nach der Himmelsfarbe, der mehr oder minder starken Sonnenglut, den mehr oder minder stark betonten Regenmöglichkeiten, kurz, je nach der Jahreszeit und der jeweiligen Atmosphäre.

Er kam sich dann vor wie im Zwischendeck einer Brigg, und neugierig betrachtete er sonderbare mechanische Fische, die wie Uhren aufgezogen werden konnten und sich in künstlichem Gras fingen; oder er sog tief den Teergeuch ein, den man im Zimmer verbreitet hatte, bevor er eintrat, und betrachtete bunte Gravuren an den Wänden, auf denen, wie in den Büros der Schifffahrtsgesellschaften, Dampfer abgebildet waren, die nach Valparaíso und dem la Plata fahren, oder eingerahmte Blätter, auf denen die Fahrpläne der Linien »Royal mail steam Packet« und »Lopez und Valéry« oder die Anlegeplätze und Frachtsätze der Postlinien im Atlantik verzeichnet waren.

Und war er des Lesens in diesen Fahrplänen müde geworden, so ruhte er seine Augen aus, indem er Chronometer und Bussolen, Sextanten und Kompassse, Mastverstärkungen und umherliegende Karten betrachtete, die

auf einem Tische lagen; darunter befand sich ein einziges Buch, das in Seekalbleder gebunden war: »Die Abenteuer des Gordon Pym«, für ihn eigens auf reinfaserigem, blattweis ausgesuchtem Streifenpapier mit einer Möwe als Wasserzeichen gedruckt.

Er sah Angelstöcke, braungegerbte Netze, Rollen roten Segeltuches und einen kleinen, schwarzgestrichnen Anker aus Kork, die alle auf einem Haufen in der Nähe der Tür lagen, die über einen gepolsterten Gang zur Küche führte; genau wie der Korridor, der vom Speisezimmer in das Arbeitszimmer führte, ließ auch dieser Gang kein Geräusch und keinen Geruch eindringen.

So verschaffte er sich, ohne sich zu rühren, die schnellen, fast augenblickskurzen Genüsse einer Reise nach fernem Ziel, und das Vergnügen am Aufenthaltswechsel, das alles in allem niemals im Gegenwärtigen, sondern meist nur in der Erinnerung, niemals in der Minute, da es sich vollzieht, besteht, dieses Vergnügen genoß er rückhaltlos, behaglich, ohne Übermüdung, ohne Lärm, in dieser Kabine, deren zurechtgemachte Unordnung, deren auf das Vorübergehende gerichteter Zuschnitt und gleichsam nur temporäre Einrichtung ziemlich genau dem vorübergehenden Aufenthalt entsprach, den er zu seinen kurzen Mahlzeiten nahm, und die in diametralem Gegensatz zu seinem Arbeitszimmer stand, das ein endgültig eingerichteter, ordentlicher, wohlgefügt und für die strikte Innehaltung einer häuslichen Lebensführung eingerichteter Raum war.

Bewegung erschien ihm überdies unnütz, und die Phan-

tasie, glaubte er, könnte leicht die gemeine Wirklichkeit der Dinge ergänzen. Seiner Ansicht nach konnte man alle Begierden befriedigen, die im normalen Leben am schwersten zu stillen sind, und das durch eine kleine Ausflucht, durch eine annähernde Verfälschung des ersehnten Gegenstandes mittels der Wünsche selbst. So liegt es ja heute auf der Hand, daß jeder Feinschmecker sich in den für die Vortrefflichkeit ihres Kellers bekannten Gasthäusern an Gewächsen erfreut, die mit schlechtesten Weinsorten nach dem Pasteur-Verfahren fabriziert werden. Aber diese Weine haben nun einmal, ob echt, ob falsch, das gleiche Aroma, die gleiche Farbe und die gleiche Blume, und folglich ist der Genuß beim Trinken dieser zurechtgemachten, künstlichen Flüssigkeit unbedingt der gleiche wie der, den man beim Genuß des reinen, natürlichen, selbst um Geld nicht käuflichen Weines empfände.

Wenn man diese verfängliche Abweichung, diese geschickte Lüge ins Intellektuelle überträgt, steht es außer Zweifel, daß man, ebenso leicht wie in der materiellen Welt, eingebildete, in allen Punkten den wirklichen Freuden ähnliche Genüsse haben kann; man kann zum Beispiel lange Forschungsreisen unternehmen, indem man vor einem Kamin sitzt und nötigenfalls den schwerfälligen Geist durch das suggestive Lesen eines Werkes unterstützt, das von weiten Reisen erzählt; man kann ebenso — ohne Paris zu verlassen — sich den wohltuenden Eindruck eines Seebades verschaffen; man braucht nur ins Vizier-Bad zu gehen, das mitten in der Seine auf einem Prahm eingerichtet ist.

Man läßt dort das Wasser in der Badewanne salzen und tut gemäß der Formel des Arzneibuchs Schwefelsulfat und Magnesium- und Kalksäure dazu; zieht aus einem sorgsam verschlossenen Kästchen durch ein Schraubenloch ein Endchen Schnur oder Kabel, das man extra aus einem jener großen Seillager geholt hat, deren weite Lagerräume und Erdgeschosse nach Flut und Hafen riechen; atmet tief den Duft, den die Schnur oder das Endchen Kabel noch haben muß; betrachtet lange und eingehend eine Photographie des Kasinos und liest eifrig im Führer von Joanne, der die Schönheiten des ersehnten Strandes beschreibt; läßt sich dann von den Wellen wiegen, die von den Dampferwellen kommen, welche gegen die Pontons schlagen; lauscht auf den klagenden Wind, der sich unter den Brückenbögen fängt, und das dumpfe Geräusch der Omnibusse, die zwei Schritte entfernt über dem Kopf über die Royal-Brücke rollen — und die Illusion des Meeres ist unleugbar, gebieterisch und sicher.

Man muß es nur verstehen, seinen Geist auf einen einzigen Punkt konzentrieren und sich genügend abstrahieren zu können, um die Halluzination zu erreichen und den Traum von der Wirklichkeit der Wirklichkeit unterzuschieben.

Übrigens schien das Künstliche des Esseintes das auszeichnende Merkmal des menschlichen Genies zu sein.

Er pflegte zu sagen, die Natur wäre überwunden: durch die abstoßende Einförmigkeit ihrer Landschaften und Himmelswölbungen hätte sie endgültig die aufmerksame Geduld der Raffinierten überspannt. Welche Flachheit ei-

nes auf sein Spezialgebiet beschränkten Spezialisten, welches kleinliches Krämertum, das auf Kosten aller anderen nur einen Artikel führt, welches eintöniges Baum- und Wiesengeschäft, welches langweilige Meeres- und Gebirgsagentur!

Es gibt übrigens keine derartige Erfindung, mag sie noch so fein oder grandios sein, die das Genie des Menschen nicht zu schaffen vermöchte; kein Wald von Fontainebleau, kein Mondschein, den von elektrischen Lichtwellen überflutete Dekorationen nicht hervorbringen könnten; keine Kaskade, die die Hydraulik nicht zum Täuschen ähnlich nachahmte; kein Felsen, den Pappgebilde nicht erreichten; keine Blume, deren blendender Taft und zartgemaltes Papier nicht gleichkämen!

Zweifellos: die alte Faselliese hat jetzt die nachsichtige Bewunderung der wahren Künstler verwirkt, und der Augenblick ist gekommen, da sie in allem, wo es nur irgend möglich ist, durch das Künstliche ersetzt werden muß.

Und vor allem das ihrer Werke, das am köstlichsten sein soll, dessen Schönheit nach aller Ansicht am ursprünglichsten und vollkommensten ist: die Frau; hat der Mann nicht ganz allein ein lebendiges künstliches Wesen geschaffen, das ihr hinsichtlich plastischer Schönheit reichlich ebenbürtig ist? Gibt es hienieden ein in den Freuden der Hurerei empfangenes und aus den Schmerzen der Mutterschaft entstandenes Wesen, dessen Modell, dessen Typ glänzender und blendender ist als das der beiden Lokomotiven, die auf den Linien der Nordbahn fahren?

Die eine ist die Crampton, eine herrliche Blondine mit spitzer Stimme, von hohem, zerbrechlichem Wuchs, in ein

funkelndes Kupferkorsett gepreßt, mit geschmeidigen und nervösen Katzenbewegungen, eine geputzte und vergoldete Blondine, deren außerordentliche Anmut erschreckt, wenn sie ihre Stahlmuskeln spannt, die lauen Flanken zur Transpiration zwingt und die gewaltige Rosette ihres feinen Rades bewegt und lebendig an der Spitze der Eil- und Blitzzüge dahinrast!

Die andere ist die Engerth, eine stattliche und düstere Brünnette mit dumpfen rauhen Lauten, mit untersetzten Lenden, die in einen Gußeisenküraß gepreßt sind, ein Monstrum, ein Tier mit entfesselter, schwarzer Rauchmähne und sechs niedrigen, gekuppelten Rädern; welche hinreißende Gewalt, wenn sie schwer und langsam die Schlange der Güterwagen hinter sich herschleppt und die Erde erzittern macht!

Unter den zerbrechlichen blonden und den majestätischen brünetten Schönheiten gibt es sicherlich keine ähnlichen Beispiele zarter Schlankheit und erschreckender Kraft; man kann mit Bestimmtheit behaupten: in seiner Art hat der Mensch etwas ebenso Gutes geschaffen wie der Gott, an den er glaubt.

Diese Gedanken kamen des Esseintes, sooft der Wind den Pfiff der Kindereisenbahn zu ihm trug, die zwischen Paris und Sceau Kreisel spielt; sein Haus lag ungefähr zwanzig Minuten von der Station Fontenay entfernt, aber die Höhe, in der es lag, und die Zurückgezogenheit ließen niemals das Getöse der Menschenmengen herüberdringen, das sonntags die Nähe eines Bahnhofs unweigerlich heraufbeschwört.

Das Dorf selbst kannte er kaum. Eines Nachts hatte er vom Fenster aus die schweigende Landschaft betrachtet, die sich abwärts bis zum Fuße eines Hügels erstreckt, auf dessen Gipfel die Batterien des Wäldchens von Verrières stehen.

Im Dunkeln türmten sich links und rechts undeutliche Massen, die fernhin von anderen Batterien und Forts beherrscht waren, deren hohe Böschungen im Mondschein wie mit Silberfarben auf den dunklen Himmel gemalt schienen.

Durch den von den Höhen fallenden Schatten verkürzt, schien die Ebene in der Mitte wie mit Stärkemehl gepudert und mit weißem Gold-Cream überzogen; in der lauen Luft atmeten die fahlen Gräser gewöhnliche Gewürzgerüche aus; die Bäume, vom Mond wie mit Kreide eingerieben, steilten zerzaustes Laub und verdoppelten ihre Stämme, deren Schatten wie schwarze Striche über dem Gipsboden lagen, wo Gestein blitzte wie Tellerkreise.

In Anbetracht ihrer Schminke und ihres künstlichen Aussehens mißfiel diese Landschaft des Esseintes durchaus nicht; aber seit jenem Nachmittage, an dem er auf der Haussuche Fontenay durchstreift hatte, hatte er sich tagsüber nie wieder auf den Wegen ergangen; überdies erregte das Grün dieser Landschaft nicht das geringste Interesse in ihm, denn es bot nicht einmal jenen zarten, kläglichen Reiz, der den rührenden krankhaften Anpflanzungen eigen ist, die mit Mühe und Not auf den Wällen zwischen dem Schutt gedeihen. Außerdem hatte er an diesem Tage im Dorf Bürger mit Bäuchen und Backenbärten gesehen

und Leute mit Schnurrbärten in Kostümen, die gleich heiligen Sakramentbildern, Beamten- und Soldatenköpfe trugen; seit dieser Begegnung war sein Abscheu vor Menschengesichtern noch größer geworden.

Während der letzten Monate seines Aufenthaltes in Paris, als er von allem abgestoßen, von Hypochondrie zer schlagen und vom Spleen zerrieben, so empfindliche Nerven bekommen hatte, daß der Anblick eines mißliebigen Gegenstandes oder Wesens sich tief in sein Gehirn fraß, und mehrere Tage nötig waren, um die Spur wenigstens leicht zu verwischen, war auf der Straße ein auch nur flüchtig gesehenes Menschengesicht eine seiner schmerz lichsten Qualen.

Er litt in der Tat beim Anblick gewisser Physiognomien, betrachtete die väterlichen oder strengen Mienen gewisser Gesichter als Beleidigung und hatte geradezu Lust, die Leute zu ohrfeigen; etwa den Herrn, der mit allwissendem Ansehen die Lider senkte und spazierenging; oder einen, der sich lächelnd vor den Spiegeln drehte; oder einen dritten schließlich, der eine Welt von Gedanken zu erwägen schien, aber dabei mit gerunzelten Brauen seine Butterbrote und die vermischten Nachrichten in der Zeitung verschlang.

Er witterte eine so eingewurzelte Blödheit, einen so großen Haß auf seine eigenen Gedanken, eine solche Verachtung für Literatur und Kunst, für alles, was er anbetete, witterte, daß all dies so eingewurzelt und verankert in diesen engen Krämerschädeln war, die nur an Spitzbübereien und Geld dachten oder der gewöhnlichen Zerstreung

mittelmäßiger Geister, der Politik, zugänglich sind, daß er außer sich vor Wut heimeilte und sich mit seinen Büchern einriegelte.

Und schließlich haßte er aus Herzensgrund die neue Generation, diese Gesellschaft widerlicher Flegel, die das Bedürfnis haben, in den Gasthäusern und Cafés laut zu sprechen und zu lachen, die einen auf den Bürgersteigen anstoßen, ohne um Verzeihung zu bitten, und einem, ohne sich zu entschuldigen, ja auch nur ohne den Hut zu lüften, die Räder eines Kinderwagens zwischen die Beine schleudern.

III

Ein Teil der Regale an den Wänden seines orange-blauen Arbeitszimmers war ausschließlich mit lateinischen Werken angefüllt; die Intellektuellen, die von den jämmerlichen wiedergekäuten Vorträgen an den Universitäten gezähmt worden sind, pflegen sie unter dem allgemeinen Namen: »Dekadenz« zusammenzufassen.

Denn die lateinische Sprache, wie sie zur Zeit gepflegt wurde, die die Lehrer hartnäckig das große Jahrhundert nennen, reizte ihn wenig. Diese beschränkte Sprache mit den abgemessenen Redewendungen, die fast unveränderlich, ohne syntaktische Geschmeidigkeit, ohne Farben und ohne Abstufungen war, die in allen Nähten abgeschabt war und noch den Saft der holprigen, allerdings bisweilen bilderreichen Wendungen vergangener Zeiten ausdrückte, konnte allenfalls die majestätischen Abgeschmacktheiten und die von Rhetoren und Dichtern wiedergekäuten Gemeinplätze vermitteln, aber sie strömte eine solche Langeweile und Abgestumpftheit aus, daß man bei linguistischen Studien zum französischen Stil aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. kommen muß, um eine ebenso freiwillig entkräftete und feierlich ermüdende, graue Sprache anzutreffen.

So schien ihm der sanfte Vergil, den die Pauker den

Schwan von Mantua nennen, zweifellos, weil er nicht in dieser Stadt geboren ist, einer der fürchterlichsten Schulfüchse und finstersten Schwätzer zu sein, den das Altertum je hervorgebracht hat; seine gewaschenen und zurechtgemachten Hirten, die sich gegenseitig Töpfe voll kalter und sentenziöser Verse über den Kopf gießen, sein Orpheus, den er mit einer weinenden Nachtigall vergleicht, sein Aristeus, der über Bienen zu greinen beginnt, sein Aeneas, diese unbestimmte und zerfließende Gestalt, die gleich einem chinesischen Schatten mit hölzernen Bewegungen hinter der schlecht beherrschten und schlecht geölten Leinwand des Gedichtes einerspaziert — alle brachten ihn zur Verzweiflung. Er hätte sogar die langweiligen Albernheiten hingegenommen, die diese Marionetten untereinander in die Kulissen sprechen; ja, er hätte die unverschämten Entlehnungen bei Homer, Theokrit, Ennius und Lukrez verziehen, selbst den glatten Diebstahl des zweiten Gesangs der Äneis, der, wie Macrobius nachgewiesen hat, fast Wort für Wort aus einem Gedicht des Pisander abgeschrieben ist, kurz, er hätte ihm all die unwiedergebbare Hohlheit dieser Masse von Gesängen verziehen; mehr jedoch stieß ihn der Bau dieser Hexameter ab, die nach Blech und hohler Kanne klangen und ihre literarisch nach der starren Vorschrift einer pedantisch-trockenen Prosodie abgemessenen Verse dahinschleppten; verletzte ihn das Gewebe dieser starren und reibeisenrauen Verse in ihrer offiziellen Haltung, ihrer gemeinen Huldigung vor der Grammatik: immer waren sie durch eine unbeirrbar Zäsur wie mit der Maschine zerschnitten und in immer glei-

cher Weise durch den Stoß eines Daktylus auf einen Spon-
däus aufeinander aufgefahren.

Der vervollkommneten Schmiede des Catull entlehnt, marterte ihn geradezu diese unveränderliche Metrik, die ohne Phantasie und Mitleid war, voll unnützer Worte, voller Füllsel und voll Flickworten mit den stets gleichen, im voraus bekannten Verzierungen; er schauderte vor dem unaufhörlich wiederkehrenden, elenden homerischen Epitheton, das nichts bezeichnete, auf nichts deutete, vor dem ganzen dürftigen Wortschatz mit seinen flachen und schwachen Abstufungen.

Es muß hinzugefügt werden, daß, war seine Bewunderung für Vergil überaus bescheiden und sein Geschmack an den klaren Ausdrücken Ovids sehr zart und gedämpft, sein Ekel vor der Elefantenanmut des Horaz, vor dem Geschwätz dieses zur Verzweiflung bringenden Tolpatschs, der sich mit vergipsten alten Clownmätzchen läppisch auf-
führt, geradezu grenzenlos war.

In der Prosa entzückten ihn die wortreiche Sprache, die tönenden Metaphern und die verworrenen Weitschweifigkeiten Ciceros ebensowenig; seine prahlerischen Verweise, die Flut seiner patriotischen Phrasen, seine emphatischen Ansprachen, sein massiger, fleischiger, wohlgenährter, aber mit der Speckseite zugekehrter, mark- und knochenloser Stil, die unerträglichen Schlackenberge seiner langen Adverba, die am Anfang des Satzes stehen, die unveränderlichen Formeln seiner fettigen, durch den Faden der Konjunktionen schlecht untereinander verbundenen Perioden und schließlich die ermüdenden, gewohnheitsmäßig

gebrauchten Tautologien — all das vermochte ihn in keiner Weise zu reizen; und nicht viel mehr als Cicero begeisterte ihn der für seinen Lakonismus berühmte Cäsar; denn bei ihm zeigte sich die Übertreibung nach der entgegengesetzten Seite: eine trockene Dürftigkeit, eine Sprichwort-Dürre, eine unglaubliche und ungebührliche Verstopfung.

Alles in allem gefielen ihm weder diese Schriftsteller noch die folgenden, die doch das Entzücken der falschen Gelehrten bilden: Sallust, der immerhin weniger farblos als die anderen ist; der sentimentale und pompöse Titus-Livius; der bleiche, aufgeschwemmte Seneca; der lymphatische und gespensterhafte Sueton; Tacitus, der in seiner sorgfältigen Abgemessenheit nervöseste, herbste und muskulöseste von allen. In der Poesie ließen ihn Juvenal trotz einiger hartbeschuhter Verse und Persius trotz seiner geheimnisvollen Einflüsterungen vollkommen kalt. Des Esseintes übergig Tibull und Properz, Quintilian und beide Plinius, Stadius, Martial, sogar Terenz und Plautus, deren Sprache voller Neubildungen, zusammengesetzter Wörter und Diminutive ihm wohl gefiel, deren gemeine Komik und deren grober Witz ihn jedoch abstießen; er begann sich für die lateinische Sprache erst mit Lukian zu interessieren, denn da war sie breiter, ausdrucksreicher und weniger grämlich; dieser ausgearbeitete Beschlag, diese mit Email plattierten und mit Juwelen gepflasterten Verse nahmen ihn gefangen, aber die ausschließliche Voreingenommenheit für die Form, der Klang der Tonunterschiede, der metallische Glanz konnten nicht ganz die leeren Ge-

danken maskieren, den Wulst der Wölbungen, die die Haut der »Pharsalia« beuteln.

Petronius war der Schriftsteller, den er wirklich liebte und der ihn dazu brachte, die tönenden Geschicklichkeiten des Lukian für immer zu verbannen.

Petronius war ein scharfsichtiger Beobachter, ein feiner Analytiker, ein wundervoller Maler; ohne Partei zu nehmen, ohne Haß beschrieb er in aller Ruhe Roms Alltagsleben, erzählte er in den behenden kleinen Kapiteln des »Satiricon« die Sitten seiner Zeit.

Er vermerkte die Ereignisse nach Gebühr, stellte sie in endgültiger Form richtig und entrollte so ein Bild des bescheidenen Daseins des Volkes, seiner Erlebnisse, seiner Bestialitäten und Hemmungslosigkeiten.

Hier fragt ein Kontrollbeamter in den Absteigequartieren nach den Namen der kürzlich angekommenen Reisenden; da kreisen in einem Bordell Leute um nackte Frauen, die zwischen Tafeln stehen, während man durch die nur halb geschlossenen Türen die ineinander verstrickten Paare sieht; und da wie überall, in den Villen von unerhörtem Luxus und wahnsinnigem Reichtum und Prunk und danach in den elenden Herbergen mit ihren verlausten, ungemachten Gurtbetten bewegt sich die Gesellschaft der Zeit: unsaubere Spitzbuben wie Ascyltos und Eumolpos, die einen fetten Raub suchen; mit geschürzten Gewändern alte Lustgreise, deren Wangen mit Bleiweiß und Akazienrot belegt sind; feiste, zurechtgemachte Lustknaben von sechzehn Jahren; Frauen, die hysterischen Anfällen zum Opfer fallen; Erbschleicher, die ihre Knaben und

Mädchen den Ausschweifungen der Erblasser anbieten; alle laufen über die Seiten des Buches, streiten in den Straßen, betasten sich in den Bädern, prügeln sich wie in einer Pantomime.

Und all das wird in einem Stil von seltener Frische, genauer Farbgebung erzählt, in einem Stil, der aus allen Dialekten schöpft, allen in Rom durcheinandergewürfelten Sprachen Ausdrücke entlehnt und so alle Grenzen sprengt, alle Fesseln des sogenannten großen Jahrhunderts, indem er jedem sein Idiom zuweist: den ungebildeten Freigelassenen das Vulgärlatein, den Jargon der Straße; den Fremden ihr barbarisches Sprachgemisch, das sich aus Afrikanisch, Syrisch und Griechisch zusammensetzt; den blöden Pedanten, wie etwa Agamemnon, eine Rhetorik mit unechten Worten. Diese Leute sind mit einem Federstrich umrissen, wie sie sich um einen Tisch flegeln, abgeschmackte Säuferreden wechseln, senile Grundsätze von sich geben, alberne Redensarten loslassen und ihre Schnauzen dem Trimalchio zuwenden, der sich die Zähne reinigt, der Gesellschaft Nachtgeschirre anbietet, sie mit der Gesundheit seiner Eingeweide unterhält, furzt und sie dabei auffordert, es sich so behaglich wie möglich zu machen.

Dieser realistische Roman, dieses aus dem lebendigen Fleisch des römischen Lebens geschnittene und, was man auch sagen mag, auf keine Reform oder Satire zielende und um Ziel oder moralischen Zweck unbesorgte Stück, diese intrigen- und handlungslose Geschichte, die die Abenteuer für Sodom reifer Menschen aufweist, mit ruhiger Feinheit Freud und Leid dieser Liebschaften und die-

ser Pärchen analysiert und in überreicher Sprache ausmalt, ohne daß der Autor ein einziges Mal zum Vorschein kommt oder das Geringste kommentiert, die Vorgänge und Gedanken seiner Gestalten, die Laster einer zusammenbrechenden Zivilisation, eines Reiches, das Sprünge bekommt, billigt oder verflucht, dieser Roman packte des Esseintes; er ahnte im Raffinement des Stils, in der scharfsinnigen Beobachtung, in der methodischen Geschlossenheit seltsame Ähnlichkeiten und sonderbare Analogien mit den wenigen modernen französischen Romanen, die er ertragen konnte.

Er trauerte lebhaft um den Verlust des »Eustion« und der »Albutia«, der beiden Arbeiten des Petron, die Placidius Fulgentius erwähnt und die für immer verloren sind; aber der Bibliophile in ihm tröstete den Gelehrten, wenn er in ehrfurchtvollen Händen die herrliche Ausgabe hielt, die er vom »Satiricon« besaß: eine Oktavausgabe aus dem Jahre 1585 mit dem Namen J. Dousa, Leyden.

Nach Petronius ging seine lateinische Sammlung ins zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, übersprang den Deklamator Fronto, der verjährte, schlecht zusammengeflückte und dürftig aufgefrischte Ausdrücke gebrauchte, desgleichen seines Schülers und Freundes Aulus Gellius »Attische Nächte«; das Werk eines scharfsinnigen und aufspürenden Kopfes, der aber in klebrigem Schlamm steckenblieb, und hielt schließlich inne vor Apuleius, dessen Folio-Erstaussgabe, 1469 in Rom gedruckt, eine Zierde der Bibliothek war.

Dieser Afrikaner machte ihm Freude; in seinen »Me-

tamorphosen« kam die lateinische Sprache zu voller Entfaltung; sie führte Schlacken und alle möglichen, aus jeder Provinz fließenden Wasser mit sich, und alle vermischten sich, verschwammen zu einer sonderbaren, exotischen, fast neuen Farbe zusammen; Übertreibungen, neuartige Einzelheiten der lateinischen Gesellschaft schmiegt sich in Neubildungen, die in irgendeinem Winkel Afrikas für die Bedürfnisse der Unterhaltung geschaffen worden waren; ferner belustigten die Jovialität eines zweifellos feisten Mannes und sein südliches Überströmen. Neben den christlichen Apologeten seines Jahrhunderts wirkte er wie ein geiler und vergnügter Kumpan: neben dem Pseudo-Klassiker Minucius Felix, der in seinem »Octavius« die noch verdickten Emulsionen Ciceros seifig einherwälzte, ja selbst neben Tertullian, den des Esseintes mehr der Alda-Ausgabe als seines Werkes wegen schätzte.

Obgleich er in Theologie sehr beschlagen war, ließen ihn die Streitschriften der Montanisten gegen die katholische Kirche und die Polemiken gegen die Gnosis kalt; daher reizte ihn Tertullians Stil nicht; obwohl dieser Stil knapp und trotzdem voller Zweideutigkeiten war, auf Partizipien ruhte, durch Gegenüberstellungen bewegt war, von Wortspielen und Witzen starrte, von Vokabeln wimmelte, die aus der Jurisprudenz und aus der Sprache der griechischen Kirchenväter übernommen waren, las er kaum in der »Apologetik« und in der »Abhandlung über die Geduld« und höchstens ab und zu einige Seiten aus »Vom Kult der Frauen«, in dem Tertullian die Frauen beschwört, sich nicht mit Schmuck und kostbaren Stoffen zu schmük-

ken und ihnen die Anwendung von Schönheitsmitteln untersagt, weil sie damit versuchen, die Natur zu korrigieren und sie schöner zu machen.

Diese, seinen eigenen diametral entgegengesetzten Gedanken ließen ihn lächeln; dann war ihm Tertullians Rolle in seinem Bistum Karthago Anlaß zu sanften Träumereien; mehr als das Werk zog ihn der Mensch in seinen Bann.

Der hatte in der Tat in bewegten Zeiten gelebt, die von schrecklichen Unruhen erfüllt waren, unter Caracalla, unter Macrinus und dem wundersamen Großpriester von Emesa, Elagabal, und er arbeitete ruhig an seinen Predigten, dogmatischen Schriften, Verteidigungsreden und Homilien, während das römische Reich in seinen Grundfesten erzitterte, der Wahnsinn Asiens und der Abschaum des Heidentums in hohen Wogen brandeten; mit der schönsten Kaltblütigkeit empfahl er fleischliche Enthaltbarkeit, einfache Mahlzeiten und unauffällige Kleidung, während Elagabal über silberne Pulver und goldenen Sand schritt und mit tiaragekröntem Haupt und edelsteinübersäten Gewändern inmitten seiner Eunuchen mit Frauenarbeiten beschäftigt war, sich Kaiserin nennen ließ, alle Nächte einen anderen Kaiser erkor und seine Wahl mit Vorliebe unter Barbieren, Garköchen und Zirkusreitern traf.

Diese Antithese entzückte ihn; die unter Petronius zu letzter Reife gediehene lateinische Sprache begann sich aufzulösen; die christliche Literatur gewann an Boden, brachte neue Gedanken und neue Worte, ungewohnte Konstruktionen, unbekanntes Verben, spitzfindig ergrübelte Adjektiva, die bis dahin in der römischen Sprache

nur selten vorkamen, und die Tertullian als einer der ersten anwandte.

Die nach Tertullians Tode von dessen Schüler Cyprian, von Arnobius und von dem pastosen Lactantius fortgeführte Auflösung wurde jedoch reizlos. Das war ein unvollkommenes, langweiliges Gehabe, eine linkische Umkehr zur ciceronianischen Emphase ohne jenen besonderen Duft indessen, den im IV. Jahrhundert, ganz besonders aber in den folgenden Jahrhunderten das Christentum der heidnischen Sprache verleihen sollte, die gleichsam von Aussatz zerfressen zur gleichen Zeit auseinanderbröckelt, da die Zivilisation der alten Welt in Trümmer geht und unter dem Ansturm der Barbaren die im Eiter der Jahrhunderte verwesenden Reiche zusammenbrechen.

Ein einziger christlicher Dichter, Commodian von Gaza, vertrat in seiner Bibliothek die Kunst des III. Jahrhunderts. Das 259 erschiene »Carmen apologeticum« ist eine Sammlung von Lehren in gewundenen Akrostichen und volkstümlichen Hexametern, die nach der Vorschrift des heroischen Verses zäsurirt und ohne Rücksicht auf den Wert und ohne Beachtung des Hiatus zusammengestellt sind; häufig sogar schon von Reimen durchsät, wie sie das Kirchenlatein später in zahlreichen Beispielen aufweist.

Diese gezogenen, düsteren, gleichsam wilden Verse, voller abgenutzter Ausdrücke und Worte, deren ursprünglicher Sinn verdreht worden war, fesselten ihn, zogen ihn sogar mehr an als der teigige und schon grünspanüberzogene Stil der Historiker Ammianus Marcellinus und Aurelius Victor, des Briefschreibers Symmachus

und des Kompilators und Grammatikers Macrobius; er zog sie sogar den wirklichen, skandierten Versen und der geleckten und stolzen Sprache vor, die Claudian, Rutilius und Ausonius sprachen.

Sie waren damals die Beherrscher der Kunst; erfüllten das sterbende Reich mit ihren Rufen; der Christ Ausonius mit seinem »Cento nuptialis« und seinem reichen, üppigen Gesang »Mosella«; Rutilius mit seinen Hymnen zum Ruhme Roms, seinen Anathemen gegen die Juden und gegen die Mönche, seiner Reisebeschreibung von Italien nach Gallien, darin es ihm gelingt, gewisse optische Eindrücke wiederzugeben, die Verlorenheit der sich im Wasser spiegelnden Landschaften, das Flimmern des Dunstes und die aufliegenden Nebel über den Gipfeln der Berge.

Claudian, gleichsam ein Sprößling Lukians, beherrscht mit der fürchterlichen Fanfare seiner Verse nahezu das ganze IV. Jahrhundert; dieser Dichter schmiedet einen glänzenden und tönenden Hexameter, prägt in Flammenbündeln mit gewaltigem Schlag ein Epitheton, erreicht eine gewisse Größe und treibt sein Werk mit mächtigem Atem empor. Im Reiche des Westens, das mehr und mehr zerfällt, im Wirrwarr der Gemetzel um ihn herum; unter der beständigen Drohung der Barbaren, die sich in Riesenscharen vor den Toren des Reiches drängen, das in seinen Fugen erbebt, läßt er das Altertum wieder aufleben: er besingt die Entführung der Proserpina, läßt seine schillernen Farben sich entfalten und dringt mit brennenden Fackeln in die Dunkelheit, die die Welt einhüllt.

Das Heidentum feiert in ihm seine Auferstehung,

schmettert seine letzte Fanfare und erhebt seinen letzten großen Dichter über das Christentum, das von jetzt an die Sprache gänzlich überflutet und von nun ab für immer mit Paulinus, dem Schüler des Ausonius, der einzige Beherrscher der Kunst bleiben wird; und mit ihm Juvenicus, ein spanischer Priester, der in Versen das Evangelium paraphrasiert; Viktorinus, der Autor der »Makkabäer«; Sanktus Burdigalensis, der die Hirten Egon und Bukulus in einer dem Vergil nachgeahmten Ekloge die Krankheiten ihrer Herden betrauern läßt; und die ganze Reihe der Heiligen: Hilarius von Poitiers, der Verteidiger des Glaubens von Nicäa, der Athanasius des Okzidents, wie man ihn nennt; Ambrosius, der Verfasser unverdaulicher Homilien, der langweilige christliche Cicero; Damasus, der Verfasser lapidarer Epigramme; Hieronymus, der Übersetzer der Vulgata, und sein Gegner Vigilantius von Comminges, der den Heiligenkult angreift, den Mißbrauch der Wunder, das Fasten und mit Argumenten, die alle Zeiten aufnehmen und wiederholen, wider die Klostersgelübde und das Zölibat eifert.

Schließlich im V. Jahrhundert Augustin, der Bischof von Hippo. Den kannte des Esseintes nur zu gut, denn er war der bekannteste Kirchenschriftsteller, der Gründer der christlichen Orthodoxie; die Katholiken betrachten ihn als ein Orakel, als den obersten Meister. Daher öffnete er seine Bücher auch nicht mehr, obwohl Augustin in seinen »Bekennnissen« den Ekel vor der Erde gefeiert und in seinem »Gottesstaat« mit flehendem Mitleid versucht hatte, das entsetzliche Elend des Jahrhunderts durch verführerische

Verheißungen besserer Tage zu lindern. Schon zur Zeit, da er sich noch eifrig mit Theologie beschäftigte, war er der ewigen Predigten und Jeremiaden, seiner Theorien über die Prädestination und die Gnade und seiner Kämpfe gegen die Schismen reichlich müde, ja ihrer völlig überdrüssig gewesen.

Lieber blätterte er in der »Psychomachia« von Prudenz, dem Erfinder des allegorischen Gedichts, das später im Mittelalter schrankenlos wütete, und in den Werken von Sidonius Apollinaris, dessen an Spitzen, Überraschungen, Archaismen und Rätseln reiche Korrespondenz ihn fesselte. Gern las er immer wieder die Lobrede, darin dieser Bischof, von seinen eitlen Hymnen beschwingt, die heidnischen Götter anruft, und trotz allem fühlte er sich hingezogen zu den Übertreibungen und Hintergedanken dieser fabrizierten Dichtungen, die ein geschickter Mechaniker hergestellt hatte, der seine Maschine pflegt, das Getriebe ölt und nötigenfalls neue komplizierte und überflüssige Räder erfindet.

Nach Sidonius bevorzugte er den Panegyriker Mero-
baudes; Sedulius, den Verfasser von gereimten Gedichten und alphabetischen Hymnen, die sich die Kirche zum Teil zu eigen gemacht hat; Marius Victor, dessen verschwommener Traktat über die »Verderbtheit der Sitten« da und dort durch Verse erleuchtet wird, die wie Phosphor leuchten; Paulinus von Pella, den Dichter des zähneklappernden »Eucharisticon«; Orientius, Bischof von Auch, der in den Distichen seiner »Monitorien« wider die Verderbtheit der Frauen wettert, deren Gesichter, wie er behauptet, die

Völker zugrunde richten.

Des Esseintes' Interesse für die lateinische Sprache nahm nicht ab, obwohl sie jetzt vollkommen verwest ihre Glieder verlor, von Eiter troff und kaum einige feste Teile nach dem Zusammenbruch des ganzen Körpers behielt, und die lösten die Christen vollkommen los, um sie im Salz ihrer neuen Sprache einzupökeln.

Die zweite Hälfte des V. Jahrhunderts war gekommen, jene fürchterliche Zeit, da entsetzliche Stöße die Erde erschütterten. Die Barbaren verwüsteten Gallien; Rom war gelähmt, von den Westgoten geplündert, fühlte, wie sein Leben erstarrte, und sah seinen Westen und seinen Osten im Blut schwimmen und sich von Tag zu Tag mehr erschöpfen.

In der allgemeinen Auflösung, inmitten der unaufhörlichen Cäsarenmorde, im Lärm des Gemetzels, das Europa von einem Ende bis zum anderen erfüllte, ertönte ein erschreckendes Hurra, das alle Schreie erstickte und alle Stimmen verdeckte. Von den Ufern der Donau stürzten sich Tausende von Tartaren, auf kleine Pferde gepflanzt, unter Helmen aus Rattenhaut, mit Riesenköpfen, zerquetschten Nasen, von Wunden und Narben durchschluchteten Kinnbacken, gelbsüchtigen und bartlosen Gesichtern im Galopp auf die Reiche Europas wie ein Wirbelwind.

Alles verschwand unter dem Staub ihrer Ritze, im Rauch der Flammen. Es wurde finster, und erstarrt zitterten die Völker: donnernd raste der Sturm vorüber. Die Hunnen fegten über Europa hin, stürzten sich auf Gallien, zerstör-

ben in den Ebenen von Châlons, wo Aetius sie in einem fürchterlichen Angriff zerstampfte. Die Ebene erstickte in Blut, wogte wie ein Meer aus Purpur, zweihunderttausend Leichen sperrten den Weg und zerbrachen den Ansturm der Horde, die auseinandergebrochen ihre Blitzschläge auf Italien niederschmettern ließ, wo die sterbenden Städte aufflammten wie Strohdriemen.

Das Westreich zerbrach unter dem Anprall; das hinterlebende Leben in Blödheit und Unflat erlosch; übrigens schien das Ende der Welt nahe; die von Attila vergessenen Städte waren von Hunger und Pest dezimiert; und die lateinische Sprache schien unter den Trümmern der Welt mit zugrunde zu gehen.

Jahre vergingen; die barbarischen Idiome ordneten sich allmählich, traten wie Erzadern aus dem Gangstein, bildeten wirkliche Sprachen; das aus dem Zusammenbruch von den Klöstern gerettete Latein erhielt sich in Abteien und Pfarren; hie und da blitzten, langsam und kalt, wenige Dichter auf: der Afrikaner Dracontius mit seinem »Hexameron«, Claudius Mamertius mit seinen liturgischen Dichtungen; Avitus von Wien; ferner Biographen wie Ennodius, der von den Wundern des heiligen Epiphanius erzählt, des gefeierten, scharfsinnigen Diplomaten und trefflichen, aufmerksamen Seelenhirten; oder Eugippius, der das unvergleichliche Leben des heiligen Severin beschrieb; dieser Heilige war ein geheimnisvoller Eremit, ein demütiger Asket, der gleich einem Engel der Barmherzigkeit den verzweifelten, vor Leid und Angst wahnsinnigen Völkern erschien; Schriftsteller wie Veranius von Gévaudan, der eine

kleine Abhandlung über die Enthaltbarkeit vorbereitete, oder Aurelian und Ferreolus, die Kirchensatzungen zusammenstellten; Historiker wie Rotherius, berühmt durch eine verlorengegangene Geschichte der Hunnen.

Die Werke der folgenden Jahrhunderte wurden in des Esseintes' Bibliothek immer spärlicher. Immerhin war das VI. Jahrhundert noch durch Fortunatus, den Bischof von Poitiers, vertreten, dessen Hymnen und dessen »Vexilla Regis«, aus dem alten Leichnam der lateinischen Sprache geschnitten und gewürzt mit den Aromata der Kirche, ihn an manchen Tagen reizten; ferner durch Boetius, den alten Gregor von Tours und Jornandes; im VII. und VIII. Jahrhundert beschränkte sich die Literatur außer dem niederen Latein der Chronisten wie Fredegarius und Paulus Diaconus und den im Antiphonarium von Bangor enthaltenen Dichtungen, aus denen er bisweilen die alphabetische, einreimige Hymne zum Ruhme des heiligen Camgill las, fast ausschließlich auf Heiligenbiographien, auf die Legende vom heiligen Columban vom Cönobiten Jonas, und die vom glücklichen Cuthbert, die Beda der Ehrwürdige nach den Notizen eines unbekanntenen Mönchs aus Lindisfarn verfaßt hatte; so blätterte des Esseintes lediglich, wenn er sich langweilte, in den Werken dieser Hagiographen oder las wiederholt Auszüge aus dem Leben der heiligen Rustucila, deren Biograph Defensorius war, oder in der Lebensbeschreibung der heiligen Radegonde, von der eine Nonne aus Poitiers, die bescheidene und naive Baudonivia erzählt.

Aber manche seltsame Arbeit aus der angelsächsisch-

lateinischen Literatur lockte ihn weitaus mehr: die ganze Reihe der Rätsel von Adhelm, von Tatwin, von Eusebius, dieser Nachkommen von Symphosius, und vor allem die vom heiligen Bonifatius in Akrostichon-Strophen zusammengesetzten Rätsel, deren Lösung durch die Initialen der Verse gegeben war.

Sein Interesse erlahmte mit dem Ende dieser beiden Jahrhunderte; alles in allem ergötzte ihn die gewichtige Masse der Karolingischen Latinisten recht wenig: etwa Alkuin oder Eginhard; so begnügte er sich, als Muster für die Sprache im IX. Jahrhundert, mit den Chroniken des Anonymus von St. Gallen, mit Freulf und Reginon, mit dem von Abbo dem Gebeugten über die Belagerung von Paris verfaßten Gedicht, mit dem »Hortulus«, dem didaktischen Gedicht des Benediktiners Walafrid Strabo, dessen der Verherrlichung des Kürbisses, des Symbols der Fruchtbarkeit, geweihtes Kapitel ihn in Entzücken versetzte; mit dem Gedicht von Ermold dem Schwarzen, das die Taten Ludwigs des Frommen feierte, einer Arbeit, die in strengen Hexametern, in herbem, fast schwarzem Stil, in einem eisernen, in Mönchswasser getauchten Latein geschrieben war, darin nur selten da und dort Gefühlshalme im harten Metall steckten; mit dem Gedicht »De viribus herbarum« des Macer Floridus, das ihn hauptsächlich durch poetische Rezepte und die sehr merkwürdigen Eigenschaften ergötzte, die er gewissen Pflanzen und gewissen Blumen zuschreibt: der Osterblume zum Beispiel, die, in Ochsenfleisch getan und auf den Unterleib einer schwangeren Frau gelegt, sie unweigerlich ein männliches Kind zur

Welt bringen läßt; oder dem Borretsch, der, als Aufguß in einem Speisesaal verbreitet, die Gäste erheitert; oder der Päonie, deren zerriebene Wurzel für immer von der Fallsucht heilt; oder dem Fenchel, der, auf die Brust einer Frau gelegt, ihr Wasser reinigt und die Pünktlichkeit der Perioden fördert.

Abgesehen von einigen besonderen, nicht eingereichten, modernen Büchern oder solchen ohne Erscheinungsjahr und gewissen kabbalistischen, medizinischen und botanischen Werken; abgesehen von gewissen vereinzelt Bänden der Patrologie von Migne, die sonst unauffindbare christliche Dichtungen enthielt, und der Anthologie der Kleinen lateinischen Dichter von Wernsdorff; abgesehen von Meursius, Forbergs klassischem Handbuch der Erotologie, der Moechialogie und den Diakonalen zum Gebrauch für Beichtiger, die des Esseintes nur selten abstäubte, machte seine lateinische Bibliothek am Beginn des X. Jahrhunderts halt.

Und in der Tat hatten der Reiz und die naive Kompliziertheit der christlichen Sprache, auch sie, Schiffbruch erlitten. Der Wortschwall der Philosophen und Scholiasten, die Logomachie des Mittelalters gewannen die Oberhand. Die rußigen Haufen von Chroniken und Geschichtsbüchern, die Bleiblöcke der Archive stapelten sich, und die stammelnde Anmut und die mitunter köstliche Ungeschicklichkeit der Mönche, die die dichterischen Reste des Altertums zu frommem Mischmasch mengten, waren tot; die Werkstätten von Worten mit gereinigten Säften, Substantiven, die nach Weihrauch dufteten, seltsamen, grob

im barbarischen und reizenden Geschmack gotischer Schmuckstücke in Gold geschnittenen Beiwörtern, waren zerstört. Des Esseintes' alte Lieblingsausgaben hörten auf – und in gewaltigem Sprunge übersprangen die Bücher in den Regalen übergangslos die Jahrhunderte, um unmittelbar vor der französischen Sprache des neunzehnten Jahrhunderts innezuhalten.

IV

Eines Spätnachmittags hielt ein Wagen vor dem Hause in Fontenay. Da des Esseintes keinen Besuch empfing, da nicht einmal der Briefträger sich in diese ungewohnte Gegend getraute — er hatte weder Zeitungen noch Zeitschriften oder Briefe für ihn —, zögerten die Dienstboten und fragten sich, ob sie öffnen sollten; als aber der Schrei der Glocke mit voller Gewalt gegen die Wand prallte, wagten sie es, den Deckel des in die Tür geschnittenen Guckloches zu heben, und sie erblickten einen Herrn, dessen ganze Brust, vom Halse bis zum Bauch, mit einem gewaltigen goldenen Schild bedeckt war.

Sie benachrichtigten ihren Herrn, der beim Frühstück saß.

»Gewiß, führen Sie ihn herein«, sagte er, denn er erinnerte sich, irgendwann einem Steinhändler seine Adresse zur Ablieferung einer Bestellung gegeben zu haben.

Der Herr grüßte und legte auf den Pitchpine-Fußboden im Speisesaal seinen Schild nieder, der ein wenig schwankte, sich dann anhob und einen schlangenartigen Schildkrötenkopf vorstreckte, der, plötzlich erschreckt, sich wieder unter den Rückenschild zurückzog.

Diese Schildkröte war ein Einfall, den des Esseintes einige Zeit vor seiner Abreise aus Paris gehabt hatte. Als er

eines Tages einen glänzenden Orientteppich betrachtete, der nach den silberweißen Schimmern, die über den Einschlag der Wolle liefen, aladingelb und pflaumenviolett war, hatte er sich gesagt: es wäre gut, wenn man auf diesen Teppich etwas stellte, das sich bewegte und dessen dunkler Ton die Lebhaftigkeit dieser Färbungen verschärfte.

Von diesem Gedanken besessen, war er durch die Straßen gewandert; wie er am Palais Royal vor dem Schaufenster von Chevet stand, hatte er sich an die Stirn geschlagen: da war in einem Bassin eine Riesenschildkröte. Er hatte sie gekauft: und nun, wie sie auf dem Teppich vor ihm lag, setzte er sich vor sie hin und, blinzeln, betrachtete er sie lange Zeit.

Augenscheinlich beschmutzte die Negerkopffarbe des Rückenschildes in grellem Siena die Reflexe des Teppichs, ohne sie zu heben; die vorherrschenden Silberschimmer funkelten jetzt kaum mehr und verwischten sich mit den Zinktönen der matten, harten Schale.

Er nagte an seinen Fingernägeln und suchte nach Mitteln, um diese Mißtöne auszugleichen und der entschiedenen Zwietracht abzuhelfen; er entdeckte endlich, daß sein erster Gedanke, der darin bestand, die Flammen des Stoffes durch einen darauf gesetzten dunklen Gegenstand in Bewegung anzufachen, falsch war; vor allem war der Teppich noch zu grell, zu ungestüm, zu neu. Die Farben waren noch zu wenig abgestumpft und zu voll; man mußte die Sache also beim andern Ende anfassen, mußte die Farben dämpfen, sie löschen durch einen funkelnden Ge-

genstand, der alles um sich herum erdrückte und Goldlicht auf fahles Silber strahlte. So war die Frage leichter zu lösen. Er entschloß sich daraufhin, den Panzer seiner Schildkröte mit Gold überziehen zu lassen.

Aus der Werkstatt zurück, strahlte das Tier wie eine Sonne und glänzte auf dem Teppich, dessen Reflexe matt wurden, mit Ausstrahlungen wie ein gotischer Schild, dessen Schuppen ein Künstler mit barbarischem Geschmack wie Dachziegel übereinander gelegt hat.

Ganz zuerst war des Esseintes von dieser Wirkung entzückt; dann meinte er, dieses Riesenjuwel sei nur flüchtig entworfen und halb skizziert: es wäre erst dann vollkommen, wenn es mit seltenen Steinen ausgelegt sein würde.

Aus einer japanischen Sammlung suchte er eine Zeichnung heraus, die ein Bund Blumen darstellte, die in Büscheln an dünnen Stengeln hingen, nahm das Blatt mit zum Juwelier, zeichnete eine Verbrämung, die diesen Strauß oval umrahmte, und bedeutete dem verblüfften Steinhändler, daß die Blätter und Blüten jeder einzelnen Blume in Edelsteinarbeit ausgeführt und dann in das Schildpatt selbst eingelassen werden müßten.

Die Wahl der Steine hielt ihn auf; der Diamant ist besonders gewöhnlich geworden, seitdem jeder Handlungsgehilfe einen am kleinen Finger trägt; die orientalischen Smaragde und Rubine sind weniger entwertet und blitzen hellstrahlend, aber sie erinnern gar zu sehr an die grünen und roten Augen gewisser Omnibusse, die Laternen in diesen beiden Farben auf ihren Schläfen hissen; die Topase, Rauchtopase und helle, sind billige Steine, die

den Kleinbürgern, welche Schmuckkästchen in Glas-schränken aufheben, sehr am Herzen liegen; selbst der Amethyst, dem die Kirche einen priesterlichen, zugleich salbungsvollen und ernsten Charakter bewahrt hat, hängt an den blutvollen Ohren und steckt an den Wurstfingern der Schlächterfrauen, die sich, für bescheidenes Geld, mit wirklichen und gewichtigen Edelsteinen schmücken wollen; allein der Saphir hat sich ein von industrieller und finanzieller Narrheit unversehrtes Feuer erhalten. Sein auf kaltem, klarem Wasser knisterndes Funkeln hat gleichsam seinen verschwiegenen und hoheitsvollen Adel vor jeder Besudelung schützen können. Leider glänzt sein helles Feuer im Licht nicht mehr; das blaue Wasser saugt sich selbst auf, scheint einzuschlafen, um erst beim Morgen-grauen wieder sprudelnd zu erwachen.

Keiner dieser Steine befriedigte des Esseintes; zudem waren sie zu bekannt. Er ließ überraschendere und bizarre Mineralien durch seine Finger gleiten, um endlich eine Serie wirklicher und Halbedelsteine auszuwählen, deren Zusammensetzung eine bezaubernde und verblüffende Harmonie ergab.

Er setzte seinen Blumenstrauß folgendermaßen zusammen: die Blätter wurden aus Steinen gefaßt, die ein unterstrichenes und fest umrissenes Grün aufwiesen: aus spargelgrünen Chrysoberyllen; aus birnengrünen Chrysolithen; aus olivgrünen Olivinen; und sie hingen an Zweigen aus Almadin und veilchenblaurottem Uvarovit, der in trockenem Glanz funkelt wie Weinstein-glimmer im Innern eines Fasses.

Für die einzelnen vom Stengel abstehenden Blumen verwandte er Bergblau; absichtlich wies er jene orientalischen Türkise zurück, die zu Broschen und Ringen genommen werden und zusammen mit der banalen Perle und der ekelhaften Koralle das kleine Volk entzücken; er wählte ausschließlich Türkise aus dem Westen, Steine, die, sozusagen, nur fossiles, mit kupfrigen Substanzen durchsetztes Elfenbein sind und deren blaßgrünes Blau verschleimt, undurchsichtig, schweflig, gleichsam gallengelb ist.

Danach konnte er die Blütenblätter der in der Mitte des Strauches sich entfaltenden Blumen und derjenigen, die unmittelbar in der Nähe des Stengels saßen, mit durchsichtigen Mineralien auslegen, deren glasige, krankhafte Farben herb und fiebrig glänzten.

Er setzte sie lediglich aus Katzenaugen aus Ceylon, Cymophanen und Saphirinen zusammen.

Diese drei Steinarten schossen in der Tat geheimnisvolle und unnatürliche Blitze, die sich schmerzvoll dem frostigen Grunde ihres trüben Wassers entrissen.

Das Katzenauge, grünlich-grau mit konzentrischen Adern in Streifen, die sich zu bewegen, sich von Augenblick zu Augenblick unter dem Einflusse des Lichts zu verwandeln scheinen.

Der Cymophan mit himmelblauen Dunkelheiten, die auf der im Innern schwimmenden Milchfärbung auftauchen.

Der Saphirin, der auf tiefbraunem Schokoladengrund ein bläuliches Phosphoreszieren hervorruft.

Der Steinhändler notierte, wo die Steine eingelegt werden sollten. »Und der Rand des Rückenschildes?« fragte er des Esseintes.

Der hatte zunächst an irgendwelche Opale oder Hydrophane gedacht; aber diese durch das Zögern ihres Feuers, durch das Schwanken ihres Glanzes reizenden Steine sind zu anschmiegsam und zu untreu; der Opal hat eine geradezu rheumatische Empfindlichkeit; das Spiel seiner Strahlen schwankt mit der Feuchtigkeit, Kälte oder Wärme; und der Hydrophan brennt nur im Wasser und entzündet erst dann sein graues Kohlenlicht, wenn man ihn anfeuchtet.

Er entschloß sich schließlich für Steine, deren Reflexe sich abwechseln sollten: für den meergrünen Aquamarin; für den essigrosa Ballasrubin, für den schieferfahlen Rubin aus Södermanland. Ihr schwaches Schillern erhellte das dunkle Schildpatt zur Genüge und ließ die Blüte aller Steine zur Geltung kommen, die es mit einem Kranz unbestimmter Feuer umgab.

Des Esseintes, in eine Ecke des Speisezimmers gekauert, betrachtete nun die Schildkröte, die im Zwielflicht glänzte.

Er fühlte sich vollkommen glücklich; seine Augen be rauschten sich am Glanz dieser Blütenkronen, die auf Goldgrund flammten; dann, entgegen seiner Gewohnheit, hatte er Appetit, und er tauchte seine mit ausgesuchter Butter bestrichenen Röstschnitten in eine Tasse Tee, in eine makellose Mischung aus Si-a-Fayun, Moyu-tan und Khansky, gelbe Teesorten, die ungewöhnliche Karawanen aus China nach Rußland bringen.

Er trank diesen flüssigen Duft aus China-Porzellan, das

man Eierschalen nennt, so durchsichtig und hell ist es; und wie er nur diese entzückenden Tassen benutzte, so gebrauchte er als Besteck lediglich echt vergoldetes Silber, von dem das Gold etwas abgegangen war, so daß das Silber ein ganz klein wenig unter der müden Golddecke hindurchschimmerte und diesem eine milde, alte, erschöpfte, sterbende Färbung gab.

Als er den letzten Schluck getrunken hatte, ging er in sein Arbeitszimmer und ließ sich durch den Diener die Schildkröte bringen, die in hartnäckiger Ruhe verharrte.

Der Schnee fiel. Beim Lampenschein sprossen Eisblumen hinter den bläulichen Fenstern, und der Rauhreif, gleich geschmolzenem Zucker, ließ auf dem Boden der Flaschen goldgehämmerte Vierecke funkeln.

Tiefes Schweigen hüllte das im Finstern erstarrte Häuschen ein.

Des Esseintes überließ sich verworrenen Träumen; der Kamin voller Scheite erfüllte das Zimmer mit brennendem Dunst; er öffnete das Fenster halb. Wie eine Garnitur von umgekehrtem Hermelin erhob sich der Himmel schwarz vor ihm mit weißen Flecken.

Ein eisiger Wind blies, beschleunigte den taumelnden Schneefall und verkehrte die Ordnung der Farben ins Gegenteil.

Der heraldische Umhang des Himmels kehrte sich um, wurde echter weißer Hermelin, der von den zerstreuten Stückchen Himmel schwarz getupft war.

Er schloß das Fenster wieder; der plötzliche übergangslose Wechsel von glühendster Hitze und eisigstem Winter

hatte ihn gepackt; er setzte sich wieder ans Feuer und schrumpfte zusammen. Dann kam ihm der Gedanke, irgendeine Spirituose zu trinken, um sich zu erwärmen.

Er ging ins Eßzimmer; da befand sich in einem der Verschlage ein Schrank, der, auf winzigen Sandelholzgestellen, eine Reihe kleiner, Seite an Seite gelagerter, unten von silbernen Hähnen durchbohrter Fäßchen enthielt.

Er nannte diese Sammlung kleiner Likörtonnen seine Mundorgel.

Ein Gestänge konnte alle Hähne untereinander verbinden, sie einer einzigen Bewegung unterwerfen, so daß, wenn man diese Vorrichtung gebrauchte, man nur auf einen im Holzwerk verborgenen Knopf zu drücken brauchte, und alle zu gleicher Zeit herumgedrehten Hähne gossen Likör in unsichtbar unter sie aufgestellte Becher.

Die Orgel war gerade offen. Die Register mit den Namen »Flöte«, »Horn« und »Celesta« waren gezogen und gebrauchsfertig. Des Esseintes nippte hier und da, spielte sich innere Symphonien vor und verschaffte sich im Gaumen Genüsse ähnlich denen, welche die Musik den Ohren bietet.

Übrigens entsprach, seiner Ansicht nach, jeder Likör als Geschmack, dem Ton eines Instruments. Der herbe Curacao zum Beispiel der Klarinette, deren Klang säuerlich spitzig und milde ist; der Kümmel der Oboe, deren wohlklingender Ton näselte; der Pfefferminz und Anis der Flöte, die zugleich zuckersüß und gepfeffert, quarrend und weich ist, während, um das Orchester zu vervollständigen, der Kirsch wütend Trompete bläst, und Gin und Whisky

den Gaumen mit kreischenden Piston- und Posaumentönen begeistert. Der Weintrester kreischt wie der betäubende Lärm der Tuba, und nach den Rakis von Chios und den Mastixen rollen die Donnerschläge der Zimbeln und der großen Trommel in der Mundhaut.

Er glaubte auch, man könne diese Assimilation erweitern, er glaubte, ganze Streichquartette könnten unter der Wölbung des Gaumens konzertieren: als Violine alter, rauchig-feiner, schmetternd-dünnere Branntwein; als Bratsche der robustere, schnaubende, dumpfere Rum; der reißende und nachhaltige, melancholische schmeichelnde Ratafia als Violoncello, und stark, stämmig und schwarz ein reiner Bitter als Baß.

Die Ähnlichkeit ging noch weiter; in der Musik der Liköre gab es Zusammenhänge zwischen den Tönen; so stellt, um nur eine Note herauszugreifen, der Benediktiner den Unterton von jenem Oberton der geistigen Getränke dar, welche die Partituren der Kaufleute unter dem Namen »grüne Chartreuse« führen.

Dank seiner gebildeten Erfahrung hatte er es allmählich dahin gebracht, sich auf der Zunge leise Melodien, stumme Trauermärsche in großer Besetzung vorzuspielen, in seinem Munde Pfefferminz-Soli und Vespetro- und Rum-Duette zu hören.

Ja, er brachte es sogar fertig, wirkliche Musikstücke in seinen Kiefer zu übertragen, indem er dem Komponisten Schritt für Schritt folgte und seine Gedanken, seine Wirkungen und Nuancen durch Verbindung oder Gegenüberstellung von Likören oder durch approximative und ge-

lehrte Mischungen wiedergab.

Bisweilen komponierte er selbst Melodien, verfaßte Pastoralen mit der milden Johannisbeere, die in seiner Kehle perlengleich Nachtigallenschläge rollen ließ; mit dem zarten Kakao-Chouva, der zuckersüße Schäferlieder von Anno dazumal trillerte, etwa »Romanzen aus Estella« oder »Ah, vous dirais-je, maman«.

Aber an diesem Abend war des Esseintes in keiner Weise zu musikalischen Genüssen aufgelegt. Er schlug auf der Klaviatur seiner Orgel nur einen Ton an, indem er einen kleinen Becher nahm, der mit echtem irländischen Whisky gefüllt war.

Er lehnte sich tief in seinen Sessel und schlürfte diesen aus Hafer und Gerste gegorenen Saft; ein ausgesprochener Kreosotgeschmack erfüllte seinen Mund.

Wie er trank, folgte sein Gedankengang Schritt für Schritt den wiederbelebten Eindrücken seines Gaumens, wurde während des Schluckens langsam und ließ, durch eine verhängnisvolle Übereinstimmung der Gerüche, seit Jahren ausgelöschte Erinnerungen wieder erwachen.

Dieser ätzende Karbolgeschmack erinnerte ihn unweigerlich an den gleichen, den er auf der Zunge gehabt hatte, als die Zahnärzte in seinem Zahnfleisch herumarbeiteten.

Einmal auf dieser Spur, verteilten sich zuerst seine Träume auf alle Zahnärzte, die er gekannt hatte. Dann aber richteten sie sich alle auf einen: die Erinnerung an ihn war so exzentrisch, daß sie sich seinem Gedächtnis besonders tief eingegraben hatte.

Es war drei Jahre her; mitten in der Nacht hatten ihn

fürchterliche Zahnschmerzen überfallen: er schlug sich die Wange mit der Faust, rannte alle Möbel um und raste in seinem Zimmer umher wie ein Irrsinniger.

Es war ein bereits plombierter Backenzahn; jede Heilung ausgeschlossen. Nur die Zange des Zahnarztes konnte diesen Schmerz beheben. Er wartete fieberhaft auf den Tag und war entschlossen, die fürchterlichste Operation zu ertragen, wenn dadurch nur seine Schmerzen aufhörten.

Er hielt sich den Kiefer und fragte sich, wie er es anfangen sollte. Die Zahnärzte, bei denen er in Behandlung war, waren reiche Kaufleute, die man nicht nach Belieben aufsuchen konnte: man mußte Besuchszeiten mit ihnen ausmachen und eine bestimmte Zeit verabreden. — Das kommt nicht in Frage, ich kann nicht warten, — sagte er sich; er entschloß sich, zu dem ersten besten, zu einem »Zahnklempler« aus dem Volke zu gehen, zu einem jener Leute, die Eisenfäuste haben und die, wenn sie von der übrigens höchst überflüssigen Kunst, Zähne zu plombieren, nichts verstehen, selbst die hartnäckigsten Wurzeln mit unvergleichlicher Geschwindigkeit auszuziehen vermögen; bei denen ist schon am frühen Morgen geöffnet, und man braucht nicht zu warten. Endlich schlug es sieben. Er erinnerte sich an den bekannten Namen eines Schlossers, der sich Volkszahnarzt nannte und an der Ecke eines Kais wohnte: er stürzte fort und raste durch die Straßen, indem er auf sein Taschentuch biß und die Tränen herunterschluckte.

Vor dem Hause, das an einem großen Holzschild, auf dem der Name »Gatonax« in riesigen kürbisfarbenen

Buchstaben stand, und an zwei kleinen Glasschränkchen kenntlich war, in denen Gipszähne im Zahnfleisch aus rosa Wachs sorgfältig aneinandergereiht und durch Messingfedern miteinander verbunden waren, blieb er, Schweiß an den Schläfen, keuchend stehen; furchtbare Angst packte ihn, ein Schauer lief ihm über die Haut, eine Erleichterung trat ein, der Schmerz ließ nach, der Zahn verstummte.

Er blieb wie vor den Kopf geschlagen auf dem Bürgersteig stehen; endlich hatte er die Angst überwunden, war eine dunkle Treppe heraufgestiegen und auf allen vieren bis zum dritten Stock geklettert. Da hatte er sich vor einer Tür befunden, auf der ein Emailschild in himmelblauen Lettern den Namen des Firmenschildes wiederholte. Er hatte geläutet, dann aber, erschreckt durch den blutigen Auswurf, der auf den Stufen klebte, machte er, halb kehrt, entschlossen, sein Leben lang Zahnschmerzen zu haben — da ertönte ein entsetzlicher Schrei, erfüllte das Treppenhaus und nagelte ihn fest vor Furcht, und zugleich öffnete sich die Tür, und eine alte Frau bat ihn einzutreten.

Die Scham hatte die Furcht besiegt; er war in ein Eßzimmer geführt worden; eine andere Tür war dann aufgegangen, durch die ein fürchterlicher Grenadier in schwarzen Hosen und schwarzem Rock eintrat, dem des Esseintes in ein anderes Zimmer folgte.

Von diesem Augenblick an verwirrten sich seine Empfindungen. Er erinnerte sich vage, sich gegenüber dem Fenster auf einen Sessel geworfen und, mit dem Finger auf seinen Zahn zeigend, gesagt zu haben: »Er ist schon plombiert, ich fürchte, da ist nichts mehr zu wollen.«

Der Mann hatte diese Erklärung sofort unterdrückt, indem er ihm einen riesigen Zeigefinger in den Mund steckte, dann murmelte er irgend etwas in seinen pomadisierten Knebelbart und nahm ein Instrument vom Tisch.

Dann hatte die große Szene begonnen. Des Esseintes, der sich an den Lehnen des Sessels festkrallte, hatte etwas Kaltes an der Wange gespürt, dann hatten seine Augen sechsunddreißig Kerzen gesehen, und schließlich hatte er unter unerhörten Schmerzen mit den Füßen gestrampelt und gegrölt wie ein Tier, das man ermordet.

Dann hatte es gekracht, der Zahn war abgebrochen; ihm hatte es geschienen, als risse man ihm den Kopf ab, als zerschmetterte man seinen Schädel; er hatte den Verstand verloren, hatte aus Leibeskräften geheult und sich wütend gegen den Mann gewehrt, der sich von neuem auf ihn stürzte, als wollte er ihm seinen Arm bis in den Bauch bohren, plötzlich mit einem Ruck einen Schritt zurücktrat, den Körper, der am Kiefer hing, anhob und dann rücksichtslos in den Sessel zurückfallen ließ, während er, das Fenster ausfüllend, stoßweise atmete und am Ende seiner Zunge einen blauen Zahn schwenkte, an dem etwas Rotes flatterte!

Des Esseintes hatte ermattet Blut in eine Schüssel gespien, hatte, mit einer Handbewegung, die Annahme seines Zahnes verweigert, den ihm die alte Frau, die hereinkam, in eine Zeitung wickeln wollte, hatte zwei Franken bezahlt und war entflohen, nicht ohne blutigen Auswurf auf die Stufen zu speien. Dann stand er auf der Straße, ausgelassen, um zehn Jahre jünger, voller Anteilnahme an

den kleinsten Dingen.

— Äh! machte des Esseintes, verstimmt durch den Ansturm dieser Erinnerungen. Er stand auf, um den schrecklichen Bann dieser Vision zu brechen, und, wieder in der Gegenwart, dachte er voller Unruhe an die Schildkröte.

Sie bewegte sich immer noch nicht, er stieß sie an; sie war tot. Zweifellos an ein ruhiges Leben unter ihrem armseligen Rückenschild gewohnt, hatte sie weder den blendenden Prunk, den man ihr auferlegt hatte, zu ertragen vermocht, noch das funkelnde Ornat, das man ihr umgetan, und die Edelsteine, mit denen man ihr den Rücken gepflastert hatte wie eine Monstranz.

V

Zur gleichen Zeit, da seine Sucht, sich einer hassenswerten Epoche unwürdiger Flegeleien zu entziehen, sich immer mehr zuspitzte, war der Zwang, keine Bilder mehr zu sehen, die das menschliche Gesicht zwischen seinen vier Wänden oder auf der Geldjagd durch die Straßen von Paris darstellten, immer despotischer für ihn geworden.

Er hatte keinen Anteil mehr am Dasein der Zeit, er hatte beschlossen, in seiner Zelle keinerlei Larve des Widerwillens oder des sehnsüchtigen Bedauerns zuzulassen; er sehnte sich nach einer spitzfindigen, erlesenen Malerei, die in antiken Träumen, in vergessener Verderbtheit sich badet, fern von unseren Sitten, fern unserer Zeit.

Zum Ergötzen seines Geistes und zur Augenweide hatte er sich nach suggestiven Werken geseht: sie sollten ihn in eine unbekannte Welt schleudern, die ihm die Spuren neuer Ahnungen enthüllen, sein Nervensystem durch gelehrte Hysterien, verkrampfte Alpdrücke und lässige und fürchterliche Visionen erschüttern müßte.

Unter allen gab es einen Künstler, dessen Talent ihn begeisterte: Gustave Moreau.

Er hatte seine beiden Meisterwerke erworben, und lange Nächte träumte er vor dem einen, dem Bildnis der Salome.

Gleich dem Hochaltar einer Kathedrale stand unter zahllosen Wölbungen, die wie aus romanischen Pfeilern

aus kurzen Säulen aufstiegen und mit polychromen Tafeln emailliert, in Mosaik gefaßt und mit Lapis und Sardonyx ausgelegt waren, ein Thron in einem Palast, der einer Basilika in zugleich mohammedanischem und byzantinischem Stil glich.

In der Mitte des Tabernakels, das den Altar überragte, zu dem halbkreisförmige Stufen führten, saß der Tetrarch Herodes, die Tiara auf dem Haupte, mit nebeneinandergestellten Beinen und auf die Knie gelegten Händen.

Sein Gesicht war gelb, pergamenten, von Runzeln durchfurcht, vom Alter zernagt; sein langer Bart wehte wie eine weiße Wolke über den Edelsteinen, die sein schmuckübersätes, auf die Brust geheftetes Gewand zierten.

Um diese unbewegliche Statue, die gleich einem indischen Gott in hieratischer Haltung erstarrt war, brannten Wohlgerüche und verbreiteten Wolken von Dampf, die wie phosphoreszierende Tieraugen das Feuer der Edelsteine kreuzten, die in die Seitenlehnen des Thrones eingelassen waren; dann stieg der Dampf empor, entrollte sich unter den Arkaden, wo der blaue Rauch sich mit dem Goldstaub einte, den die starken Sonnenstrahlen von der Höhe des Domes sandten.

Im perversen Duft der Wohlgerüche, in der überhitzten Atmosphäre dieser Kirche nähert sich Salome, langsam, auf den Spitzen, zu den Akkorden einer Gitarre, in deren Saiten eine hingekauerte Frau greift: wie befehlend streckt Salome den linken Arm aus, der rechte ist gebeugt und hält in der Höhe ihres Antlitzes eine große Lotosblume.

Mit konzentriertem, feierlichem, fast erhabenem Antlitz

beginnt sie den unzüchtigen Tanz, der die abgestumpften Sinne des alten Herodes aufwecken soll, ihre Brüste zittern, und durch die Reibung des Halsschmuckes, der hin und her geschleudert wird, werden die Spitzen steif; auf ihrer matten Haut funkeln die Diamanten; ihre Armbänder, Gürtel und Ringe sprühen Funken; auf ihrem Prunkgewand, das mit Perlen übersät, mit Silber durchwirkt und von Gold eingefasst ist, gerät der Panzer aus Kostbarkeiten, deren Maschen Edelsteine sind, in Brand, Feuerschlangen kreuzen sich, er flimmert über dem matten Fleisch und der teerosenfarbenen Haut wie blendende Insekten, deren Körper karmingesprenkelt in gelber Morgenröte und schillerndem Stahlbau mit Pfauengrün getigert sind.

Ganz verinnerlicht, mit starren Augen, gleich einer Somnambulen sieht sie den zitternden Tetrarchen nicht, auch nicht die fürchterliche Herodias, die sie überwacht, auch nicht den Hermaphroditen oder Eunuchen, der mit dem Säbel in der Faust zu Füßen des Thrones steht, eine schreckliche Gestalt, bis zu den Wangen verschleiert, deren Kastriertenbrust wie ein Kürbis über die orangenbunte Tunika hängt.

Die Gestalt dieser Salome, die für Künstler und Dichter so verführerisch ist, besaß den Herzog seit Jahren. Wie oft hatte er in Pierre Variquets alter, von den Theologen der Universität zu Löwen übersetzter Bibel das Evangelium des heiligen Markus gelesen, der in naiven und kurzen Sätzen die Enthauptung Johannes des Täufers erzählt; wie oft hatte er über diesen Zeilen geträumt:

»Am Jahrestag des Herodes tanzte die Tochter der He-

rodias vor allen Gästen, und gefiel dem Herodes wohl.

Und er schwur ihr einen Eid, ihr alles zu geben, was sie erbat.

Und, von ihrer Mutter verführt, sagte sie: Gib mir auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täufers.

Der König ward betrübt; doch um des Eides willen und derer, die mit ihm am Tische saßen, befahl er, ihr Geheiß zu erfüllen.

Und hieß Johannes im Gefängnis enthaupten.

Und sein Haupt wurde auf einer Schüssel gebracht und dem Mägdlein gereicht; und das Mägdlein gab es seiner Mutter.«

Aber weder Matthäus noch Markus oder Lukas oder die anderen Evangelisten sprechen von den berausenden Reizen oder der hinreißenden Verderbtheit der Tänzerin. Sie steht verschwommen, geheimnisvoll und schmachend im fernen Nebel der Jahrhunderte, unfaßlich für die Genauen und am Irdischen Klebenden, zugänglich nur den erschütterten, verfeinerten, durch die Neurose gleichsam visionär gewordenen Geistern; sie widerstrebt den Malern des Fleisches wie Rubens, der eine flämische Schlächterfrau aus ihr gemacht hat, sie bleibt den Schriftstellern unverständlich, die niemals die beunruhigende Hingerissenheit der Tänzerin und die raffinierte Größe der Mörderin darzustellen vermochten.

Im Werk Gustave Moreaus, das außerhalb aller Voraussetzungen der Bibel konzipiert war, sah des Esseintes endlich die Verwirklichung jener übermenschlichen und seltsamen Salome, von der er geträumt hatte. Sie war nicht

nur die Possenreißerin, die durch eine verderbte Verrenkung ihrer Lenden einem Greis einen brünstigen Schrei der Begierde entreißt; die durch Bewegungen ihrer Brüste, Rollen des Bauches und Zittern ihrer Schenkel die Energie des Königs bricht und seinen Willen schmilzt; sie wurde gleichsam die symbolische Gottheit der unzerstörbaren Wollust, die Göttin der unsterblichen Hysterie, die verruchte Schönheit, auserwählt unter allen anderen durch die Katalepsie, die ihr Fleisch starr und ihre Muskeln hart macht; das scheußliche, gleichgültige, unverantwortliche, gefühllose Tier, das gleich der antiken Helena alles vergiftet, was sie berührt, was sie sieht.

In dieser Auffassung gehörte sie den Theogonien des Fernen Orients an; sie hing nicht mehr mit den Traditionen der Bibel zusammen, konnte nicht mehr mit dem lebenden Abbilde Babylons, der königlichen Prostituierten der Apokalypse, verglichen werden, die, gleich ihr, mit Schmuck und Perlen überladen und geschminkt war wie sie; denn jene war nicht durch eine Schicksalskraft, durch höchste Gewalt den reizvollen Verworfenheiten des Lasters in die Arme getrieben worden.

Der Maler schien übrigens ausdrücklich außerhalb der Jahrhunderte bleiben zu wollen: er gab keine Herkunft, kein bestimmtes Land oder Zeitalter, sondern stellte Salome in diesen ungewöhnlichen Palast, dessen Stil grandios und konfus war, kleidete sie in prunkvolle und märchenhafte Gewänder, setzte ihr irgendein Diadem in Form eines phönizischen Turms auf das Haupt gleich dem der Salambo und gab ihr schließlich das Szepter der Isis, die

heilige Blume Indiens und Ägyptens, den großen Lotus in die Hand.

Des Esseintes suchte nach dem Sinn dieses Emblems. Hatte es die phallische Bedeutung der ursprünglichen indischen Kulte; kündete es dem alten Herodes das Opfer einer Jungfräulichkeit, einen Blutaustausch, die ersehnte Unreinheit einer Wunde; oder stellte es die Allegorie der Fruchtbarkeit dar, den indischen Mythos des Lebens, ein Dasein, das eine Frau zwischen ihren Fingern hält, von den zitternden Händen eines Mannes an sich gerissen und zerstampft, den Wahnsinn überfällt und eine fleischliche Lust verwirrt?

Vielleicht hatte auch der Maler, als er seine rätselhafte Göttin mit dem heiligen Lotus schmückte, an die Tänzerin gedacht, an die sterbliche Frau, an das besudelte Gefäß, die Ursache aller Sünden und aller Verbrechen; vielleicht auch hatte er sich der Riten des alten Ägyptens entsonnen, der Leichenzeremonien und Einbalsamierungen: Chemiker und Priester strecken den Leichnam der Toten auf einer Bank aus Jaspis aus, ziehen ihr mit gebogenen Nadeln durch die Nase das Gehirn, durch einen Einschnitt in die linke Hüfte die Eingeweide heraus; bevor sie ihr Nägel und Zähne vergolden und sie mit Erdharz und Essenzen einreiben, reinigen sie die Genitalien mit den keuschen Blättern der göttlichen Blume.

Wie dem auch sei, das Bild bezauberte widerstandslos, aber das »Die Erscheinung« benannte Aquarell war vielleicht noch beunruhigender.

Auf diesem Bilde erhob sich der Palast des Herodes

gleich einer Alhambra auf leichten Säulen, die von maurischen Mustern in bunten Farben schimmerten, die wie mit silbernem Beton, mit goldenem Zement geprägt waren; Arabesken sprühten aus Rhomben in Lapislazuli, gingen die Kuppeln entlang, darauf in Perlmutterarbeiten Regenbogen, Prismenfeuer aufblitzten.

Der Mord war begangen; jetzt stand der Henker unbeweglich und stützte seine Hände auf den Griff des langen, blutigen Schwertes.

Der abgeschlagene Kopf des Heiligen hatte sich von der Platte, die auf den Bodenfliesen stand, erhoben und starrte bleich, mit blutlosem, offenen Munde geradeaus; über den karminroten Hals liefen Tropfen Bluts. Ein buntes Gewebe umgab sein Antlitz, von dem eine Aureole ausging, die lichtschrimmernd auf die Säulengänge ausstrahlte, den fürchterlichen Aufstieg des Kopfes beleuchtete, den gläsernen Globus der Augäpfel erhellte, die gleichsam festgekrallt auf der Tänzerin hafteten.

Mit einer Gebärde des Schreckens stößt Salome die grauenhafte Vision zurück, die sie unbeweglich, auf den Fußspitzen stehend, festnagelt; ihre Augen weiten sich, ihre Hand umklammert konvulsivisch ihren Hals.

Sie ist fast nackt; in der Glut des Tanzes haben die Schleier sich gelöst, sind die Brokate gefallen; sie ist nur in Geschmeide und blitzende Mineralien gekleidet; wie ein Leibchen läuft eine Kette um ihre Hüften, und gleich einer köstlichen Agraffe blitzt ein wundervoller Edelstein zwischen ihren Brüsten; etwas tiefer trägt sie ein Riesengehänge, von dem Karfunkel- und Smaragdschnüre ausge-

hen; dazwischen wölbt sich der nackte Leib; die Vertiefung des Nabels sieht aus wie ein in Onyx geschnittenes Siegel mit milchigen Tönen und nagelrosa Farben.

Unter den glühenden Strahlen, die vom Haupte des Täufers ausgehen, erglänzen die Facetten der Schmuckstücke; die Steine werden lebendig, umreißen den Frauenkörper mit weißglühenden Strichen; stechen das Weib am Hals, an den Beinen und an den Armen mit feurigen Spitzen, die zinnoberrot sind wie Kohlen, violett wie Gasflammen, blau wie brennender Alkohol und weiß wie Sternenlicht.

Der entsetzenerregende Kopf flammt und blutet immer noch, dunklen Purpur auf Bart und Haare tropfend. Nur Salome sieht ihn — sein finsterner Blick gilt nicht der Herodias, die ihrem endgültig befriedigten Haß nachsinnt, nicht dem Tetrarchen, der, leicht vornübergeneigt, mit aufgestützten Händen noch keucht; er ist von Sinnen vor der Nacktheit dieser Frau, die von Raubtiergeruch umweht, in Balsam gehüllt und von Weihrauch und Myrrhe umduftet ist.

Wie der greise König war auch des Esseintes zermalmt, vernichtet, von Schwindel ergriffen vor dieser Tänzerin, die weniger majestätisch und stolz, aber verwirrender als die des Ölgemäldes war.

In der gefühllosen Statue ohne Mitleid, im unschuldiggefährlichen Idol hatte sich die Erotik, der Schrecken des Menschen ans Licht gekämpft; die große Lotusblume war verschwunden, die Göttin dahin; ein entsetzenerregender Alp erstickte die Darstellerin, die der wirbelnde Tanz in

Ekstase gebracht, die Kurtisane, die das Grauen hypnotisiert und versteinert hatte.

Jetzt war sie wirklich Dirne; sie gehorchte ihrem flammenden, grausamen, weiblichen Temperament; sie war zum Leben erweckt, raffinierter und wilder, furchterregender und köstlicher; stärker belebte sie die lethargischen Sinne des Mannes, verzauberte, bändigte seinen Willen: verführerische Liebesblume, die auf gotteslästerlichem Boden gewachsen und in ruchlosen Treibhäusern gezogen ist.

Niemals, zu keiner Zeit, meinte des Esseintes, hatte ein Aquarell diesen Farbenglanz erreicht; niemals hatten die armseligen chemischen Farben auf dem Papier ähnlichen Glanz von Edelsteinen aufleuchten lassen, gleichen Schimmer von sonnüberstrahlten Fenstern oder so märchenhaften Prunk, so blendenden Reichtum von Gewändern und Körpern.

Und in seine Betrachtung versunken, suchte er nach den Ursprüngen dieses großen Künstlers, dieses mystischen Heiden, dieses Erleuchteten, der sich so hatte abstrahieren können, daß er mitten in Paris, fern der Welt, die grausamen Visionen und feenhaften Apotheosen vergangener Zeiten wieder hatte aufleuchten lassen.

Des Esseintes konnte seiner Herkunft kaum nachgehen; vereinzelt vage Erinnerungen an Mantegna und Jacopo de Barbari; vereinzelt unklare Anklänge an Leonardo und Fieberfarben wie Delacroix; aber letzten Endes war der Einfluß dieser Meister unwahrnehmbar: tatsächlich kam Gustave Moreau von niemandem her. Ohne wahren Ah-

nen, ohne Nachkommen war er einzig in der zeitgenössischen Kunst. Er ging zurück auf ethnographische Quellen und mythologische Ursprünge, deren blutige Rätsel er entwirrte und miteinander verglich; er verschmolz, verband zu einer einzigen alle Legenden, die aus dem Fernen Orient kamen und durch den Glauben anderer Völker gewandelt worden waren; so rechtfertigte er seine architektonischen Fusionen, seine Verschmelzung von Luxus und überraschenden Stoffen, seine hieratischen und düsteren Allegorien, die die unruhigen Deutlichkeiten einer ganz modernen Nervenkunst anstachelten; und er blieb auf ewig schmerzlich, von den Symbolen übermenschlicher und verruchter Liebschaften, göttlicher Hurereien ohne Hingabe und Hoffnung besessen.

In diesen verzweifelten und gelehrten Werken lag ein seltsamer Zauber, eine Beschwörung, die das Innerste aufpeitscht wie manche Gedichte von Baudelaire, und man ist verwirrt, nachdenklich, fassungslos über diese Kunst, die die Grenzen der Malerei überschritt, der Kunst des Schreibens ihre subtilsten Wirkungen, der Kunst des Schmelzarbeiters ihre wundervollsten Glanzlichter und der Kunst des Steinschneiders und Graphikers ihre erlesensten Feinheiten entlehnte. Diese beiden Bilder der Salome, die des Esseintes grenzenlos bewunderte, lebten unter seinen Blicken an den Wänden seines Arbeitszimmers auf besonderen Plätzen zwischen den Bücherregalen.

Aber damit waren seine Bildererwerbungen, die seine Einsamkeit schmücken sollten, noch nicht zu Ende.

Obwohl er das erste und einzige Stockwerk, das er nicht

persönlich bewohnte, geopfert hatte, brauchte doch das Erdgeschoß zahlreiche Bilder für seine Wände.

Dieses Erdgeschoß war so eingeteilt:

Ein Badezimmer neben dem Schlafzimmer nahm die eine Ecke des Gebäudes ein; vom Schlafzimmer gelangte man in die Bibliothek, von der Bibliothek ins Speisezimmer, das die andere Ecke bildete.

Diese Zimmer bildeten die eine Front und lagen nebeneinander; die Fenster gingen auf das Tal von Aunay.

Die andere Front bestand aus vier in der Anlage ganz gleichen Zimmern. So lag die Küche in der einen Ecke und entsprach dem Speisezimmer; eine große Halle, der Eingang, entsprach der Bibliothek; eine Art Boudoir dem Schlafzimmer, die Toilette in der vierten Ecke dem Badezimmer.

Diese Zimmer gingen alle auf die entgegengesetzte Seite und hatten Aussicht auf den Turm von Croy und auf Châtillon.

Die Treppe war der einen Querseite des Hauses außen aufgeklebt: so erreichten die Schritte der Bedienten weniger deutlich und gedämpft des Esseitens' Ohren.

Das Boudoir hatte er hellrot tapezieren lassen; an allen Wänden hingen in Ebenholzrahmen Stiche des alten, in Frankreich fast gänzlich unbekanntem Holländers Jan Luyken.

Von diesem phantastischen und düsteren, heftigen und wilden Künstler besaß er die Reihe der »Religiösen Verfolgungen«, grauenhafte Blätter, die alle von religiösem Wahnsinn erfundenen Martern enthalten, ein rasendes

Schauspiel menschlicher Leiden: über Kohlenbecken geröstete Leiber, mit Säbeln abgeschlagene, von Nägeln durchbohrte oder mit Sägen zerteilte Schädel, aus dem Bauch gerissene und auf Spulen gerollte Eingeweide, langsam mittels Zangen ausgerissene Fingernägel, zerspaltene Augäpfel, mit Nadeln umgedrehte Lider, ausgerenkte, sorgfältig gebrochene Gliedmaßen, langwierig mit Klingen abgeschabte, entblößte Knochen.

Diese Werke voller entsetzlicher Phantasien, die brandig rochen, Blut schwitzten und von Schreckensschreien und Verwünschungen erfüllt waren, bannten des Esseintes in das rote Zimmer und verursachten ihm eine Gänsehaut.

Aber außer dem Schauer, den sie hervorriefen, und abgesehen von dem fürchterlichen Talent dieses Mannes und von der Lebendigkeit seiner Gestalten, entdeckte man in seinen durcheinander wirbelnden Mengen und Volksmassen eine Geschicklichkeit, die an Callot erinnerte, aber in einer Kraft, die dieser amüsante Kritzler nicht besaß, interessante Wiedererweckung von Milieus und Epochen; Architektur, Gewänder und Sitten zur Zeit der Makkabäer, die Christenverfolgung in Rom, die Zeiten der Inquisition in Spanien, das Mittelalter und die Zeiten der Bartholomäusnächte und Dragonaden in Frankreich waren mit peinlicher Sorgfalt beobachtet und mit erstaunlicher Kenntnis festgehalten.

Diese Stiche waren Fundgruben: man konnte sie stundenlang betrachten, ohne zu ermüden; zutiefst suggestiv für Reflexionen, halfen sie des Esseintes häufig, die Tage zu verbringen, die sich Büchern widersetzen.

Luykens Leben war ein Reiz mehr; es erklärte auch die Halluzination seines Werkes. Als glühender Calvinist und eingewurzelter Sektierer liebte er Lobgesänge und Gebete; so verfaßte er geistliche Dichtungen, die er illustrierte, paraphrasierte die Psalmen in Reimen, versenkte sich in die Bibel und geriet in Ekstase; in seinem Gehirn spukte es von blutigen Sujets, seinen Mund verrenkten die Verwünschungen der Reformation, ihre Gesänge voller Schrecken und Zorn.

Dabei verachtete er die Welt, gab seine Habe den Armen und lebte von einem Stück Brot; schließlich hatte er sich mit einer von ihm fanatisierten Bedienerin auf gut Glück eingeschifft und, wo er gerade landete, überall das Evangelium gepredigt; er befließigte sich, nicht mehr zu essen, und war geradezu verrückt, fast wild geworden.

Im Nachbarraum, der größer war, dem mit zigarrenkistenfarbenem Zedernholz getäfelten Vestibül, hingen noch andere höchst seltsame Stiche und Zeichnungen.

Die »Komödie des Todes« von Bresdin, darauf in einer unwahrscheinlichen Landschaft Bäume, Gebüsche und Sträucher starren, die die Gestalt von Dämonen und Phantomen haben; Vögel mit Rattenköpfen und Gemüseschwänzen flattern über einen mit Wirbelsäulen, Rippen und Schädeln besäten Acker; knotige, rissige Weiden stehen unter Skeletten, die in schwingenden Armen Blumensträuße bergen und einen Siegesgesang anstimmen, während ein Christ zum wolkenüberhangenen Himmel auffliegt, ein Eremit in einer Grotte mit in beide Hände gestütztem Haupt nachsinnt und ein armseliger, von Entbeh-

rungen erschöpfter, vom Hunger zermürbter Mensch mit den Füßen vor einem Loch auf dem Rücken liegt und stirbt.

Der »Barmherzige Samariter«, eine gewaltige, vom Stein abgezogene Federzeichnung desselben Künstlers: ein seltsames Gewirr von Palmen, Vogelbeerbäumen und Eichen, die ungeachtet der Jahreszeiten und Klimata alle zu gleicher Zeit gedeihen, ein aufschießender Urwald mit Affen, Uhus und Eulen, von alten Baumstümpfen zerbeilt, die so unförmig sind wie die Alraunwurzeln, ein magischer, in der Mitte von einer Lichtung durchbohrter Wald, die in der Ferne hinter einem Kamel und der Gruppe des Samariters und des Verwundeten einen Fluß sehen läßt, dann eine feenhaft Stadt, die den Horizont erklimmt und in einen seltsamen, von Vögeln punktierten, welligen, von Wolkenballen geblähten Himmel mündet.

Man hätte meinen können, es sei die Zeichnung eines Primitiven, eines vagen Albrecht Dürer, die Arbeit eines opiumberauschten Gehirnes; aber obwohl des Esseintes die feinen Einzelheiten und die machtvolle Gestaltung dieser Blätter liebte, noch lieber betrachtete er die anderen Bilder, die die Wände des Zimmers schmückten. Sie waren signiert: Odilon Redon.

In feinen, mit Gold abgesetzten Rahmen aus unbearbeitetem Birnbaumholz kaum faßbare Erscheinungen: ein Kopf im Merowingerstil, der auf einem Kelch ruht; ein bärtiger Mann, der wie ein Bonze und ein Versammlungsredner zugleich aussah und mit der Fingerspitze eine riesige Kanonenkugel berührte; eine grauenerregende Spinne, die

in der Mitte ihres Körpers ein Menschenantlitz weist; einige Kohlezeichnungen gingen noch tiefer in schrecklichen, gequälten Traumwahn. Hier ein gewaltiger Spielwürfel, darüber ein trauriges Augenlid blinzelt; da trockene, dürre Landschaften, verkalkte Ebenen, Erdbeben, vulkanische Erschütterungen unter stürmenden Wolken, starre, bleigraue Himmel; manchmal sogar schienen die Sujets den Alpträumen der Wissenschaften entlehnt, auf prähistorische Zeiten zurückzugreifen; eine ungeheuerliche Flora blühte auf den Felsen; überall erratische Blöcke, Gletscher und Gestalten, deren Affentyp mit breiten Kinnbacken, nach vorn gebogenen Brauen, fliehender Stirn, flachem Schädel an den Kopf des Urmenschen erinnerte, an den Kopf aus dem Frühen Quartär, da der von Früchten lebende Mensch noch nicht sprach und mit dem Mammut, dem Wollnashorn und dem großen Bären zusammenlebte. Diese Zeichnungen waren außerhalb alles Gegebenen; die meisten übersprangen die Grenzen der Malerei und erneuerten eine besonders phantastische Kunst, die Phantasie der Krankheit und des Deliriums.

Und tatsächlich erweckten manche von diesen ungeheuren, von irren Augen gefressenen Gesichtern und manche von diesen maßlos großen und wie durch eine Karaffe hindurch gesehenen unförmigen Körpern in des Esseintes' Gedächtnis Erinnerungen an Typhus, immer noch vorhandene Erinnerungen an glühende Nächte und schaurige Visionen seiner Kindheit.

Von undefinierbarem Unbehagen ergriffen, wie vor gewissen »Proverbia« von Goya, die ihm einfielen, oder nach

mancher Erzählung von Edgar Allan Poe, dessen halluzinierte Fata Morgana und Todesschrecken Odilon Redon in seine Kunst übertragen hatte, rieb er sich die Augen und betrachtete eine strahlende Gestalt, die sich inmitten dieser Bilder heiter und friedlich erhob, die Gestalt einer »Melancholie«, die in müder, trauriger Haltung vor der Sonnenscheibe auf Felsen ruhte.

Zauberhaft entschwanden die dunklen Nebel; reizvolle Trauer, gleichsam müde gewordene Trostlosigkeit floß in seine Gedanken, und lange sann er vor diesem Werk, das mit seinen Farbflecken auf die ununterbrochene Schwärze der Kohlezeichnungen und Stiche einen wassergrünen, mattgoldenen Schimmer warf.

Außer diesen Arbeiten von Redon, die fast alle Wände des Vestibüls in Anspruch nahmen, hing in seinem Schlafzimmer eine etwas regellose Skizze von Theocopuli, ein Christus in seltsamen Schattierungen, in übertriebener Zeichnung, mit verstörter Energie in wilden Farben gemalt, ein Bild in der zweiten Art des Malers aus der Zeit, da die Sorge, um keinen Preis Tizian zu gleichen, ihn ganz beherrschte.

Diese düstere Malerei mit den Wachs- und Leichen-tönen entsprach für des Esseintes einer gewissen Gedankenreihe über Wohnungseinrichtungen.

Für ihn gab es nur zwei Arten, ein Schlafzimmer einzurichten: entweder ein aufreizendes Gemach, einen Ort nächtlicher Lust daraus zu machen; oder es auszustatten als eine ruhige, einsame Zuflucht, eine Gedankenklause, eine Art Betzimmer.

Im ersten Fall lag für zarte, durch fieberhafte Über-
spannung erschöpfte Gehirne der Stil Louis XV. nahe; in
der That hat nur das XVIII. Jahrhundert die Frau mit einer
lasterhaften Atmosphäre zu umgeben vermocht; die Möbel
nahmen die Umrisse weiblicher Reize an, ahmten die lust-
vollen Verzerrungen nach, das Aufbäumen der Ekstase, in
dem sie Holz und Kupfer drehten und wellig machten;
dazu würzten weichliche, wäßrige, fast feuchtigkeitslose
Töne der Tapeten das süßliche Schmachten einer Blondine
oder milderten den etwas salzigen Eindruck einer Brünet-
ten.

So hatte er sein Zimmer in seiner Pariser Wohnung da-
mals auch aufgefaßt: das große weiße Bett, ein weiterer
Reiz, leidenschaftliche Lüstlingsphantasie eines Greises,
der vor der falschen Keuschheit wiehert, vor der scheinhei-
ligen Scham Greuzescher Backfische, vor der künstlichen
Unberührtheit eines verderbten Bettes, das nach Kind und
jungem Mädchen duftete.

Im anderen Falle — und jetzt, da er mit den beunruhi-
genden Erinnerungen seiner Vergangenheit brechen woll-
te, gab es für ihn nur diesen einzigen Weg — mußte er sein
Zimmer wie eine Mönchszelle einrichten: da aber häuften
sich die Schwierigkeiten, denn er für seine Person lehnte
die strenge Häßlichkeit dieser Büß- und Gebetstätten ab.

Nachdem er die Frage von allen Seiten beleuchtet und
hin- und hergedreht hatte, glaubte er, daß man den zu er-
reichenden Zweck dahin zusammenfassen könnte: mit heit-
eren Gegenständen eine traurige Sache herzurichten, oder
besser, dem Ganzen des so behandelten Gemachs seinen

häßlichen Charakter zu bewahren und ihm trotzdem eine gewisse vornehme Eleganz zu verleihen; die Optik des Theaters, dessen Flitterwerk teure luxuriöse Stoffe darstellt, umzustößen und das genaue Gegenteil durch herrliche Stoffe zu erreichen, die wie Plunder wirken; kurz, die Zelle eines Karthäusermönches einzurichten, die wie echt wirkte, es aber natürlich nicht war.

Er verfuhr folgendermaßen: um die Ockertünche und das administrative, klerikale Gelb nachzuahmen, ließ er die Mauern mit Safranseide bespannen; um die Schokoladenfarbe der Grundmauern, die solche Räume haben, wiederzugeben, ließ er die Seitenwände mit Platten aus violett-amarantfarbenem Holz täfeln. Der Erfolg war hinreißend und konnte aus einigem Abstand die unbehagliche Strenge des Vorbildes vortäuschen, das es so erreichte und doch verwandelte; die Decke wurde mit Rohleinen bespannt, das Gips vorspiegelte, ohne dessen schreienden Glanz zu haben; das kalte Pflaster einer Zelle vermochte er dadurch zu kopieren, daß er einen Teppich hinlegte, dessen Zeichnung rote Vierecke hatte, aber mit weißen Stellen im Gewebe, um die Abnutzung durch Sandalen und grobe Stiefel vorzutäuschen.

In dieses Zimmer stellte er ein kleines eisernes Bett, ein falsches Mönchsbett; es war aus altem, poliertem Schmiedeeisen hergestellt, am Fuß- und Kopfende waren reiche Verzierungen, in Weinreben verschlungene Tulpen; dieses Schmuckstück war ehemals Geländer an der Treppe eines herrlichen Palastes.

Als Nachttisch stellte er ein antikes Betpult auf, dessen

Inneres ein Gefäß aufnehmen und auf das man eine Kirchenagenda stellen konnte; gegenüber an der Wand stand ein Arbeitstisch mit einem Altarhimmel darüber; in seine Kirchenleuchter steckte er Kerzen aus reinem Wachs, die er in einem Spezialgeschäft für Kirchenbedarf gekauft hatte, denn er verabscheute Petroleum, Gas, Stearinkerzen, kurz, alle modernen Beleuchtungsarten mit ihrem hellen und brutalen Licht.

Bevor er morgens, den Kopf auf den Kissen, einschlieft, betrachtete er seinen Theocopuli, dessen krasse Farbe das Lächeln des gelben Stoffes herber und ernster machte, und mit Leichtigkeit stellte er sich vor, er lebte hundert Meilen von Paris entfernt in einem stillen Kloster.

Und alles in allem war die Illusion naheliegend, denn er führte wirklich nahezu das Leben eines Mönches. So genoß er alle Vorteile der Klausner und vermied deren Unbequemlichkeiten: die soldatische Disziplin, den Mangel an Pflege, den Schmutz, die Vermischung mit anderen, die eintönige Beschäftigungslosigkeit. Wie er aus seiner Zelle ein behagliches Zimmer gemacht hatte, hatte er auch sein Leben normal, mild, ruhig, ausgefüllt und frei gemacht.

Wie ein Eremit war er des Lebens überdrüssig und erwartete nichts mehr von ihm: reif zur Einsamkeit; und ebenso war er gleich einem Mönch unendlich matt; er wollte sich sammeln, nichts mehr gemein haben mit den Weltlichen, die für ihn die Utilitaristen und Dummköpfe waren.

Obwohl er nicht die geringste Berufung zum Stande der Gnade empfand, fühlte er aufrichtige Sympathie mit die-

sen Menschen, die sich in ein Kloster einschlossen, vom Haß einer Gesellschaft verfolgt, die ihnen die gerechte Verachtung, die sie für sie hegen, und ihren Willen, durch langes Schweigen die immer wachsende Verwilderung ihrer abgeschmackten und nichtswürdigen Unterhaltungen wiedergutzumachen und zu sühnen, nie verzeiht.

VI

In einen tiefen Sessel geschmiegt, saß des Esseintes vor dem Feuer; seine Füße ruhten auf den vergoldeten Kaminpfosten, seine Hausschuhe rösteten in der Nähe der Scheite, die wie von einem Blasebalg angefacht knisternd auflohten; er legte das alte Buch, in dem er las, auf einen Tisch, reckte sich, zündete sich eine Zigarette an und begann köstlich zu träumen; mit losgelassenen Zügeln jagte er auf einer Fährte von Erinnerungen, die seit Monaten verlöscht war; nun wurde sie wieder sichtbar, aufgeweckt durch einen Namen, der ihm übrigens ohne jede Ursache eingefallen war.

Mit überraschender Deutlichkeit sah er die Vergangenheit seines Freundes d'Aigurande, als er in einer Gesellschaft geschworener Junggesellen die letzten Vorbereitungen zu seiner Hochzeit gestehen mußte. Man erhob lauten Einspruch, man malte ihm die fürchterlichen Nächte in derselben Wäsche aus; nichts half: er hatte den Kopf verloren, glaubte an die Vernunft seiner zukünftigen Gattin, an der er eine ganz außergewöhnliche Begabung für hingebende Zärtlichkeit erkannt zu haben behauptete.

Nur des Esseintes, als einziger von den jungen Leuten, bestärkte ihn in seinen Entschlüssen, sobald er erfahren hatte, daß die Braut an der Ecke eines neuen Boulevards in

einer jener modernen Wohnungen mit runden Zimmern wohnen wollte.

Überzeugt von der mitleidlosen Macht der kleinen Misere, die selbst für widerstandsfähige Temperamente verhängnisvoller als die großen sind, ging er von der Tatsache aus, daß d'Aigurande gar kein Vermögen besaß und die Mitgift seiner Frau so gut wie nichts betrug; so gewahrte er in diesem harmlosen Wunsch der Frau eine unendliche Aussicht lächerlicher Mißstände.

Und in der Tat kaufte d'Aigurande runde Möbel, hinten ausgehöhlte, kreisförmige Konsolen, bogenförmige Vorhangstangen, halbmondförmige geschnittene Teppiche, eine ganze auf Bestellung gelieferte Einrichtung. Er gab doppelt soviel aus wie andere; und als seine Frau, angesichts ihres knappen Nadelgeldes, der teuren Wohnung überdrüssig wurde und eine viereckige, billigere Wohnung beziehen wollte, paßte kein Möbelstück mehr. Allmählich wurde dieses hinderliche Mobiliar die Quelle unauhörlichen Ärgers; das durch das Zusammenleben ohnedies gesprungene Verständnis ging von Woche zu Woche mehr in Scherben; sie gerieten aneinander und warfen sich gegenseitig vor, nicht mehr länger in einem Zimmer wohnen zu können, wo die Möbel trotz ihrer Klammern wackelten, sobald man sie nur streifte, und die Konsolen die Wände nicht berührten. Geld für Reparaturen, die übrigens fast unmöglich waren, war nicht vorhanden. Jeder Gegenstand gab Anlaß zu Streitereien und Ärger, alles, von den Schubladen, die nicht aufgingen, bis zu den Betrügereien des Dienstmädchens, das die durch die Zankereien

verursachte Unaufmerksamkeit ausnützte, um die Kasse zu brandschatzen; kurz, ihr Leben war unerträglich; er vergnügte sich außerhalb des Hauses; sie suchte in den Ausflüchten des Ehebruchs ihr verregnetes, flaches Leben zu vergessen. Dann trennten sie sich im Einverständnis miteinander und ließen sich scheiden.

»Mein Schlachtplan stimmte genau«, hatte damals des Esseintes gesagt, der die Befriedigung eines Strategen genoß, der von fern beobachtete Manöver gelingen sieht.

Er dachte auch jetzt vor seinem Feuer an das Auseinandergehen dieser Ehe, deren Zustandekommen seine guten Ratschläge unterstützt hatten, dann warf er neue Scheite ins Feuer und überließ sich neuen Träumen.

Derselben Gedankenreihe angehörend, drängten sich ihm andere Erinnerungen auf.

Es lag schon einige Jahre zurück; eines Abends war er in der Rue de Rivoli einem ungefähr sechzehnjährigen jungen Burschen begegnet, einem bläßlichen, hochgewachsenen Jungen, der verführerisch war wie eine Dirne. Er sog mühsam an einer Zigarette, deren Papier, vom schlechten Tabak durchbohrt, gerissen war. Er fluchte und rieb an seinem Schenkel Streichhölzer an, die alle nicht gingen; er verbrauchte sie alle. Als er dann des Esseintes bemerkte, der ihn beobachtete, ging er auf ihn zu, legte die Hand an den Mützenschirm und bat ihn höflich um Feuer. Des Esseintes bot ihm aromatische Zigaretten an, dann begann er eine Unterhaltung und forderte den Jungen auf, ihm seine Geschichte zu erzählen.

Die war denkbar einfach; er hieß Auguste Langlois, ar-

beitete bei einem Pappefabrikanten, hatte seine Mutter verloren und besaß einen Vater, der ihn schlug.

Des Esseintes hörte ihm nachdenklich zu: — »Komm, wir trinken etwas«, sagte er. Er nahm ihn mit in ein Café und ließ ihm starken Punsch vorsetzen. — Der Junge trank, ohne ein Wort zu sprechen. — »Sag mal«, begann des Esseintes plötzlich, »willst du dich heute abend amüsieren? Ich zahle.« Und er hatte den Kleinen zu Tante Laura mitgenommen, die im dritten Stock eines Hauses in der Rue Mosnier ein kleines Lager von Blumenarbeiterinnen hatte, die in einer Reihe roter Zimmer mit runden Spiegeln, Ruhebetten und Waschbecken wohnten.

Da hatte Auguste sehr verduzt und die Mütze zwischen den Händen vor einer ganzen Horde von Frauen gestanden, deren geschminkte Münder sich alle zugleich auftaten:

»Ach, der Kleine! Gott, ist der niedlich!« — »Aber sag mal, Junge, du bist ja noch gar nicht im richtigen Alter«, hatte eine stattliche Brünette mit großen Augen und Hakenase gesagt, die bei Frau Laura die unentbehrliche schöne Jüdin spielte.

Behaglich, fast wie zu Hause, unterhielt sich des Esseintes mit der Besitzerin.

»Hab doch keine Angst, Dummchen«, wandte er sich dann wieder an den Jungen, »los, wähle, ich halte dich frei.« Und sanft stieß er den Knaben auf ein Sofa zwischen zwei Frauen. Die setzten sich auf ein Zeichen von Madame Laura ganz eng an ihn heran, bedeckten Augustes Knie mit ihren Morgenröcken und hielten ihm ihre lauen gepu-

dernten Schultern unter die Nase, und er rührte sich nicht mehr: mit blutroten Wangen, herbem Mund und gesenkten Augen wagte er neugierige Blicke, die hartnäckig auf den Oberschenkeln heften blieben.

Wanda, die schöne Jüdin, küßte ihn, gab ihm gute Ratschläge und empfahl ihm, Vater und Mutter zu gehorchen, und währenddessen irrten ihre Hände langsam über den Knaben, dessen Antlitz sich verfärbte und dessen Kopf hintenüber sank.

»Du kommst also nicht auf eigene Rechnung heute«, sagte Frau Laura zu des Esseintes. »Aber wo hast du nur den Bengel aufgegebelt?« fragte sie, als die schöne Jüdin Auguste mit sich genommen hatte.

»Auf der Straße, meine Liebe.«

»Du bist doch gar nicht betrunken«, murmelte die alte Dame. Dann fügte sie nach einiger Überlegung mit mütterlichem Lächeln hinzu: »Ich verstehe, mein Kerlchen, du brauchst junge, was!«

Des Esseintes zuckte die Achseln. »Du bist nicht im Bilde; aber ganz und gar nicht«, sagte er; »ich will einfach den Versuch machen, einen Mord vorzubereiten. Hör dir mal meine Überlegungen an; dieser Bursche ist unberührt und hat das Alter erreicht, da das Blut kocht; er könnte den Mädchen in seinem Viertel nachlaufen, anständig bleiben und doch zu seinem Vergnügen kommen und für seinen bescheidenen Teil am eintönigen Glück der Armen teilhaben. Wenn ich ihn jedoch hierher mitten in einen Luxus führe, den er nicht einmal geahnt und der sich tief in sein Gedächtnis geprägt hat; wenn ich ihm alle vierzehn

Tage ein solches Fest gebe, werden ihm diese Freuden, die seine Mittel ihm nicht erlauben, zur Gewohnheit werden; nehmen wir an, es dauert drei Monate, bis sie ihm unentbehrlich geworden sind — und so, wie ich sie verteile, laufe ich keine Gefahr, ihn zu übersättigen —, kurz, nach Verlauf dieser drei Monate, entziehe ich ihm die Rente, die ich für diesen guten Zweck im voraus an dich bezahlen werde, und dann wird er stehlen, um hierher gehen zu können; er wird alles anstellen, nur um sich auf diesem Sofa wälzen zu können!

Er wird es aufs Letzte ankommen lassen und, hoffentlich, den Mann töten, der zur Unzeit erscheint, wenn er seinen Schreibtisch aufbricht; — dann ist mein Zweck erreicht, und in den Grenzen meiner Mittel werde ich dazu beigetragen haben, einen Lumpen zu schaffen, einen Feind mehr für diese widerliche Gesellschaft, die uns brand-schatzt.«

Die Frauen machten große Augen.

»Da bist du ja wieder«, sagte des Esseintes, als er Auguste sah, der den Salon betrat und sich rot und verlegen hinter der schönen Jüdin zu verstecken suchte. »Komm, Junge, es wird spät, sag den Damen guten Abend!« Und er erklärte ihm auf der Treppe, daß er nun alle vierzehn Tage zu Madame Laura gehen könne, ohne einen Pfennig dafür zu bezahlen; als sie dann wieder auf der Straße waren, hatte er den Knaben betrachtet, der ganz verwirrt vor ihm auf dem Bürgersteig stand:

»Wir werden uns nicht mehr sehen; geh, beeil dich, mach, daß du nach Hause zu deinem Vater kommst, dem

die untätige Hand schon juckt, und merke dir diesen fast evangelischen Satz: Was du nicht willst, das man dir tu, das füge allen andern zu. Mit diesem Grundsatz wirst du es sehr weit bringen. — Guten Abend. — Vor allem aber sei nicht undankbar, laß bald in den Gerichtschroniken der Zeitungen von dir hören.«

»Dieser kleine Judas«, murmelte jetzt des Esseintes und fachte die Glut an; »ich hab doch, weiß Gott, niemals seinen Namen in den ‚Vermischten Nachrichten‘ gelesen. —

Allerdings habe ich nicht mit aller Entschlossenheit vorgehen können und manche Nebenumstände vielleicht nicht richtig berücksichtigt, zum Beispiel Madame Lauras Gerissenheit, die es ihr erlaubt, Geld zu nehmen, ohne Ware dafür zu geben; oder die Schrulle eines der Frauenzimmer, die den Jungen aus Liebe auch nach Ablauf der drei Monate hat zu sich kommen lassen; oder die ausgefeimte Lasterhaftigkeit der schönen Jüdin, die den Jungen, der zu ungeduldig und zu jung war, um sich langsamer Einleitung und zermalmender Erfüllung künstlicher Lüste hinzugeben, vielleicht abgeschreckt hat. Wenn er also nicht gerade mit den Gerichten in Konflikt geraten ist, solange ich in Fontenay bin, — denn seitdem lese ich keine Zeitungen mehr — bin ich hereingefallen.«

Er stand auf und ging ein paarmal auf und ab. »Es wäre immerhin schade«, sagte er, »denn durch diese Handlung hätte ich die weltliche Parabel verwirklicht, die Allegorie von der allgemeinen Bildung, die nichts anderes will, als alle Leute in Langlois' zu verwandeln, und sich darauf versteift, statt den Elenden aus Mitleid gründlichst die

Augen auszustechen, sie ihnen gewaltsam und so weit als möglich zu öffnen, damit sie in ihrer Umgebung unverdiente und mildere Schicksale sehen oder plattere und herbere, also wünschenswertere und schönere Freuden bemerken.«

»Und es steht fest«, fuhr des Esseintes in seiner Überlegung fort, »es steht fest, daß der Schmerz das Ergebnis der Erziehung ist, daß er tiefer und bitterer wird, je mehr Gedanken entstehen: und je mehr man sich bemühen wird, die Intelligenz immer weiter auszubauen und das Nervensystem der armen Teufel immer mehr zu verfeinern, desto stärker wird man die unheimlich lebenskräftigen Keime moralischen Leides und des Hasses in ihnen entwickeln.«

Die Lampen blakten. Er schraubte sie hoch und sah nach der Uhr. — Drei Uhr morgens. — Er zündete sich eine Zigarette an und vertiefte sich wieder in die durch seine Träumereien unterbrochene Lektüre der alten lateinischen Dichtung »Vom Lob der Keuschheit«, die Avitus, Metropolitan-Bischof von Wien, unter der Regierung Gundebalds, verfaßt hatte.

VII

Seit jener Nacht, da er ohne greifbare Ursache die melancholische Erinnerung an Auguste Langlois erweckt hatte, lebte er sein ganzes Leben noch einmal.

Er war unfähig, auch nur ein Wort von den Büchern zu begreifen, in denen er las; nicht einmal seine Augen lasen; es kam ihm vor, als weigere sich sein mit Literatur und Kunst übersättigter Geist, noch mehr in sich aufzunehmen.

Er lebte aus sich selbst, nährte sich von seiner eigenen Substanz gleich jenen Tieren, die sich den Winter über in ein Loch verkriechen und erstarren; wie ein Narkotikum hatte die Einsamkeit auf sein Gehirn gewirkt. Nachdem sie ihn zuerst geschwächt und angespannt hatte, bewirkte sie nun eine von vagen Träumereien beunruhigte Betäubung; sie vernichtete seine Absichten, brach seine Willensanstrengungen, führte eine ganze Reihe von Träumen herauf, die er, passiv, über sich ergehen ließ, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich ihnen zu entziehen.

Das wirre Durcheinander des Gelesenen, künstlerische Betrachtungen, die er seit seiner Absonderung angehäuft hatte, ein Stauwerk, das den Strom alter Erinnerungen hemmen sollte, das alles war plötzlich weggerissen worden, die Flut überschwemmte alles, warf Gegenwart und Zukunft über den Haufen, ertränkte alles unter der Ver-

gangenheit, erfüllte seinen Geist mit unendlicher Traurigkeit, auf der gleich kümmerlichem Strandgut unerhebliche Episoden aus seinem Leben schwammen, absurde Nichtigkeiten.

Das Buch, das er in der Hand hielt, fiel ihm auf die Knie; er versank in Gedanken und sah voller Ekel und Unruhe die Jahre seines gestorbenen Lebens vorüberziehen; sie kreisten um die Erinnerung an Madame Laura und Auguste, um diese Erinnerung, die als nackte Tatsache wie ein Pfahl im wogenden Auf und Ab seiner Gedanken stand. Welche Zeit! Die Zeit der mondänen Gesellschaften, der Rennen, der Kartenspiele, der im voraus bestellten Liebchaften, die pünktlich um Mitternacht in seinem rosa Boudoir abgeliefert wurden! Er stellte sich Gesichter vor, bestimmte Ausdrücke, leere Worte, die ihn mit jener Hartnäckigkeit plagten, wie manche Gassenhauer, die man immerzu summen muß, die aber plötzlich, ohne daß man daran denkt, schließlich aufhören.

Diese Periode dauerte nur kurze Zeit; er hatte eine Pause in der Erinnerung und tauchte wieder in seine lateinischen Studien unter, um selbst die Spur dieser Rückblicke zu verwischen.

Der Anstoß war gegeben; eine zweite Phase folgte der ersten fast unmittelbar, die seiner Kindheitserinnerungen, vor allem die Erinnerung an die bei den Patres verbrachten Jahre.

Die lagen weiter zurück, waren aber bestimmter umrissen, herber und bitterer eingeprägt; der üppige Park, die langen Alleen, die Beete, die Bänke, alle materiellen Ein-

zelheiten erstanden in seinem Zimmer wieder.

Dann füllten sich die Gärten, er hörte die Schreie der Schüler, das Lachen der Lehrer in den Pausen, die Paume spielten, mit geraffter, zwischen die Knie gepreßter Soutane, oder sich zwanglos unter den Bäumen wie gleichaltrige Kameraden mit den Schülern unterhielten.

Er rief sich dieses väterliche Joch ins Gedächtnis zurück: es hatte nicht viel für Strafen übrig, lehnte es ab, fünfhundert oder tausend Verse aufzugeben, begnügte sich vielmehr damit, eine nicht gekonnte Lektion während der Erholungsstunden der anderen wiederholen zu lassen, öfter noch zum einfachen Tadel griff, das Kind tätig, aber milde überwachte, ihm Freude zu bereiten suchte, beliebige Spaziergänge gestattete, die Gelegenheit aller kleinen von der Kirche nicht eingeläuteten Feiertage benutzte, um den gewöhnlichen Mahlzeiten Kuchen und Wein hinzuzufügen und Ausflüge zu veranstalten — ein Joch, das den Schüler nicht abstumpfte, sondern mit ihm diskutierte, ihn als Erwachsenen behandelte und ihn trotzdem wie ein zärtlich geliebtes Kind verhätschelte.

So gewannen sie wirklichen Einfluß auf das Kind, vermochten die Intelligenzen, die sie heranzogen, in gewisser Hinsicht zu kneten, sie in eine bestimmte Richtung zu drängen, sie mit besonderen Gedanken zu erfüllen, das Wachstum ihrer Ideen durch eine einschmeichelnde und listige Methode zu sichern, wobei sie sich Mühe gaben, ihnen ins Leben zu folgen, sie in ihrer Laufbahn zu unterstützen, und ihnen zu diesem Zwecke herzliche Briefe schrieben, wie sie der Dominikaner Lacordaire an seine

ehemaligen Schüler von Sorrèze zu richten wußte.

Des Esseintes gab sich Rechenschaft von der Operation, die er an sich selbst ergebnislos erlitten zu haben glaubte; sein spitzfindiger, spürsamer Charakter, der Ratschläge ablehnte und zu Kontroversen neigte, hatte ihn davor bewahrt, von ihrer Disziplin geformt und von ihren Lehren unterworfen zu werden; einmal aus dem Kolleg entlassen, war seine Skepsis noch größer geworden; sein Umgang in einer legitimistischen, intoleranten und bornierten Welt, seine Unterhaltungen mit uneinsichtigen Kirchen Vorstehern und niederen Priestern, deren Ungeschicklichkeiten das von den Jesuiten so weise gesponnene Netz zerrissen, hatten seinen Unabhängigkeitsgeist noch weiter gestärkt und seinen Mangel an Vertrauen in jedweden Glauben noch vertieft.

Alles in allem hielt er sich für frei von jedem Band und jedem Zwang; er hatte, im Gegensatz zu anderen auf Gymnasien oder in Pensionaten erzogenen Leuten, einfach eine ausgezeichnete Erinnerung an sein Kolleg und seine Lehrer behalten, und jetzt war er so weit, sich zu fragen, ob die bis dahin auf unfruchtbaren Boden gefallene Saat nicht zu keimen beginne.

In der Tat befand er sich seit einiger Zeit in einem unbeschreiblichen Seelenzustand. Eine Sekunde lang glaubte er aus Instinkt zur Religion zu kommen, beim geringsten Nachdenken jedoch verflog seine Neigung zum Glauben wieder; trotz allem aber blieb er sehr verwirrt.

Stieg er jedoch in sich hinab, so wußte er genau, daß er niemals den wirklich christlichen Geist der Demut und der

Buße haben würde; er wußte rückhaltlos, daß jener Augenblick, von dem Lacordaire spricht, jener Augenblick der Gnade, »da der letzte Lichtstrahl in die Seele dringt und alle zerstreuten Wahrheiten in ihr einem gemeinsamen Zentrum zuführt«, niemals für ihn kommen würde; er empfand jenes Bedürfnis nach Zerknirschung und Gebet nicht, ohne das, will man der Mehrzahl der Priester glauben, keine Bekehrung möglich ist; er verspürte nicht die geringste Lust, einen Gott anzuflehen, dessen Barmherzigkeit ihm sehr unwahrscheinlich schien; trotzdem aber veranlaßte ihn seine Sympathie für seine ehemaligen Lehrer, sich für ihre Arbeiten und ihre Lehren zu interessieren; die unnachahmlichen Töne der Überzeugung, die glühenden Männerstimmen von überlegener Intelligenz brachten ihn dahin, an seinem Geist und seinen Kräften zu zweifeln. Inmitten der Einsamkeit, darin er ohne neue Zufuhr, ohne frische Eindrücke und ohne Gedankenerneuerung lebte, ohne den von außen eindringenden Austausch von Empfindungen, ohne Berührung mit der Welt und ohne die Anregungen eines in Gemeinschaft verbrachten Lebens; in der widernatürlichen Absonderung, in die er sich verrannte, tauchten alle Fragen, die er während seines Aufenthalts in Paris vergessen hatte, als verwirrende Probleme von neuem auf.

Das Lesen in lateinischen Werken, die er sehr liebte und die fast alle von Bischöfen oder Mönchen verfaßt worden waren, hatte zweifellos dazu beigetragen, diese Krise zu beschleunigen. In eine Klosteratmosphäre gebannt und vom Duft des Weihrauchs berauscht, hatten sich seine

Nerven überspannt, und diese Bücher hatten durch eine Gedankenassoziation seine Erinnerungen an sein Leben als junger Mann verdrängt, dafür aber die an seine Kindheit bei den Patres in um so helleres Licht gerückt.

— »Da ist nichts zu sagen«, dachte des Esseintes und versuchte dem Gange der Einführung des jesuitischen Elements in Fontenay auf die Spur zu kommen und darüber Betrachtungen anzustellen; »seit meiner Kindheit habe ich, ohne es je gewußt zu haben, diese Hefe in mir, die noch nicht in Gärung geraten war; vielleicht ist mein Hang für religiöse Gegenstände, den ich immer hatte, ein Beweis dafür.«

Aber er versuchte, sich das Gegenteil einzureden, denn er war unzufrieden damit, nicht mehr absoluter Herrscher über sich zu sein; er schaffte sich Motive; er hatte sich notwendigerweise dem Priestertum zuwenden müssen, denn nur die Kirche hat die Kunst, die von den Jahrhunderten verlorene Form, gepflegt; bis zur häßlichen modernen Reproduktion hat sie den Umriß der Edelsteinarbeiten festgelegt, den Reiz der petunienschlanken Kelche und der Ciborien mit reinen Seiten bewahrt, sogar im Aluminium und in den falschen Emailen und bunten Gläsern die Anmut der uralten Formen erhalten. Die Mehrzahl der im Museum von Cluny ausgestellten Kostbarkeiten, die der wüsten Zerstörungslust der Sansculotten nur durch ein Wunder entgingen, stammen aus den alten französischen Abteien; wie die Kirche im Mittelalter Philosophie, Geschichte und Wissenschaften vor der Barbarei bewahrt hat, hat sie auch die Plastik gerettet und die wundervollen

Webemuster bis auf unsere Zeit gebracht, die die Fabrikanten von geweihten Sachen zwar möglichst zu verderben suchen, ohne jedoch die erlesene Urform entstellen zu können. So war es nicht verwunderlich, daß er nach alten Zierstücken jagte, die er mit zahlreichen anderen Sammlern bei den Antiquaren in Paris und den Trödlern der Provinz aufstöberte.

Aber er mochte tausendmal alle diese Gründe anrufen, er kam nicht dahin, sich völlig zu überzeugen. Alles in allem betrachtete er nach wie vor die Religion als eine köstliche Legende, als einen herrlichen Betrug, aber trotz aller dieser Erklärungen begann sein Skeptizismus, sich zu klären.

Augenscheinlich stand folgende seltsame Tatsache fest: Er war jetzt weniger sicher als früher, als in seiner Kindheit, da die Anregung von Seiten der Jesuiten unmittelbar, da ihr Unterricht unvermeidlich war und er in ihren Händen lag, ihnen mit Leib und Seele gehörte; keine Familie hielt ihn, keine Einflüsse von außen konnten einen Gegendruck ausüben. So hatten sie ihm eine gewisse Freude am Wunderbaren eingeflößt, die sich insgeheim und langsam in seiner Seele festgesetzt hatte, jetzt in der Einsamkeit immer stärker wurde und auf seinen schweigsamen, abgesonderten, im knappen Kreis fixer Ideen beweglichen Geist zu wirken begann.

Durch Überprüfen seiner Gedankenarbeit, durch den Versuch, die Fäden untereinander zu verknüpfen, die Quellen und Gründe aufzuspüren, kam er zur Überzeugung, daß seine Handlungen während seines Lebens in

der Welt von seiner Erziehung abhängen. Waren seine Neigung zum Künstlichen, sein Bedürfnis nach Exzentrizität nicht letzten Endes Ergebnisse täuschender Studien, außerirdischer Verfeinerungen und fast theologischer Betrachtungen? Im Grunde waren es Hingerissenheit und Liebe zu einem Ideal, zu einem unbekanntem Universum, zu ferner Glückseligkeit, wünschenswert wie das in der Heiligen Schrift verheißene Glück.

Er hielt inne, zerschnitt kurzerhand den Faden seiner Überlegungen.

»Was«, sagte er verstimmt, »ich bin noch verstrickter, als ich glaubte; da argumentiere ich mit mir selber herum wie ein Kasuist!«

Er blieb versonnen, von dumpfer Angst bewegt; war Lacordaires Theorie richtig, so hatte er nichts zu fürchten, da der magische Schlag der Bekehrung nicht mit einem Sprung erfolgt; um die Explosion herbeizuführen, mußte der Boden lange und beständig unterhöhlt werden; aber sprechen die Schriftsteller vom Blitzschlag der Liebe, so sprechen viele Theologen auch vom Blitzschlag der Religion; ließ man die Wahrheit dieser Lehre zu, war keiner sicher, nicht zu unterliegen. Es gab keine Selbstanalysen, keine Vorahnungen, keine Vorsichtsmaßregeln; die Psychologie des Mystizismus war nichtig; es war so, weil es so war, und damit fertig.

»Bah, ich verdumme«, sagte sich des Esseintes, »wenn das so weitergeht, wird die Furcht vor der Krankheit mit der Krankheit selbst enden.«

Es gelang ihm, diesen Einfluß etwas abzuschütteln; die-

se Erinnerungen verstummt, aber andere krankhafte Symptome traten zutage; jetzt suchten ihn lediglich die Gegenstände der Diskussion heim; Park, Unterricht und Jesuiten waren fern; er war ganz und gar von Abstraktionen beherrscht; wider Willen mußte er an kontradiktorische Dogmeninterpretationen und verworfene Apostasien denken, die der Pater Labbe in seiner Schrift über die Konzile gesammelt hat. Brocken dieser Schismen, Bruchstücke von Ketzereien, die jahrhundertlang die Kirchen des Westens und Ostens getrennt hatten, kamen ihm ins Gedächtnis zurück. Einmal Nestorius, der der Heiligen Jungfrau den Titel Mutter Gottes abspricht, weil sie im Mysterium der Menschwerdung nicht den Gott, sondern das menschliche Wesen im Schoße getragen hat; oder Eutyches, der erklärt, das Bild Christi könne dem der anderen Menschen nicht ähnlich sein, weil die Gottheit in seinem Körper gewohnt und folglich dessen Form von Grund auf verwandelt habe; andere Tüftler behaupten, der Erlöser habe überhaupt keinen Körper gehabt, dieser Ausdruck in den heiligen Büchern müsse bildlich genommen werden; während Tertullian sein berühmtes, ganz materialistisches Axiom aussprach: »Nur was nicht ist, ist unkörperlich; alles, was ist, hat einen ihm eigenen Körper«; schließlich noch die jahrelang erörterte Frage: Hat Christus allein am Kreuz gehangen oder die Dreifaltigkeit, hat eine für drei Personen in dreifacher Hypostasie auf dem Kalvarienberg gelitten? Alle diese Fragen erregten und umdrängten ihn – und mechanisch stellte er sich selbst wie in einer vor langer Zeit gelernten Lektion Frage und Antwort.

Tagelang gab es in seinem Gehirn ein Gewimmel von Paradoxen und Spitzfindigkeiten, Haarspaltereien und unzählige Regeln, die so kompliziert waren wie Gesetzesparagrafen, die jeder Auslegung und allen Wortspielen Raum lassen und zu einer überaus gewundenen und barocken Jurisprudenz des Himmels führten; dann erlosch die abstrakte Seite, und unter der Wirkung der Bilder von Gustave Moreau, die an der Wand hingen, erstand eine ganz plastische Seite.

Er sah eine ganze Prozession von Prälaten an sich vorüberziehen: Archimandriten und Patriarchen hoben, um die kniende Menge zu segnen, goldschwere Arme, ihre weißen Bärte senkten und hoben sich beim Lesen und Beten; er sah, wie lange Züge von Büßern sich in dunkle Wölbungen verloren und wie gewaltige Kathedralen wuchsen, darin weiße Mönche auf die Kanzel stiegen; wie Thomas de Quincey nach dem Genuß von Opium auf das bloße Wort »Consul Romanus« sich ganzer Seiten aus dem Titus Livius erinnerte, den feierlichen Zug der Konsuln und die funkelnden Reihen des römischen Heeres sah, so stockte des Esseintes bei einem theologischen Ausdruck der Atem, er betrachtete Volksaufläufe, sah die Erscheinungen von Bischöfen sich vom umflorten Hintergrund der Basiliken abheben; diese Anblicke bezauberten ihn — sprangen durch die Jahrhunderte und kamen zu den modernen religiösen Zeremonien, die ihn in unendliche, traurige und zarte Musik hüllten.

Da gab es keine Überlegungen, die er sich vorzumachen, keine inneren Kämpfe mehr, die er zu ertragen hatte;

es war ein unbeschreiblicher Eindruck von Ehrerbietung und Furcht; das künstlerische Verständnis wurde durch die wohl berechneten Szenen der Katholiken unterjocht; bei diesen Erinnerungen zitterten seine Nerven, dann stiegen in plötzlicher Empörung und steilem Umschwung ungeheuerliche Gedanken in ihm auf, Vorstellungen jener im Handbuch für Beichtiger vorgesehenen Sakrilege, jener schmachvollen und unreinen Besudelung des Weihwassers und des heiligen Öles. Vor dem Antlitz eines allmächtigen Gottes erhob sich jetzt ein kraftvoller Rivale, der Dämon; fürchterliche Größe schien ihm zuzuströmen aus dem inmitten der Kirche vollbrachten Verbrechen eines Gläubigen, der in entsetzlichem Taumel darauf versessen ist, in rein sadistischer Freude Gott zu lästern und die heiligen Dinge mit Beleidigungen und Schamlosigkeiten zu beflecken; wahnsinnige Magie, schwarze Messen und Sabbate, grauenhafte Verzücktheiten und Zaubereien erstanden; er fragte sich schließlich, ob er nicht selbst eine Gotteslästerung begehe, indem er ehemals geweihte Dinge besaß, Kirchenbücher, Meßgewänder und Altarvorhänge; und dieser Gedanke an einen sündigen Zustand verschaffte ihm einen gewissen Stolz und eine gewisse Erleichterung; er gewährte eine deutliche Freude an Sakrilegen, an zweifelhaften oder jedenfalls wenig ernsten, denn er liebte diese Gegenstände, ohne sie durch den Gebrauch irgendwie zu entweihen; so wiegte er sich in vorsichtigen und feigen Gedanken — denn seine argwöhnische Seele verbot ihm offenbare Verbrechen, sie entzog ihm den zu fürchterlichen, bewußten und wirklichen Sünden nötigen Mut.

Allmählich verblaßten diese Spitzfindigkeiten. Er sah gewissermaßen von der Höhe seines Geistes das Panorama der Kirche und ihren seit Jahrhunderten erblichen Einfluß auf die Menschheit. Er stellte sie sich vor, wie sie einsam und grandios den Menschen den Abscheu vor dem Leben lehrt und ihm die Unbarmherzigkeit des Schicksals zeigt; Geduld, Bescheidung und Opfermut predigt; die Wunden zu stillen versucht durch den Hinweis auf Christi Wunden; göttliche Privilegien verspricht, den Gebeugten das bessere Teil des Paradieses vorbehält; die menschliche Kreatur ermahnt, zu dulden und Gott wie ein Opfer ihre Trübsal und ihre Schmähungen, ihre Laster und ihre Mühen darzubringen. Für die Elenden wurde sie beredt und mütterlich, mitleidig mit den Bedrückten und voller Drohung für die Unterdrücker und Despoten.

Hier faßte des Esseintes wieder Fuß. Zweifellos war er von diesem Zugeständnis sozialen Schmutzes befriedigt, aber dann empörte er sich gegen das vage Heilmittel der Hoffnung auf ein anderes Leben. Schopenhauer war genauer; seine Lehre und die der Kirche hatten einen gemeinsamen Ausgangspunkt; auch er basierte auf der Ungleichheit und der Niedrigkeit der Welt, auch er stieß mit der »Nachfolge Christi« den schmerzlichen Ruf aus: »Es ist ein wahres Elend, auf der Erde zu leben!« Auch er predigte die Nichtigkeit des Daseins, die Vorzüge der Einsamkeit und zeigte der Menschheit, daß sie, was sie auch immer tue und nach welcher Seite sie sich auch wende, doch stets unglücklich bleiben müsse: arm, weil Entbehnungen Leiden mit sich bringen; reich, weil der Überfluß unbezwing-

baren Ekel einflößt; aber er verkündete kein Allheilmittel, warf, um unvermeidliche Übel zu beheben, keinerlei Lockmittel aus.

Er stützte sich nicht auf das empörende System der Erbsünde; bemühte sich keineswegs zu beweisen, daß ein über alle Zweifel erhabener guter Gott der ist, der die Spitzbuben schützt, die Kindheit zerstört, das Alter verblöden läßt und die Unschuldigen geißelt; er übertrieb nicht die Wohltaten einer Vorsehung, die jene unnütze, unverständliche und ungerechte Scheußlichkeit: das physische Leiden erfunden hat; er wollte nicht wie die Kirche versuchen, die Notwendigkeit der Qualen und Prüfungen zu beweisen, und rief voller Entrüstung in seinem Mitgefühl aus: »Hat Gott diese Welt geschaffen, so möchte ich nicht dieser Gott sein; das Elend der Welt zerrisse mir das Herz.«

Er allein war auf dem Weg der Wahrheit! Was waren alle Arzneilehren der Evangelien gegen diese Abhandlungen geistiger Hygiene? Er wollte nichts heilen, versprach den Kranken keine Entschädigung; aber seine Theorie des Pessimismus war alles in allem der große Trost für die auserwählten Intelligenzen und feinen Seelen; sie enthüllte die Gesellschaft, wie sie ist, betonte die angeborene Torheit der Frauen, zeigte die ausgefahrenen Gleise, bewahrte die Menschen vor Enttäuschungen; hielt dazu an, seine Hoffnungen so weit wie möglich einzuschränken, ja, wenn die Kraft dazu ausreicht, gar keine zu fassen und sich glücklich zu schätzen, wenn einem im unerwünschtesten Augenblick nicht gerade ein riesiger Ziegelstein auf den

Schädel schmettert!

Auf derselben Fährte wie die »Nachfolge« endete auch diese Theorie, aber ohne sich in geheimnisvolle Irrgänge und unwahrscheinliche Wege zu verlieren, am selben Ort bei der Resignation, beim Sich-Gehenlassen.

War diese Resignation, die ganz einfach von der Feststellung eines beklagenswerten Zustandes und der Unmöglichkeit, etwas daran zu ändern, kam, den Reichen im Geist zugänglich, so war sie für die Armen um so schwerer faßbar: ihre Erregungen und Unruhen beruhigte die wohlthuende Religion auf leichtere Art und Weise.

Diese Erwägungen befreiten des Esseintes von einem schweren Gewicht; die Aphorismen des großen Deutschen besänftigten seine bebenden Gedanken, trotzdem riefen die Berührungspunkte beider Lehren diese einander wechselseitig ins Gedächtnis zurück, und er konnte den so poetischen und packenden Katholizismus, darin er sich gebadet und dessen Essenz er mit allen Poren eingesaugt hatte, nicht vergessen.

Diese Umkehr zum Glauben, diese Befürchtungen der Gläubigkeit kamen hauptsächlich, seitdem die Veränderungen in seinem Gesundheitszustand sich zeigten; sie fielen mit neuerdings gekommenen nervösen Störungen zusammen.

Seit seiner frühesten Jugend war er durch unerklärliche Abneigungen gequält worden, die ihm einen Schauer über den Rücken jagten, ihm zum Beispiel die Zähne aufeinander schlugen, wenn er sah, wie das Mädchen nasse Wäsche auswang; noch jetzt litt er geradezu darunter, wenn er ein

Stück Stoff zerreißen hörte, mit der Fingerspitze ein Stück Kreide berührte oder mit der Hand über Moiréseide tastete.

Die Exzesse seines Junggesellenlebens, die übertriebene Anspannung seines Gehirns hatten seine ursprüngliche Neurose erheblich verstärkt und das ohnehin verbrauchte Blut seines Geschlechts noch weiter geschwächt; in Paris hatte er sich hydrotherapeutischen Kuren unterwerfen müssen, denn seine Hände zitterten, er hatte entsetzliche Schmerzen, Neuralgien zerschnitten ihm das Gesicht, klopfen gegen seine Schläfen, stachen die Lider und verursachten ihm Übelkeiten, von denen er sich nur im Dunkeln auf dem Rücken liegend erholen konnte.

Diese Anfälle hatten infolge eines regelmäßigeren und stilleren Lebens langsam aufgehört; jetzt traten sie in anderer Form wieder auf und erstreckten sich über den ganzen Körper; die Schmerzen verließen den Schädel, gingen zum aufgeschwemmten harten Leib, durchbohrten die Eingeweide wie glühendes Eisen; dann weckte ihn im Bett ein nervöser, zerreißender, trockener Husten, der immer die gleiche Anzahl von Minuten dauerte und ihn fast erstickte; schließlich hörte der Appetit auf, er hatte widerwärtige Magenbeschwerden; er schwoll, erstickte und vermochte nach keiner Mahlzeit, ein festgeknöpftes Beinkleid oder eine anliegende Weste zu ertragen.

Er trank keinen Alkohol und keinen Kaffee und Tee mehr, trank Milch, nahm zu Kaltwasserabreibungen seine Zuflucht und stopfte sich mit Asafötida, Valeriana und Chinin voll; er wollte sogar sein Haus verlassen, etwas auf

dem Lande spazierengehen, da kamen die Regentage, die das Land leer und still machen; er zwang sich dazu, zu gehen, sich zu üben; als letztes Mittel verzichtete er auf Lektüre, und von Langeweile zernagt beschloß er, um in seinem Müßiggang tätig zu sein, einen Plan auszuführen, den er aus Faulheit, aus Haß gegen jede Unbequemlichkeit seit seiner Niederlassung in Fontenay immer wieder aufgeschoben hatte.

Da er sich nicht wieder an der Magie des Stils berauschen oder außer sich geraten konnte durch die Zauberei des seltenen Epithetons, das genau umreißt, den Kennern aber trotzdem endlose Abseitigkeiten erschließt, entschloß er sich, zur Vervollständigung seiner Einrichtung sich kostbare Treibhausblumen zu verschaffen und sich so eine materielle Beschäftigung aufzuerlegen, die ihn zerstreuen, seine Nerven entspannen und sein Gehirn zu Ruhe bringen würde. Er hoffte außerdem, daß der Anblick ihrer seltsamen und wundervollen Farben ihn ein wenig entschädigen würde für die erträumten und wirklichen Farben des Stils, die seine literarische Diät ihn für den Augenblick vergessen oder verlieren lassen würde.

VIII

Er hatte Blumen stets wahnsinnig geliebt, aber diese Leidenschaft, die sich während seines Aufenthaltes in Jutigny im allgemeinen auf jede Blume ohne Unterschied erstreckt hatte, war schließlich immer mehr geläutert worden und hatte sich auf eine einzige Art geworfen.

Seit langem schon verachtete er die gewöhnlichen Pflanzen, die sich auf den Pariser Märkten breitmachten in feuchten Töpfen, grünen Körben oder unter rötlichen Sonnenschirmen.

Mit seinem literarischen Geschmack hatte sich auch sein Interesse für die Kunst verfeinert und nur peinlichst erlesenen Werken zugewandt, die gequälte, spitzfindige Gehirne destilliert hatten; zu gleicher Zeit wie sein Überdruß an den weitverbreiteten Gedankengängen immer deutlicher geworden war, hatte auch seine Liebe für Blumen sich von jedem Rückstand und jedem Boden gelöst und sich geklärt, gleichsam berichtigt.

Gern verglich er den Laden eines Gärtners mit einem Mikrokosmos, darin alle Kategorien der Gesellschaft vertreten waren: die lumpigen Blumen, die Rumpelkammerblumen, die sich nur wohl fühlen, wenn sie in Mansardenkästen stehen oder mit den Wurzeln in Milchdosen oder alten Tassen stecken, die Levkojen zum Beispiel; die an-

spruchsvollen, althergebrachten, dummen Blumen, die nur in von jungen Mädchen bemalten Porzellanvasen stehen, wie etwa die Rose; schließlich die edlen Blumen wie die Orchideen, die zart und reizend sind, zitternd und fröstelnd; die exotischen Blumen, die in Paris, im Exil, in warmen Glaspalästen leben; die Prinzessinnen der Vegetation, die mit Straßenpflanzen und der bürgerlichen Vegetation nichts mehr gemein haben.

Er konnte nicht umhin, ein gewisses Interesse, ein gewisses Mitleid für die gewöhnlichen, durch die Ausdünstungen und das Blei zerstörten Blumen in den Vierteln der Armen zu hegen; dafür haßte er die Blumensträuße, die in den neuen Häusern auf Gold und Mattgelb abgestimmt waren; seine Augenweide dagegen waren nur die erlesenen, seltenen, von weither gekommenen Pflanzen, die mit vielen Listen unter dem falschen Äquator sorgfältig regulierter Öfen gezüchtet wurden.

Aber diese endgültig auf die Treibhauspflanze gefallene Wahl hatte sich von selbst unter dem Einfluß seiner allgemeinen Anschauung und seiner nun über alle Dinge feststehenden Meinung gewandelt; in Paris hatte seinerzeit sein natürlicher Hang zum Künstlichen ihn dahin gebracht, die wirkliche Blume zugunsten ihres Bildes aufzugeben, das dank den Wundern des Gummis, der Fäden und durch Perkal und Taft, Papiere und Samt, täuschend ähnlich war.

So besaß er eine wundervolle Sammlung tropischer Pflanzen, die tiefe Künstler mit zarten Fingern erschlossen hatten; Schritt für Schritt waren sie der Natur gefolgt, hat-

ten sie neu erschaffen, indem sie die Blumen von der Geburt an zur Reife führten und sogar ihr Welken nachgestalteten; sie hatten unendliche Nuancen und die flüchtigsten Züge des Erwachens und der Ruhe festgehalten; hatten die Haltung ihrer vom Winde aufgeworfenen oder vom Regen zerknitterten Blumenblätter beobachtet, auf morgendliche Blumenkronen Tautropfen aus Gummi gespritzt, sie in voller Blüte dargestellt, wenn die Zweige sich beugen unter der Last des Saftes, oder hatten ihre trockenen Stengel höher gereckt, wenn die Blütenkelche sterben und die Blätter fallen.

Diese bewundernswerte Kunst hatte ihn lange hingerissen; jetzt aber träumte er von der Zusammensetzung einer anderen Flora.

Nach künstlichen Blumen, die die wirklichen nachäfften, wollte er natürliche, die falsche nachahmten. Darauf lenkte er seine Gedanken; er brauchte nicht lange zu suchen, nicht weit zu gehen, denn sein Haus lag mitten im Lande der großen Blumenzüchter. Er begann daher, die Treibhäuser der Avenue de Châtillon und des Aunay-Tals zu besuchen, und kam zerschlagen, mit leerem Beutel heim, berauscht vom Wahnsinn der Vegetation, den er erlebt, und nun im Gedanken an die Sorten, die er erworben hatte, und ununterbrochen verfolgt von der Erinnerung an sonderbare und herrliche Beete.

Zwei Tage später kamen die Wagen.

Mit seiner Liste in der Hand rief des Esseintes seine Erwerbungen eine nach der anderen auf und ging sie durch.

Die Gärtner hoben aus ihren Karren eine Sammlung von

Caladien, die an gedunsenen, samtigen Stengeln gewaltige herzförmige Blätter trugen; sie wahrten alle eine gewisse Verwandtschaft miteinander, ohne sich zu wiederholen.

Es gab ganz ungewöhnliche darunter, etwa rosige wie die Virginale, die aus Wachstuch oder englischem Pflaster geschnitten zu sein schien; ganz weiße wie die Albane, die aus dem durchsichtigen Brustfell eines Rindes oder einer Schweinsblase hergestellt zu sein schien; einige, besonders Madame Mame, glichen Zink, parodiertem Kaisergrün, mit Ölmalereiflecken und bleioxyd- oder bleiweißdurchsetztem gestanztem Metall; andere wieder, etwa der Bosphorus, täuschten gestreiften, karmesinrot und myrtengrün gesprenkelten Kattun vor; und noch andere wie die Aurora Borealis zeigten rohfleischfarbene Blätter mit purpurroten Rändern und violetten Fasern, aufgeschwollene, blauen Wein und Blut schwitzende Blätter.

Alban und Aurora stellten die extremsten Noten des Temperaments, Apoplexie und Bleichsucht dieser Pflanze dar.

Die Gärtner brachten noch neue Abarten; sie glichen künstlicher, von falschen Adern durchfurchter Haut; die meisten waren wie von Syphilis und Aussatz zerfressen und hatten fahles, von Röteln marmoriertes und von Flechten damasziertes Fleisch; andere hatten wiederum die hellrosa Färbung von Wunden, die sich schließen; andere waren wie geätzt, von Ausbrennungen gewellt; noch andere wiesen eine haarige, von Geschwüren zerfurchte und von Krebs verwüstete Haut auf; manche schienen wie von Verbänden bedeckt, überklebt von schwarzem Quecksil-

berfett, grünen Belladonnasalben, darauf der gelbliche Glimmer des Jodoformpuders Staubpünktchen spritzte.

Miteinander vereinigt, erstrahlten diese Blumen noch ungeheurerlicher vor des Esseintes als damals, da er sie ineinander übergehend wie in einem Hospital hinter den Scheiben des Treibhauses überrascht hatte. »Teufel auch!« sagte er begeistert.

Eine neue Pflanze, ähnlich einer Caladium, die »*Alocasia Metallica*«, ergriff ihn noch stärker. Diese Blume war mit einer bronzegrünen Schicht bedeckt, über die silberne Reflexe glitten; sie war das Meisterwerk des Künstlichen.

Dann luden die Männer rautenförmige, flaschengrüne Blätterbündel ab; aus deren Mitte ragte ein Stengel, an dessen Ende ein großes Herzas zitterte; wie um jedes bekannte Aussehen von Pflanzen zu verhöhnen, sprang aus der Mitte dieses intensiv zinnoberroten Asses ein fleischfarbiger, wolliger, gelbweißer Schweif, der bei manchen ganz gerade und bei anderen, ganz an der Spitze des Herzens, wie ein Schweineschwanz korkenzieherförmig gedreht war.

Diese Pflanze war die Anthurium, eine erst jüngst aus Kolumbien nach Frankreich importierte Aroidee; sie gehörte zu einer Gruppe aus der Familie, zu der auch eine Pflanze aus Kochin-China gehörte, ein *Amorphophallus* mit fischkellenförmigen Blättern und langen schwarzen Stengeln, die geritzt waren und wie beschädigte Negerglieder aussahen.

Des Esseintes frohlockte.

Man hob eine neue Ladung von Ungeheuern aus dem

Wagen: Echinopsis, die aus Wattekompressen stumpfrosa Blüten emporreckten; Nidularia, die über korkigem, gähnenden Boden Säbelscheiden öffnete; Tillandsia Lindenii mit weinmostfarbenen gezackten Schabern; Cypripedium mit komplizierten, inkohärenten Umrissen, die ein wahnsinniger Erfinder entworfen zu haben schien. Sie gleichen einer Holzpantone, über der sich eine menschliche Zunge mit gestrecktem Zungenband reckt, wie man es manchmal bei Darstellungen von Hals- und Munderkrankungen auf Zeichnungen sehen kann; zwei kleine, brustbeerrote Flügelchen, die von einer Kindermühle genommen zu sein schienen, vervollständigten diese barocke Zusammenstellung durch einen hefe- und schieferfarbenen Zungenuntergrund und ein glänzendes Täschchen, dessen Futter klebrigen Leim durchsickern ließ.

Er konnte seinen Blick von dieser unwahrscheinlichen, aus Indien stammenden Orchidee nicht losreißen; die Gärtner, die durch diese Verzögerungen aufgehalten wurden, kündigten nun ganz von selbst die Namen an, die sie von den Etiketten an den Töpfen ablasen.

Verwirrt hörte des Esseitens die abstoßenden Namen, er betrachtete die grünen Pflanzen; den »Eucephalartos horridus«, eine eiserne Riesenartischocke, rostfarben, wie man sie auf Schloßgittern anbringt, um das Überklettern zu verhindern; die Cocos Micania, eine Art Palme, gezahnt und länglich, auf allen Seiten von hohen Blättern umgeben, die Rudern und Auslegern glichen; die Zamia Lehmannii, eine ungeheure Ananas, ein wundersames Chesterbrot, das in Heideboden gepflanzt und ganz oben mit

befiederten Wurfspießen und Pfeilen bespickt war; das Cibotium Spectabile, das alle seine Geschwister durch seine wahnsinnige Struktur überbot: mitten aus Palmblättern wuchs ein riesenhafter Orang-Utanschwanz, ein zottiger, brauner Schwanz mit einem Haken am Ende, der dem Krummstab eines Bischofs glich — kein Traum konnte phantastischer sein.

Aber er betrachtete sie kaum, er wartete ungeduldig auf die Reihe von Pflanzen, die ihn vor allem reizten, auf die fleischfressenden Pflanzen; auf den Fliegenfänger von den Antillen mit faserigem Rand, der eine verdauungsfördernde Flüssigkeit absondert, und gekrümmten Dornen, die ineinandergreifen und sich gleich einem Gitterkorbe über dem gefangenen Insekt schließen; auf die Drosera mit torfiger, eicheliger Faserschicht; auf die Sarracena, auf die Cephalothus, die gefräßige Hörner öffnen, welche fähig sind, wirkliches Fleisch zu verschlucken und zu verdauen; und schließlich auf die Nepenthes, deren phantastische Gestalt die Grenzen der Vorstellungskraft übersteigt.

Den Topf, darin sich diese Absonderlichkeit der Pflanzenwelt befand, mußte er wieder und wieder herumdrehen. Sie ahmte den Kautschuk nach, dessen längliches, metallisch dunkelgrünes Blatt sie aufwies, aber unten an diesem Blatt hing eine grüne Schnur, eine Nabelschnur, an der eine grünliche Urne hing, jaspisviolett, eine Art deutsche Porzellanpfeife, ein sonderbares Vogelnest, das ruhig schwebte und eine haargepolsterte Innenseite sehen ließ.

«Allerhand!» murmelte des Esseintes.

Er mußte sich seiner Versunkenheit entreißen, denn die

Gärtner, die schnell fertig werden wollten, leerten ihre Karren und stellten knollige Begonien und schwarze, saturnrot gesprenkelte Krotosns durcheinander hin.

Da bemerkte er, daß noch ein Name auf der Liste stand. Die *Cattleya* aus Neugranada; man zeigte ihm ein Flügelglöckchen in Mattlila, in fast stumpfem Mauve; er trat nahe heran, roch daran und wich plötzlich zurück; die Pflanze duftete nach gefirnißtem Tannenholze, nach einer Spielzeugschachtel und erinnerte an die Entsetzlichkeiten eines Geburtstages.

Er dachte, daß es gut wäre, wenn er sich vor ihr hütete, und er bedauerte fast, in die Sammlung geruchloser Blüten die eine aufgenommen zu haben, die durch ihren Duft die unangenehmsten Erinnerungen wiederaufleben ließ.

Als er dann allein war, betrachtete er die vegetalische Flut, die seine Diele überschwemmte; die Pflanzen verschwammen ineinander, sie kreuzten ihre Degen, ihre Krise und ihre Eisenlanzen und bildeten ein Bündel grüner Waffenembleme, darüber Blüten in blendenden, harten Tönen gleich barbarischem Kopfschmuck schwebten.

Das Licht nahm ab; da stieg, nahe am Fußboden, in einem Winkel, ein sanfter weißer Schein empor.

Er ging heran und sah, daß es Rhizomorphen waren, die atmend diesen Nachtlichtschimmer ausstrahlten.

Und doch sind diese Pflanzen zum Verrücktwerden, sagte er sich; dann trat er zurück und überblickte das Ganze: sein Zweck war erreicht; keine Blume erschien wirklich; Stoff, Papier, Porzellan und Metall schienen der Natur vom Menschen zur Verfügung gestellt worden zu sein, um

ihr die Möglichkeit zu geben, ihre Ungeheuer zu schaffen. Da sie des Menschen Werk nicht hatte nachahmen können, so hatte sie die inneren Membrane der Tiere kopiert, deren fleischfarbene Verwesungsteine übernommen und die prächtigen Scheußlichkeiten ihres Krebsfraßes.

»Nichts als Syphilis«, dachte des Esseintes, und sein Auge war gebannt, festgekrallt an den entsetzlichen Tigerflecken der Caladium, auf die noch ein Lichtstrahl fiel. Und plötzlich hatte er die Vision einer unabhängig vom Gift der vergangenen Zeiten zernagten Menschheit. Seit dem Beginn der Welt vermachten sich alle Geschöpfe, von Generation zu Generation, die niemals schwindende Erbschaft, die ewige Krankheit, die unter den Vorfahren des Menschen gewütet und sogar die heutzutage ausgegrabenen Knochen der alten Fossilien zerfressen hat!

Ohne sich zu erschöpfen, war sie durch die Jahrhunderte gerast: noch heute wütete sie; sie verbarg sich unter harmlosen Leiden, unter Symptomen von Migräne, Bronchitis, Hysterie und Gicht; von Zeit zu Zeit stieg sie an die Oberfläche, klammerte sich mit Vorliebe an schlecht gepflegte und mangelhaft ernährte Leute und heftete ironisch, als Gold zum Ausbruch gelangend, einen Schmuck von Zechinen auf die Stirn der armen Teufel, um ihnen als Höhepunkt des Elends das Bild des Geldes und des Wohlstandes auf die Epidermis zu prägen!

Und da erschien sie nun wieder in altem Glanze und auf den bunten Blättern der Pflanzen!

»Allerdings«, setzte des Esseintes seinen Gedankengang fort und kam damit zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung.

tung zurück, »allerdings ist die Natur meistens und von sich aus unfähig, so ungesunde und perverse Arten zu züchten; sie liefert den Rohstoff, Keim und Boden, Nahrung und Elemente der Pflanzen, die der Mensch dann zieht, modelliert und ganz nach seinen Einfällen formt.

So verrannt, so verwirrt, so beschränkt sie auch sein mag – schließlich hat sie sich doch unterworfen und ihr Gebieter hat es erreicht, sie zu verwandeln: durch chemische Einwirkungen verändert er die Substanzen der Erde, langsam herangereifte Kombinationen wendet er an, sorgfältig vorbereitete Kreuzungen, er gebraucht raffinierte Stecklinge und pflanzte nach wissenschaftlichen Methoden – da blühen Blumen in verschiedenen Farben auf demselben Zweig, er erfindet neue Farbtöne, verwandelt nach seinem Belieben die jahrhundertealte Form ihrer Pflanzen, schleift Massive ab, vollendet Entwürfe, drückt ihnen seinen Stempel auf und versieht sie mit seiner Kunstmarke.

Da kann man nichts einwenden«, sagte er, seine Überlegungen zusammenfassend; »der Mensch vermag in wenigen Jahren eine Zuchtwahl zu erreichen, die die träge Natur nur nach Jahrhunderten zustande bringen kann; in der Gegenwart sind die Blumenzüchter sicherlich die einzigen und wahren Künstler.«

Er war etwas müde und erstickte in diesen zusammengedrängten Pflanzen; die verschiedenen Gänge der letzten Tage hatten ihn gebrochen; der Übergang aus der frischen Luft in die lauwarne Wohnung, aus der Unbeweglichkeit eines Klausnerlebens in die Bewegung eines ungebunde-

nen Daseins war zu plötzlich gewesen; er verließ die Diele und streckte sich auf seinem Bett aus; aber ganz von einem einzigen Gegenstande in Anspruch genommen, schlief sein Geist zwar, jedoch wie von einer Feder aufgezo-gen, spulte er seinen Faden weiter und verfiel bald in die düsteren Phantasien eines Alptraums.

Er befand sich in der Mitte einer Allee, mitten im Wald; es dämmerte; er ging neben einer Frau, die er niemals gekannt oder gesehen hatte; sie war sehr mager, hatte flach-sige Haare, ein Bulldoggengesicht, Kleieflecken auf den Wangen und hervorstehende Zähne unter einer Stumpfnase. Sie trug eine weiße Dienstmädchenschürze, ein Fichu, das wie Lederzeug über der Brust saß, halbhohe Stiefel wie ein preußischer Soldat, eine schwarze mit Rüschen und einem Kohlkopf garnierte Haube.

Sie sah aus wie ein Jahrmarktsweib, wie eine Gauklerin.

Er fragte sich, wer diese Frau sei, von der er fühlte, daß sie schon lange in sein Vertrauen und in sein Leben eingedrungen und festgewurzelt war; vergebens suchte er nach ihrem Ursprung, ihrem Namen, ihrem Beruf, ihrer Daseinsberechtigung; keine Erinnerung an diese unerklärliche und dennoch gewisse Verknüpfung kam wieder ins Gedächtnis.

Er suchte und suchte, als plötzlich eine seltsame Gestalt zu Pferde vor ihnen auftauchte, eine Minute dahertrabte und sich dann im Sattel umwandte.

Da blieb sein Herz stehen und vor Entsetzen war er wie festgenagelt. Diese unbestimmte, geschlechtslose Gestalt war grün und hatte unter violetten Lidern zwei klare, kal-

te, fürchterliche blaue Augen; Geschwüre umgaben ihren Mund; außergewöhnlich magere Arme, Skelettarme, die bis zum Ellenbogen nackt waren, staken in Lumpenärmeln und zitterten vor Fieber; fleischlose Schenkel klapperten in zu weiten Stulpenstiefeln.

Der schreckliche Blick heftete sich auf des Esseintes, durchdrang ihn und ließ ihn bis ins Mark zu Eis erstarren; die Bulldoggfrau, noch fassungsloser, drückte sich an ihn, hatte den Kopf nach hinten geworfen und heulte laut auf.

Da verstand er den Sinn der grauenhaften Vision. Vor seinen Augen stand das Bild der Syphilis.

Von Furcht gebannt, außer sich, stürzte er einen Feldweg entlang auf einen Pavillon zu, der linker Hand mitten zwischen falschen Ebenholzbäumen stand; dort ließ er sich in einem Korridor auf einen Stuhl fallen. Als er nach einigen Augenblicken gerade wieder Atem schöpfen wollte, ließ ihn ein Schluchzen den Kopf heben; die Bulldoggfrau stand vor ihm; kläglich und grotesk weinte sie heiße Tränen und klagte, sie habe auf der Flucht ihre Zähne verloren; dabei zog sie aus der Tasche ihrer Dienstmädchenschürze Tonpfeifen, zerbrach sie und steckte sich die weißen Stückchen in die Löcher ihres Zahnfleisches.

»Aber das geht ja gar nicht«, sagte sich des Esseintes, »diese Stücke werden nie im Leben halten« — und wirklich, alle fielen nacheinander aus dem Kiefer heraus.

In diesem Augenblick näherte sich der Galopp eines Pferdes.

Ein qualvoller Schauer packte des Esseintes; seine Beine versagten ihren Dienst; der Hufschlag kam immer nä-

her; da riß ihn die Verzweiflung wie ein Peitschenhieb hoch; er warf sich auf die Frau, die jetzt auf den Pfeifenköpfen herumstampfte, flehte sie an, sie solle schweigen, um ihn durch das Geräusch ihres Stampfens nicht zu verraten. Sie wehrte sich, er zog sie mit sich den Korridor entlang und packte sie am Halse, um sie am Schreien zu hindern; plötzlich bemerkte er die Tür einer Schenke mit grüngemalten Fensterläden, ohne Klinke, öffnete sie und hielt inne.

Vor ihm, auf einer großen Lichtung, machten riesengroße weiße Pierrots Hasensprünge im Mondschein.

Tränen der Entmutigung stiegen ihm in die Augen; niemals, nein, niemals würde er die Schwelle der Tür überschreiten können. »Ich würde verrückt werden«, dachte er und, wie um seine Befürchtung zu rechtfertigen, vervielfältigte sich der Reigen der riesengroßen Pierrots; ihre Sprünge erfüllten den ganzen Horizont und den ganzen Himmel, den sie abwechselnd mit den Füßen oder mit dem Kopf anstießen.

Da verstummten auch die Hufschläge des Pferdes. Es stand, hinter einem runden Guckfenster, im Korridor; mehr tot als lebendig drehte des Esseintes sich um und erblickte durch das Glas steife Ohren, gelbe Zähne und zwei dampf schnaubende, Phenolgeruch verströmende Nüstern.

Er verzichtete auf den Kampf und gab die Flucht auf; er schloß die Augen, um dem grauenhaften Blick der Syphilis zu entgehen, der auf ihm lastete, durch die Mauer hindurch, den er selbst unter gesenkten Lidern kreuzte und

den er über sein feuchtes Rückgrat und über seinen Körper gleiten fühlte, dessen Haare sich unter kaltem Schweiß sträubten. Er war auf alles gefaßt, ja, er hoffte, damit endlich ein Ende gemacht würde, auf den Gnadenstoß; ein Jahrhundert, das zweifellos nur eine Minute dauerte, verrann; erschauernd öffnete er wieder die Augen; ohne Übergang, wie eine sichtbare, durch geschickte Dekorationen bewerkstelligte Verwandlung erstreckte sich eine gräßliche Felslandschaft in die Weite, eine fahle, öde, zerrissene, tote Landschaft; Licht erleuchtete diese Einsamkeit, ein ruhiges, weißes Licht, das an in Öl gelösten Phosphor erinnerte.

Auf dem Boden bewegte sich etwas und wurde zu einer sehr bleichen, nackten Frau, deren Beine in grünseidenen Strümpfen steckten.

Er betrachtete sie neugierig; gleich einer mit zu heißen Eisen gekräuselten Mähne, sträubten sich ihre unten zurückgebogenen Haare; Nepenthes-Urnen hingen an ihren Ohren; ihre halboffenen Nasenlöcher hatten die Farbe gekochten Kalbfleisches. Mit schmach tenden Augen rief sie ihn ganz leise.

Er konnte nicht mehr antworten, denn schon verwandelte sich die Frau; Flammenfarben sprangen in ihre Augäpfel; ihre Lippen wurden wütend rot wie die Anthurium; die Knospen ihrer Brüste glänzten, mit Lack überzogen wie zwei Schoten von rotem Nelkenpfeffer.

Eine plötzliche Intuition kam ihm: das ist die *Blume*, sagte er sich. Und seine Manie, Betrachtungen anzustellen, bestand auch im Traum, und, wie am Tage, gelangte sie

von der Vegetation zum *Virus*.

Dann beobachtete er die erschreckende Erregung der Brüste und des Mundes und entdeckte auf der Haut schwarzbraune und kupferige Flecken; entsetzt wich er zurück; aber gebannt vom Blick der Frau mußte er langsam vorwärtsgehen; er versuchte seine Absätze in die Erde zu bohren, um nicht zu gehen, ließ sich fallen, mußte sich jedoch zusammenraffen, um auf sie zuzugehen; er berührte sie fast, als schwarze Amorphophalli auf allen Seiten emporsprudelten und sich auf den Leib stürzten, der sich wie ein Meer hob und senkte. Er hatte sie weggebogen, beiseite gestoßen und einen grenzenlosen Ekel empfunden, als er die lauwarmen, festen Stengel zwischen seinen Fingern fühlte; dann waren aber die widerlichen Pflanzen plötzlich verschwunden, und zwei Arme wollten ihn umschlingen; eine grauenhafte Angst ließ sein Herz mit großen Schlägen schlagen, denn die Augen, die entsetzlichen Augen der Frau waren blau, klar und kalt geworden. Er machte eine übermenschliche Anstrengung, um sich von der Umarmung zu befreien, aber mit einer unüberwindlichen Gebärde hielt sie ihn zurück, packte ihn und, ganz von Sinnen, sah er unter den gespreizten Schenkeln das grausame, weitoffene Nidularium, blutend, in Säbelscheiden erblühen.

Er streifte mit seinem Körper die scheußliche Wunde dieser Pflanze; er vermeinte zu sterben und erwachte, erstickt, erstarrt, irrsinnig vor Angst, mit einem Ruck:

»Gott sei Dank«, seufzte er, »es war nur ein Traum.«

IX

Dieses Alpdrücken wiederholte sich; er fürchtete sich vor dem Einschlafen. Er lag stundenlang auf seinem Bett in anhaltender Schlaflosigkeit und fieberhafter Aufregung oder in schrecklichen Träumen, darin er den Boden unter den Füßen verlor, eine Treppe hinunterstürzte oder in einen Abgrund fiel, ohne sich festhalten zu können.

Die einige Tage lang verdrängte Neurose gewann wieder die Oberhand und trat heftiger und hartnäckiger in neuer Gestalt auf.

Jetzt störten ihn die Decken; er erstickte unter ihnen, hatte die Empfindung von Ameisen, die über seinen ganzen Körper liefen, Hitze im Blut und Flohstiche an den Beinen. Zu diesen Symptomen kam bald ein dumpfer Schmerz in den Kinnbacken hinzu und das Gefühl, als preßte ein Schraubstock seine Schläfen zusammen.

Seine Unruhezustände wuchsen; unglücklicherweise fehlten die Mittel, um diese unerbittliche Krankheit zu zähmen. Ohne Erfolg hatte er versucht, Kaltwasserapparate in seinem Ankleidezimmer herrichten zu lassen. Die Unmöglichkeit, das Wasser auf die Höhe, auf der sein Haus lag, hinaufzuleiten, die Schwierigkeit, es sich in genügenden Mengen auch nur zu verschaffen, verhinderte in einem Dorf, wo die Brunnen aus Sparsamkeit nur zu ge-

wissen Stunden in Betrieb waren, die Benutzung; da er sich so nicht durch Wasserstrahlen peitschen lassen konnte, die kräftig auf die Wirbelsäule prasseln, daran zersprühen und so die Schlaflosigkeit bekämpfen und Ruhe herbeiführen, mußte er sich mit kurzen Abwaschungen im Bad oder in seiner Gummibadewanne oder mit einfachen Güssen begnügen, nach denen er sich von seinem Diener mit Pferdehaarhandschuhen frottieren ließ.

Aber diese Ersatz-Duschen hemmten den Fortschritt der Neurose keineswegs; höchstens empfand er während einiger Stunden etwas Erleichterung, die übrigens durch die immer heftigeren und stärkeren Rückfälle teuer genug erkauft war.

Seine Unzufriedenheit stieg ins Grenzenlose; die Freude, farbentolle Blumen zu besitzen, war verflogen; er war schon gegen ihre Formen und Farben abgestumpft; denn trotz aller Sorgfalt, mit der er sie pflegte, verwelkten die meisten der Pflanzen. Er ließ sie daher aus, seinem Zimmer entfernen, dann aber wuchs seine Gereiztheit bis zum äußersten, und er ärgerte sich wieder darüber, daß der leere Raum, den sie vorher eingenommen hatten, seinem Auge wehtat. Um sich zu zerstreuen und die endlosen Stunden totzuschlagen, nahm er Zuflucht zu seinen Kupferstichen und ordnete seine Goyas. Die ersten Drucke der »Capriccios«, kenntlich an ihren rötlichen Tönen, die er einst für schweres Geld ersteigert hatte, heiterten ihn auf, er vertiefte sich in sie und folgte den Phantasien des Künstlers, verliebt in seine phantastischen Szenen, in seine Hexen, die auf Katzen reiten, in seine Weiber, die versuchten, ei-

nem Gehängten die Zähne auszureißen, in seine Räuber, seine Sukkuben, seine Dämonen und Zwerge.

Dann durchblätterte er alle Seiten seiner Radierungen und Aquatintazeichnungen, seine so makabren Proverbia, seine wilden Kriegsskizzen, seinen »Garot«, von dem er einen wunderbaren Probeabzug auf starkem Papier, ungeklebt, von sichtbaren Wasserstreifen durchzogen, besonders gern hatte.

Das wilde Feuer, das herbe, verlorene Talent von Goya fesselte ihn; aber die allgemeine Bewunderung, die seine Werke erlangt hatten, brachten ihn trotzdem etwas von ihm ab, und er hatte daher seit Jahren schon davon abgesehen, sie einrahmen zu lassen, aus Furcht, der erste beste Einfaltspinsel könnte, wenn er sie zur Schau stellte, es für nötig halten, Dummheiten darüber loszulassen oder nach bekanntem Muster vor Entzücken außer sich geraten.

Genauso ging es mit seinen Rembrandts, die er dann und wann heimlich betrachtete; denn wie die schönste Arie der Welt gemein und unausstehlich wird, sobald sie der Pöbel summt und die Straßenorgel sich ihrer bemächtigt, so wird auch das Kunstwerk, das den unselbständigen Künstler zu Nachahmung reizt, dessen Wert die Dummköpfe nicht bestreiten und das sich nicht damit begnügt, die Begeisterung von wenigen zu erregen, für die Kenner entweiht, banal, fast abstoßend.

Dieses Durcheinander in der Bewunderung war übrigens mit der größte Kummer seines Lebens; unverständliche Erfolge hatten ihm Bilder und Bücher, die ihm ehemals teuer waren, für immer verleidet; infolge des Bei-

falls der Stimmenmehrheit entdeckte er zuletzt unwahrnehmbare Mängel; er wies sie zurück und fragte sich, ob seine Witterung sich nicht abstumpfe und ihn betrüge.

Er schloß seine Mappen und verfiel wieder einmal, schwankend, dem Spleen. Um sich auf andere Gedanken zu bringen, versuchte er besänftigende Bücher zu lesen; er vertiefte sich, um sein Gehirn abzukühlen, in die Nachtschattengewächse der Kunst und las die reizenden Bücher für Genesende und Unglückliche, die tödlichere oder giftigere Bücher ermüden würden: die Romane von Dickens.

Aber diese Bücher brachten die entgegengesetzte Wirkung hervor, als er erwartet hatte: Die keuschen Verliebten, die protestantischen, bis zum Hals zugeknöpften Heldinnen, liebten in den Sternen, begnügten sich damit, die Augen zu senken, zu erröten oder vor Glück zu weinen und sich dabei die Hände zu drücken. Diese übertriebene Reinheit führte ihn der entgegengesetzten Ausschweifung zu, er fiel von einem Extrem ins andere, er erinnerte sich erregender Szenen, dachte an die Liebesarten von Mann und Weib, an Mischküsse und Taubenküsse, wie die Scham der Geistlichen Küsse bezeichnet, bei denen die Zunge zwischen die Lippen dringt.

Er unterbrach seine Lektüre, vergaß die Prüderie Englands und grübelte über die wollüstigen Sünden und die aufstachelnden Reize, die die Kirche mißbilligt. Eines fiel ihm auf; die Zeugungsunfähigkeit seines Gehirns und eines Körpers, die er für endgültig gehalten hatte, verschwand; die Einsamkeit wirkte belebend auf seine Nerven; die sinnliche Seite, die seit Monaten ganz unempfind-

lich war, war zuerst durch die peinigend fromme Lektüre angeregt, dann durch den englischen Cant in einer Nervenkrise ganz wieder aufgerichtet worden; seine erregten Sinne führten ihn in die Vergangenheit zurück, und er wartete im Schmutz seiner alten Erinnerungen herum.

Er stand auf und öffnete schwermütig eine kleine vergoldete Dose, deren Deckel mit Edelsteinen übersät war.

Sie war mit violetten Bonbons gefüllt; er nahm einen heraus, berührte ihn leicht mit Fingerspitzen und dachte an die seltsamen Eigentümlichkeiten dieser Bonbons, die mit Zucker wie bereift waren; damals, als seine Impotenz erwiesen war, als er noch ohne Bitterkeit, ohne Bedauern, ohne neues Verlangen an das Weib dachte, legte er einen dieser Bonbons auf die Zunge, ließ ihn zergehen, und plötzlich stiegen in unendlicher Sanftheit sehr verlöschte Erinnerungen an vergangene Unzüchtigkeiten in ihm auf.

Diese von Siraudin erfundenen und mit dem lächerlichen Namen »Pyrrhenäenperlen« bezeichneten Bonbons, enthielten einen Tropfen Sarcanthusöl und einen Tropfen in Zucker kristallisierte weiblicher Essenz. Sie drangen in die Schleimhäute ein und erinnerten an durch seltene Essigsäuren opalisierendes Wasser, an sehr tiefe, von Duft ganz durchtränkte Küsse.

Gewöhnlich lächelte er beim Einatmen dieses verliebten Aromas, dieses Schattens von Liebkosung, der ihm ein Teilchen Nacktheit vor das geistige Auge führte und für einen Augenblick wieder das Verlangen nach dem vor kurzem angebeteten Duft bestimmter Frauen in ihm erregte; jetzt wirkten sie nicht mehr gedämpft, sie beschränkten

sich nicht mehr darauf, das Bild ferner und verwirrter Ausschweifung anzufachen; im Gegenteil, die Schleier zerrissen, und vor seinen Augen erstand die körperliche, zu dringliche und brutale Wirklichkeit.

An der Spitze des Zuges ehemaliger Geliebten, die der Genuß des Bonbons in klaren Umrissen zeichnen half, befand sich eine mit großen, weißen Zähnen, einer Haut wie aus rosa Atlas, einer gemeißelten Nase, kleinen Mäuseaugen und kurz abgeschnittenem blondem Haar.

Das war Miß Urania, eine Amerikanerin mit schlankem Körper, nervösen Beinen, Muskeln aus Stahl und Armen aus Eisen.

Sie war eine bekannte Zirkusakrobatin gewesen.

Des Esseintes hatte sie während langer Abende aufmerksam beobachtet; die ersten Male war sie ihm erschienen, wie sie wirklich war, das heißt: kräftig und schön, aber der Wunsch, sich ihr zu nähern, packte ihn nicht; sie besaß nichts, was sie der Lüsternheit eines übersättigten Menschen begehrllich machen konnte, und dennoch ging er wieder in den Zirkus, von irgend etwas angelockt, getrieben von einem schwer zu erklärenden Gefühl.

Während er sie beobachtete, entstanden nach und nach sonderbare Vorstellungen; in dem Maße, wie er ihre Geschmeidigkeit und ihre Kraft bewunderte, sah er eine künstliche Geschlechtsveränderung mit ihr vorgehen; ihre zierlichen, weiblichen Ausgelassenheiten verwischten sich mehr und mehr, während sich die gewandten und kräftigen Reize des Mannes an deren Stelle setzten; kurz, nachdem sie sich zuerst als Weib gezeigt hatte, dann zögernd,

fast geschlechtslos gewesen war, schien sie sich jetzt entschlossen zu haben, vollständig Mann zu werden.

»Diese Akrobatin könnte sich, wie sich ein robuster Kerl in ein zartes Mädchen verliebt, auch in ein schwaches, kraftloses Geschöpf, wie ich es bin, verlieben«, sagte sich des Esseintes, und indem er sich betrachtete und Vergleiche zog, wurde es ihm klar, daß er immer femininer wurde, und er sehnte sich nach dem Besitz dieser Frau und begehrte sie, wie sich etwa ein bleichsüchtiges junges Mädchen wohl nach dem kraftvollen Herkules sehnt, dessen Liebkosungen sie in einer Umarmung zermalmen können.

Dieser Austausch des Geschlechts zwischen der Akrobatin und ihm hatte ihn erregt. »Wir sind füreinander bestimmt«, überzeugte er sich selbst; zu dieser plötzlichen Bewunderung der brutalen Kraft, die er bis dahin verabscheut hatte, kam die gewaltige Anziehungskraft des Verderbten, der niedrigen Prostitution, die sich darin gefällt, die ekligen Liebkosungen eines Zuhälters teuer zu bezahlen.

In Erwartung seines Entschlusses, die Akrobatin zu verführen, oder ihn, falls möglich, sofort in die Tat umzusetzen, verstärkte er seine Träume, indem er seine eigenen Gedanken auf die unbewußten Lippen der Frau legte; seine eigenen Absichten vermeinte er aus dem starren unbeweglichen Lächeln der Gauklerin herauszulesen, die auf ihrem Trapez turnte.

Eines schönen Abends entschloß er sich, die Logenschließerin vorzuschicken. Aber Miß Urania hielt es für

angemessen, ihm nicht eher Gehör zu schenken, bis er ihr eine gewisse Zeitlang den Hof gemacht hatte; trotzdem gebärdete sie sich nicht allzu grausam, denn durch Hörensagen wußte sie, daß des Esseintes reich war und daß sein Name dazu beitrug, eine Frau zu lancieren.

Aber sobald seine Wünsche Erhörung gefunden hatten, übertraf seine Enttäuschung jede Möglichkeit. Er hatte sich die Akrobatin dumm und roh wie einen Jahrmarktsringer vorgestellt, ihre Dummheit war aber leider ganz weiblich. Gewiß, es fehlte ihr an Erziehung und Takt, sie hatte weder Verstand noch Geist, und sie bewies bei Tisch eine tierische Gier, trotzdem aber waren alle kindlichen Gefühle der Frau in ihr vorhanden; sie schwatzte auch und kokettierte wie alle Weiber voller Albernheiten; die Transmutation der männlichen Gedanken in ihrem Frauenkörper hatte nicht stattgefunden.

Dabei bewahrte sie im Bett eine puritanische Zurückhaltung und zeigte keine jener athletischen Roheiten, die er ersehnte und dabei fürchtete; sie war nicht, wie er es einen Augenblick gehofft hatte, den Aufregungen seines Geschlechts unterworfen. Wenn er den Mangel ihrer Begehrlichkeit gründlich untersucht hätte, so hätte er vielleicht eine Neigung zu einem zarten, schwächtigen Wesen, zu einem ihm ganz entgegengesetzten Temperament entdeckt; dann wäre er auf eine Neigung, nicht etwa für ein kleines Mädchen, sondern auf eine für einen lustigen Schwachmatikus, einen Frechdachs oder mageren Clown, gestoßen!

Unglücklicherweise verfiel des Esseintes wieder in seine

für einen Moment vergessene Männerrolle; seine Eindrücke von weiblicher Natur, von Schwäche und gleichsam Schutzsuchendem verschwanden; die Illusion war nicht mehr möglich; Miß Urania war eine ganz gewöhnliche Geliebte, die in keiner Weise den Erwartungen des Gehirns entsprach, die sie hervorgerufen hatte.

Obgleich der Reiz ihrer frischen Haut und ihrer prächtigen Schönheit des Esseintes zuerst überrascht und bei ihr zurückgehalten hatte, suchte er dieses Verhältnis schnell wieder zu lösen und den Bruch zu beschleunigen, denn seine frühzeitige Impotenz verschlimmerte sich bei den eisigen Liebkosungen und der prüden Willfährigkeit dieser Frau noch mehr.

Und doch war sie die erste, die im ununterbrochenen Reigen dieser wollüstigen Bilder vor ihm erstand; wenn sie sich schließlich seinem Gedächtnis doch fester eingepägt hatte als eine Menge anderer, deren Reize weniger trügerisch und deren Genüsse weniger beschränkt gewesen waren, so lag das an dem gesunden und kräftigen Geruch ihres Tierkörpers; dieser Überfluß an Gesundheit war das Gegenteil der parfüm-durchdufteten Blutarmut, deren feinen Nachgeschmack er in dem zarten Siraudinbonbon wiederfand.

Wie eine duftende Antithese widerstand Miß Urania seiner Erinnerung, aber sofort kehrte des Esseintes nach der Berührung mit diesem natürlichen, rohen Urstoff zu zivilisierteren Ausstrahlungen zurück, und er gedachte einer anderen Geliebten; wie eine Herde drängten sie sich in seinem Gehirn zusammen, aber alle überragte eine Frau,

deren Ungeheuerlichkeit ihn monatelang außergewöhnlich gefesselt hatte.

Es war eine kleine magere Brünette mit schwarzen Augen und pomadisierten Haaren, die auf dem Kopf wie mit einem Pinsel angeklebt waren, mit einem Kellnerscheitel über der einen Schläfe. Er hatte sie in einem Variete kennengelernt, wo sie als Bauchrednerin auftrat.

Zum Erstaunen der Zuschauer, denen bei diesen Aufführungen übel wurde, ließ sie abwechselnd Kinder aus Pappe sprechen, die wie Orgelpfeifen nebeneinander auf Stühlen saßen; sie sprach fast mit lebendigen Puppen, im Saale summten die Fliegen um die Kronleuchter, das Publikum wurde unruhig und verstand selbst nicht, wie es so ruhig sitzen bleiben konnte, wenn das Rollen imaginärer Wagen an sein Ohr drang, die vom Eingang bis zur Bühne durch den Raum rasselten.

Des Esseintes war hingerissen gewesen; eine Menge von Ideen keimte in ihm auf; zuerst beeilte er sich, die Bauchrednerin mit Haufen von Banknoten zu bändigen, da sie ihm gerade wegen des Gegensatzes zur Amerikanerin besonders gefiel. Diese kleine Brünette strahlte zurechtgemachte, ungesunde und berauschte Düfte aus und brannte wie ein Krater; aber trotz all ihrer Kniffe erschöpfte sich des Esseintes in wenigen Stunden; er ließ sich jedoch willfährig weiter von ihr aussaugen, denn mehr als die Geliebte zog ihn das Phänomen an.

Außerdem waren seine Pläne allmählich gereift. Und er entschloß sich, bis dahin Unmögliches endlich zu verwirklichen.

Er ließ eines Abends eine Sphinx aus schwarzem Marmor bringen, in ihrer klassischen Stellung mit ausgestreckten Tatzen und steifem geraden Kopf, und eine Chimäre aus buntem Ton, mit gesträubter Mähne und Dolchblicken; mit den Strähnen ihres Schweifes fächelte sie ihre wie ein Blasebalg geblähten Flanken. Er stellte die beiden Tiere, jedes in einer Ecke, in seinem Zimmer auf und löschte die Lampen aus; nur die glühenden Kohlen im Kamin glommen weiter, erhellten das Zimmer kaum und vergrößerten alle Gegenstände, die im Schatten fast ertranken.

Dann streckte er sich auf dem Sofa aus, nahe seiner Geliebten, deren unbewegliches Gesicht von einem Strahl der Glut erleuchtet wurde, und wartete.

Mit seltsamen Tönen und Ausdrücken, die er sie lange und geduldig vorher hatte einüben lassen, belebte sie die beiden Ungeheuer, ohne die Lippen zu bewegen, ohne sie auch nur anzusehen.

Und in der Stille der Nacht begann jetzt der wunderbare Dialog zwischen der Chimäre und der Sphinx, vorgetragen mit tiefen, rauhen Kehllauten, dann in scharfer, feiner, übermenschlicher Stimme:

»Hier, Chimäre, halt ein.«

»Nein, niemals.«

Gewiegt von Flauberts herrlicher Prosa, hörte er schweratmend das schreckliche Duett, und ein Schauer durchflog ihn vom Nacken bis zu den Füßen, als die Chimäre den feierlichen und magischen Satz aussprach:

»Ich suche neue Düfte, prächtigere Blumen, unerprobte Genüsse.«

Ach! es war ihm, als ob diese Stimme zu ihm selbst sprach, geheimnisvoll, wie eine Beschwörung, zu ihm sprach sie von ihrer fieberhaften Sehnsucht nach dem Unbekannten, ihrem unerreichten Ideal, ihrer Not, der schrecklichen Wirklichkeit des Daseins zu entrinnen, die Grenze des Gedankens zu überschreiten, tastend zu suchen, ohne je Gewißheit zu erlangen, verloren in den Nebeln des Jenseits der Kunst!

Das ganze Elend seiner eigenen Anstrengungen strömte ihm zum Herzen zurück. Sanft umfaßte er das schweigende Weib wie ein ungetröstetes Kind; nicht einmal das verdrießliche Gesicht der Komödiantin beachtete er, die genötigt war, eine Szene zu spielen und ihr Handwerk fern der Bühne, während ihrer Mußestunden auszuüben.

Ihr Verhältnis dauerte fort, doch bald verschlimmerte sich des Esseintes' Schwäche; die Aufwallungen seines Gehirns schmolzen das Eis seines Körpers nicht mehr: die Nerven gehorchten dem Willen nicht mehr; die törichten Leidenschaften der Greise beherrschten ihn. Da er sich bei dieser Geliebten immer unsicherer werden fühlte, nahm er seine Zuflucht zu dem wirksamsten Hilfsmittel der alten und unbeständigen Kitzel, zur Furcht.

Während er seine Geliebte in den Armen hielt, erscholl hinter der Tür eine rauhe Stimme: »Wirst du gleich öffnen? Ich weiß sehr gut, daß du mit einem reichen Tölpel zusammen bist, na warte nur, du Dirne!« Wie die Wüstlinge in der Gefahr, in flagranti ertappt zu werden, Erregung spüren und im Freien auf den Böschungen, im Garten der Tuilerien, im Wald oder auf einer Bank ihre Sinnlichkeit

befriedigen, so fand auch des Esseintes vorübergehend seine Kräfte wieder und stürzte sich auf die Bauchrednerin, deren Stimme weiter hinter der Tür tobte, und er empfand unerhörte Genüsse in dieser Aufgeregtheit und in der Panik des Mannes, der sich in Gefahr befindet, und in seiner Ausschweifung gedrängt, unterbrochen wird.

Unglücklicherweise waren diese Freuden von kurzer Dauer; denn trotz der gewaltigen Summen, die er der Bauchrednerin bezahlte, verabschiedete sie sich schließlich doch und gab sich noch am gleichen Abend einem strammen Burschen hin, dessen Ansprüche weniger kompliziert und dessen Lenden zuverlässiger waren.

Den Verlust dieser Frau hatte er wirklich bedauert, und bei der Erinnerung an ihre Geschicklichkeit schienen ihm die anderen Frauen ohne Reiz; die Verwesungsanmut der Kinder erschien ihm abgeschmackt; seine Verachtung für ihre ewigen Grimassen wuchs so, daß er sie nicht mehr zu ertragen vermochte.

Als er eines Tages voller Überdruß allein in der Avenue Latour-Maubourg spazierenging, wurde er nahe der Esplanade des Invalides von einem ganz jungen Menschen angedet, der ihn bat, ihm den kürzesten Weg nach der Rue de Babylone zu zeigen. Des Esseintes erklärte ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte, und da er auch die Esplanade entlang ging, schritten sie zusammen weiter.

»Sie glauben, daß es ein Umweg wäre, wenn ich links herum gehe«, ertönte die Stimme des jungen Mannes; »man hatte mir gesagt, schräg über die Avenue wäre es am kürzesten.« Seine Stimme klang bittend und schüchtern,

sehr leise und sanft.

Des Esseintes sah ihn an. Er schien aus dem Gymnasium gekommen zu sein, war ärmlich gekleidet, trug eine kurze Jacke aus Cheviot, die ihm knapp bis über die Hüften reichte, eine schwarze enge Hose, umgeschlagenen Kragen und eine dunkelblaue Krawatte mit weißen Punkten à la La Vallière.

In der Hand trug er ein Schulbuch, und auf dem Kopf hatte er einen runden braunen Hut mit flacher Krempe.

Sein Gesicht war beunruhigend; blaß und länglich, doch ziemlich regelmäßig und von langem, schwarzem Haar umrahmt; in diesem Gesicht brannten große feuchte Augen mit blauen Rändern, die nahe an der etwas sommersprossigen Nase standen, darunter öffnete sich ein kleiner Mund mit starken Lippen, die in der Mitte wie eine Kirsche gespalten waren.

Sie blickten einander eine Weile gerade ins Gesicht, da schlug der junge Mensch die Augen nieder und kam näher; sein Arm streifte bald des Esseintes, der seinen Schritt mäßigte und nachdenklich den wiegenden Gang des Jünglings betrachtete.

Und aus dieser zufälligen Begegnung war eine Freundschaft voller Mißtrauen entstanden, die sich monatelang hinzog; des Esseintes konnte ihrer nur schaudernd gedenken; niemals hatte er einen anziehenderen, herrischeren Pakt ertragen; niemals hatte er solche Gefahren gekannt und niemals sich schmerzlicher befriedigt gefühlt.

Unter allen Erinnerungen, die ihn in seiner Einsamkeit bestürmten, beherrschte dieses Liebesverhältnis alle ande-

ren. Alle Hefe der Verirrung, darin ein neurotisch überreiztes Gehirn sich verfangen kann, geriet ins Gären; er gefiel sich in diesen Erinnerungen, in dieser düsteren »delectatio«, wie die Theologie dieses Schwelgen in verjährten Schimpflichkeiten bezeichnet, und er vermischte mit den physischen Visionen geistige Hingegebenheit, die genährt worden war durch die Lektüre der Kasuisten, der Busenbaum und Diana, der Lignori und Sánchez, die sich mit der Geißelung von Sünden wider das sechste und neunte Gebot befassen.

Die Religion hatte in dieser Seele, die sie ganz durchtränkt hatte und die durch eine Vererbung seit der Zeit Heinrichs III. vielleicht auch prädisponiert worden war, ein übermenschliches Ideal wachsen lassen, zugleich aber auch die Sehnsucht nach unerlaubten Lüsten gezüchtet; wollüstige und mystische Besessenheit quälten verschmolzen sein Gehirn, das unter dem erregenden Wunsche stand, den Gewöhnlichkeiten der Welt zu entfliehen, alte Gebräuche zu verachten, in neuen Ekstasen zu vergehen, in himmlischen oder höllischen Ekstasen, die durch ihren Schwefeldunst in gleichem Maße zerrütten.

Jetzt erwachte er aus diesen Träumen, vernichtet, zerbrochen, sterbend fast; sofort zündete er alle Lampen und Kerzen an, überschwemmte sich mit Helligkeit, im Glauben, nun, im Lichte, das dumpfe, hartnäckige, unerträgliche Klopfen der Pulsadern, die doppelt schnell bis zum Halse herauf schlugen, weniger deutlich als im Dunkeln zu hören.

X

Während dieser seltsamen Krankheit, die blutarme Geschlechter zugrunde richtet, treten nach den Krisen plötzliche Ruhezustände ein; ohne daß er sich einen Grund zu erklären vermochte, wachte des Esseintes eines Tages ganz kräftig auf; da war kein aufreibender Husten mehr, keine stechenden Schmerzen mehr im Nacken, nur ein unbeschreibliches Gefühl von Wohlbehagen, eine Leichtigkeit des Hirns, dessen Gedanken sich erhellten; waren sie früher undurchsichtig und verschwommen, so wurden sie jetzt flüssig und irisierend wie Seifenblasen.

Dieser Zustand währte mehrere Tage; dann plötzlich zeigten sich eines Nachmittags die Halluzinationen des Geruchssinnes.

Sein Zimmer duftete nach einem unbestimmten Parfüm von Mandelrahmgebäck, er sah nach, ob nicht ein geöffnetes Flakon umherstand; doch nirgends war eins zu finden; er lief in sein Arbeitszimmer, ins Speisezimmer: der Geruch hielt an. Er klingelte seinem Diener:

»Riechen Sie nichts?« fragte er.

Der alte Mann zog die Luft durch die Nase und meinte, er rieche nichts: es konnte kein Zweifel mehr bestehen, die Neurose trat in Gestalt einer neuen Sinnestäuschung wieder in Erscheinung.

Ermüdet von der Hartnäckigkeit dieses eingebildeten Aromas, beschloß er, sich in wirkliche Parfüms zu tauchen, in der Hoffnung, diese Nasenhomöopathie werde ihn heilen oder wenigstens bewirken, daß ihn dieser lästige Geruch nicht mehr verfolge.

Er begab sich in sein Arbeitszimmer. Dort standen nahe bei einem antiken Taufbecken, das ihm als Waschgefäß diente, unter einem hohen Spiegel von getriebenem Eisen, der mondsilbern das grüne Glas umrahmte, Flaschen in allen Größen und allen Formen auf Etagere aus Elfenbein übereinander.

Er stellte sie auf einen Tisch und teilte sie in zwei Serien: eine enthielt die einfachen Parfüms, das heißt Extrakte oder Spirituosen, die andere die zusammengesetzten Parfüms, die man mit dem allgemeinen Ausdruck »Bouquets« bezeichnet.

Er warf sich in einen Sessel und sammelte sich.

Er war schon seit Jahren in der Wissenschaft des Riechens geübt; er war der Meinung, daß man durch den Geruch die gleichen Genüsse empfinden könne wie durch das Gehör und das Gesicht, weil jeder Sinn durch natürliche Neigung und sorgsame Kultivierung empfindlich genug würde, neue Eindrücke aufzunehmen, sie zu verzehnfachen und die Gesamtheit daraus zu bilden, die ein Werk ausmacht; schließlich lag in den Umständen, daß durch Auslösung duftender Fluide eine Kunst zustande kam, nichts anderes, als wenn das gleiche durch Tonwellen oder durch verschieden gefärbte Farbstrahlen geschah, die sich auf der Netzhaut eines Auges treffen; aber ebensowenig,

wie man ohne eine besondere, durch Studien gepflegte Begabung das Bild eines großen Meisters von irgendeinem Schinken oder eine Melodie von Beethoven von einer von Clapisson unterscheiden kann, kann auch niemand ohne Vorbereitung beim ersten Male ein von einem wahren Künstler geschaffenes »Bouquet« von irgendeinem fabrikmäßig hergestellten Potpourri unterscheiden, das man überall kaufen kann.

In der Kunst der Parfümzubereitung hatte ihn eine Seite vor allem angezogen: die der künstlichen Genauigkeit.

Die Parfüms stammen fast niemals von den Blumen, deren Namen sie tragen; der Künstler, der es wagte, nur einzig der Natur ihre Elemente zu entleihen, würde doch nur ein Zwitterding schaffen, ein Werk ohne Wahrheit, ohne Stil; denn die aus der Destillation der Blumen gewonnene Essenz hätte nur einen vagen und gewöhnlichen Anklang an das Aroma der lebendigen Blume, die aus der Erde ihr Fluidum verbreitet.

Mit Ausnahme des unnachahmlichen Jasmin, der keine Nachahmung, nicht einmal eine Ähnlichkeit zulässt und sogar kein Ungefähr duldet, können alle Blumen durch Verbindungen von aromatischem Weingeist und Spiritus dargestellt werden: sie nehmen vom Vorbild die Persönlichkeit und fügen ihr dieses Nichts, diesen winzigen über-ton, diese bezaubernde Blume, diese Erlesenheit hinzu, die ein Kunstwerk ausmacht.

In der Kunst der Parfümzubereitung vollendet der Künstler den natürlichen gegebenen Duft, dessen Unwesentliches er abschleift, wie ein Goldschmied einen

Edelstein, um ihn zu fassen und zur Geltung zu bringen.

Allmählich hatten sich die Geheimnisse dieser vernachlässigtesten aller Künste des Esseintes erschlossen; jetzt konnte er diese vielgestaltige Sprache entziffern, die so reizvoll ist wie die der Literatur und deren Stil unter verschwimmendem Äußeren in Wahrheit von unerhörter Präzision ist.

Dazu hatte er zuerst die Grammatik durcharbeiten, die Syntax der Gerüche und deren Regeln erlernen müssen; mit dieser Sprache einmal vertraut, mußte er die Werke der Meister, wie Atkinson und Lubin, Chardin und Violet, Legrand und Piesse, gegeneinander vergleichen, die Konstruktion ihrer Sätze zerlegen, das Verhältnis ihrer Worte und die Aufreihung ihrer Satzgefüge abwägen.

Dann mußte beim Idiom der Fluida die Erfahrung den Theorien zu Hilfe kommen, die nur zu oft unvollständig und banal sind.

Die klassische Parfümerie war in der Tat wenig differenziert, fast farbenlos, einförmig in die von alten Chemikern geschmolzene Form gegossen; in ihre alten Retorten gepreßt, begann sie unsinnig zu werden; dann erblühte die romantische Periode und machte auch sie anders, jünger, wandelbarer und geschmeidiger.

Ihre Geschichte folgte Schritt für Schritt unserer Sprachgeschichte. Der parfümierte Stil Ludwigs XIII., der die seiner Epoche teuren Bestandteile aufwies: Irispuder, Moschus, Zibethpuder, Myrtenwasser, das schon damals unter dem Namen »Eau des Anges« bekannt war, reichte kaum aus, um die ritterliche Anmut und die etwas rohen

Färbungen jener Zeit auszudrücken, die uns gewisse Sonette von Saint-Amand aufbewahrt haben. Später wurden mit der Myrrhe, dem Oliban, und den mystischen, kräftigen und strengen Wohlgerüchen die pomphafte Art des großen Jahrhunderts, die weitschweifigen Feinheiten der Redekunst, der breite, getragene, wortreiche Stil Bossuets und der Kanzelredner möglich; noch später fanden die erschlafften kunstvollen Reize der französischen Gesellschaft unter Ludwig XV. leichter ihren Dolmetscher in der Frangipane und der Maréchale, die gleichsam die Synthese dieser Epoche gaben; dann wandte sich, nach der Langeweile und Gleichgültigkeit des ersten Kaiserreichs, in dem man mit Eau de Cologne und Rosmarinpräparaten Mißbrauch trieb, die Parfümerie hinter Victor Hugo und Gautier her den Ländern der Sonne zu; sie schuf orientalische Selams, scharfwürzige Buketts, entdeckte neue Anklänge, bis dahin niemals gewagte Gegensätze, wählte aus, nahm alle Nuancen wieder auf, steigerte und verfeinerte sie und machte neue Zusammenstellungen daraus; sie verwarf endlich energisch jene freiwillige Abgelebtheit, zu der sie Malesherbes, Boileau, Andrieux, Baour-Lormian, diese flachen Destillateure ihrer Gedichte, herabgewürdigt hatten.

Aber seit der Periode von 1830 war diese Sprache nicht stehengeblieben. Sie hatte sich noch weiter entwickelt, hatte sich nach dem Gang des Jahrhunderts gerichtet und war so gleichlaufend mit den andern Künsten vorgeschritten; hatte sich den Wünschen der Kunstfreunde und Künstler gefügt, sich auf die Chinesen und Japaner gestürzt, duftende Stammbücher erfunden, Blumensträuße von Takeo-

ka nachgeahmt, durch Mischungen von Lavendel und Goldlack den Geruch der Rondeletia, durch eine Verbindung von Patschuli und Kampfer den sonderbaren Duft chinesischer Tinte; durch Zusammensetzung von Zitrone, Levkoje und Pomeranzblütenessenz die Ausströmung der japanischen Hovenia gewonnen.

Des Esseintes studierte und analysierte die Seele dieser Fluida, nahm die Exegese dieser Texte vor; er gefiel sich zu seiner eigenen Befriedigung darin, die Rolle eines Psychologen zuzuspielen, die Räderteile eines Werkes auseinanderzunehmen und wieder zusammenzustellen, die Stücke abzuschrauben, welche die Struktur einer zusammengesetzten Ausströmung bilden, und bei dieser Ausübung hatte sein Geruchsinn die Sicherheit eines fast unfehlbaren Prüfsteins erlangt.

Wie ein Weinhändler das Gewächs an einem Tropfen, den er schlürft, erkennt; wie ein Hopfenhändler am Geruch des Sackes den genauen Wert der Ware bestimmt; wie ein chinesischer Kaufmann sofort die Herkunft des Tees, den er riecht, anzugeben vermag und sagen kann, in welchen buddhistischen Klöstern er gezogen ist, wann seine Blätter gepflückt wurden, wie heiß er gedörst wurde, welcher Art der Einfluß war, dem er in der Nähe der Pflaumenblüte, der Aglaia, Oleafragrans ausgesetzt gewesen war, alle Wohlgerüche kennt, die seine Natur verändern, eine unvermutete Steigerung hervorrufen und in seinem trocknen Geruch einen Duft ferner frischer Blumen erzeugen sollen; genauso konnte auch des Esseintes, wenn er auch nur einen Hauch Parfüm einatmete, sofort die Do-

sierung seiner Mischung hersagen, die Psychologie seiner Mixtur erklären, ja fast den Namen des Künstlers nennen, der sie verfaßt und ihr die persönliche Marke seines Stils aufgedrückt hatte.

Es versteht sich von selbst, daß er eine Sammlung aller von den Parfümeuren angewendeten Produkte besaß; er hatte sogar echten Mekkabalsam, dieses seltene Kraut, das nur in gewissen Teilen des steinigen Arabiens wächst und dessen Monopol dem Sultan gehört. Und nun saß er in seinem Ankleidezimmer und sann darauf, ein neues Bukett zu erfinden, und er war von dem Augenblick des Zögerns erfaßt, den die Schriftsteller nur zu gut kennen, wenn sie nach Monaten der Ruhe wieder ein neues Werk beginnen wollen.

Gleich Balzac, der von dem unabweislichen Bedürfnis verfolgt war, erst viel Papier zu bekritzeln, um in Zug zu kommen, erkannte des Esseintes die Notwendigkeit, sich erst durch einige unbedeutende Arbeiten die Hand leicht zu machen; um Heliotrop herzustellen, begann er, die Flaschen mit Mandel und Vanille zu wägen,, dann besann er sich anders und entschloß sich, mit der Wicke zu beginnen.

Die Formel, das Verfahren waren ihm entfallen; er tastete; letzten Endes herrscht bei dem Duft dieser Blume die Orange vor: er versuchte mehrere Zusammensetzungen und erreichte schließlich den richtigen Ton, indem er der Orange die Tuberose und die Rose hinzufügte, die er mit einem Tropfen Vanille verband.

Die Ungewißheit verschwand; ein leichtes Fieber schüt-

telte ihn, er war bereit, zur Arbeit angeregt; er gewann noch Tee durch eine Zusammensetzung aus Cassia und Iria, dann beschloß er, vorwärts zu gehen, einen fulminanten Satz loszulassen, dessen stolzes Geprassel das Getuschel dieses arglistigen Parfüms niederwürfe, das noch durchs Zimmer schlich.

Er experimentierte mit Ambra, Tonkin-Moschus, der fürchterlichen Dunst entwickelt, Patschuli, dem schärfsten aller vegetabilischen Parfüms, dessen Blume einen Geruch von Schimmel und Rost ausströmt. Aber was er auch versuchte, stets besaß ihn das achtzehnte Jahrhundert; Reifröcke und Falbeln schwebten vor seinen Augen; Erinnerungen an die Venusgestalten von Boucher, fleischig, ohne Knochen, in üppigster Gestalt, ließen sich an seinen Wänden nieder; Anklänge an den Roman Themidores, an die entzückende Rosette, die in feuerfarbener Verzweiflung ihren Rock schürzt, peinigten ihn. Wütend stand er auf, und um sich frei zu machen, sog er mit aller Kraft die reine Essenz des Spika-Nard ein, den die Orientalen so lieben und der den Europäern wegen seines zu ausgesprochenen Baldriangeruchs so unangenehm ist. Er erstarrte bei der Heftigkeit dieser Erschütterung; wie von einem Hammer Schlag zermalmt, verschwand das Filigran des zarten Duftes; diese Pause benutzte er, um den toten Jahrhunderten zu entfliehen und sich wie einst in das Gebiet weniger abgegrenzter und jüngerer Werke zu begeben.

Früher hatte er sich gern in Akkorden von Düften gewiegt; er gebrauchte ähnliche Effekte wie die Dichter, wendete gewissermaßen den ausgezeichneten Aufbau

mancher Gedichte Baudelaires an, wie zum Beispiel in »Das Unsühnbare« und »Der Balkon«, wo der letzte der fünf Verse der Strophe das Echo des ersten ist, wie ein Refrain wiederkehrt und die Seele in unendliche Schwermut und Sehnsucht taucht.

Er verlor sich in den Träumen, die diese aromatischen Stenzen in ihm hervorriefen, und war plötzlich wieder an seinem Ausgangspunkt. Er wollte jetzt aber in einer überraschenden und wechselnden Landschaft herumstreichen, und er begann mit einem vollen tönenden Satz, der plötzlich einen Durchblick auf eine gewaltige Landschaft eröffnet.

Mit seinen Verdunstern verspritzte er im Zimmer eine Essenz aus Ambrosia, Mitcham-Lavendel, Wicke und Bukett, eine Essenz, die, von einem Künstler destilliert, ihren Namen wirklich verdient: »Extrakt der blühenden Wiese«; in diese Wiese führte er dann eine genaue Fusion von Tuberoose, Orangeblüte und Mandel ein; und schon entstand künstlicher Flieder, der Wind wehte leise durch Linden, die ihren blassen Duft verströmten; dieser Duft ähnelte dem englischen Tiliaextrakt.

Nachdem er diesen Rahmen in wenigen großen Linien umrissen hatte, der hinter seinen geschlossenen Augen Unendliches zu umfassen schien, zerstäubte er einen Regen menschlicher und gleichsam katzenartiger Essenzen, die nach Rücken dufteten und gepuderte und geschminkte Frauen ahnen ließen: Stephanotis, Ayapana, Opopanax, Chypre, Champaka, Sarcanthus; dazu tat er noch eine Spur Jasmin, um dem künstlichen Leben dieses Durcheinanders

noch die natürliche Blüte heißen Lachens und unter strahlender Sonne entfesselter Freuden zu verleihen.

Dann ließ er durch einen Ventilator diese Duftwogen abebben, behielt nur die Landschaft bei, erneuerte sie und verstärkte die Dosis, damit sie wiederkehre in seinen Strophen wie ein Kehrreim.

Die Frauen waren nahezu verschwunden; die Landschaft war nun kahl; da wuchsen am verzauberten Horizonte Fabriken, deren Riesenschornsteine rauchten wie Punschbowlen.

Einen starken Geruch von Fabriken, von chemischen Produkten verbreitete jetzt sein Fächer, den er hin- und herbewegte, und doch hauchte die Natur selbst in dieser verpesteten Luft noch ihre süßen Düfte aus.

Des Esseintes knetete und wärmte zwischen seinen Fingern eine Storaxkugel, und ein höchst eigentümlicher, anziehender und abstoßender Geruch, der nach der köstlichen Jonquille und dem häßlichen Gestank der Guttapercha und Steinkohlenöl roch, erfüllte das Zimmer. Er desinfizierte sich die Hände, legte sein Harz in einen hermetisch verschlossenen Kasten, und die Fabriken verschwanden. Dann schleuderte er zwischen die wieder belebten Linden und Wiesen einige Tropfen New Mown Hay, und in der zauberhaften Landschaft, die sofort ihren Flieder verlor, stiegen Heugarben empor, die eine neue Jahreszeit suggerierten und ihre feinen Ausströmungen in den Sommer der Düfte aushauchten.

Als er diesen Anblick endlich genügend genossen hatte, versprengte er eiligst noch einige exotische Parfüms, leerte

seine Vaporisateure, verflüchtigte seine konzentrierten Spritsorten, ließ all den Balsamen die Zügel schießen, und im übersteigerten Dunst des Raumes entwickelte sich eine wahnsinnige sublimierte Natur, die seinen Atem beschleunigte; zerfetzende Alkoholate zerwehten in künstlicher Brise; eine unwirkliche Natur war entfesselt, die voller Reize und Paradoxe war; sie enthielt die tropischen Gewürze, chinesisches Sandelholz und Hediosmia aus Jamaika, die wie französischer Jasmin riecht, und Hagedorn und Verbena; den Jahreszeiten und dem Klima zum Trotz wuchsen Bäume aus verschiedensten Bestandteilen, Blumen mit den entgegengesetztesten Farben und Düften, und schufen durch die Verschmelzung und durch das Aufeinanderprallen all dieser Töne ein allgemeines, namenloses, überraschendes und seltsames Parfüm, darin, wie ein hartnäckiger Refrain, der Anfangssatz wieder zum Vorschein kam, der Duft der großen, von Linden und Flieder überwehten Wiese.

Plötzlich empfand er einen heftigen Schmerz; es war ihm, als wenn man ihm einen Bohrer durch die Schläfen triebe. Er öffnete die Augen und befand sich in der Mitte seines Ankleidezimmers, vor seinem Tisch sitzend; mühevoll erhob er sich und schleppte sich zum Fenster, das er halb öffnete. Ein Luftstoß klärte die erstickende Atmosphäre, die ihn einhüllte; er ging im Zimmer auf und ab und sah nach der Decke, auf der Krabben und salzgepuderte Algen auf einem gekörnten Grund, der blond war wie Strandsand, im Relief aufstiegen; dieselbe Dekoration schmückte auch die Fußgesimse, die mit japanisch wasser-

grüner, etwas zerdrückter Kreppseide die Wände einfaßten gleich dem Gekräusel eines Flusses, über den der Wind streicht; und in diesem leicht fließenden Wasser schwamm das Blatt einer Rose, um das ein Schwarm kleiner Fische wirbelte, die mit zwei Federstrichen umrissen waren.

Aber seine Augenlider blieben schwer; das Hinundhergehen ermüdete ihn, er lehnte sich an die Fensterbrüstung; allmählich verschwand seine Betäubung; sorgsam korkte er die Phiolen wieder zu und benutzte diese Gelegenheit, um Ordnung in seiner reichen Sammlung von Schminken zu machen. Er hatte sie seit seiner Ankunft in Fontenay nicht angerührt, und er war fast erstaunt, jetzt diese Sammlung wiederzusehen, die früher von so vielen Frauen besichtigt worden war. Die Flakons und Fläschchen standen auf- und übereinander. Hier ein Porzellantopf, der Chnuda enthielt, die wunderbare weiße Creme, die, auf der Wange verrieben, unter dem Einfluß der Luft in zartes Rosa, dann in ein so echtes Inkarnat übergeht, daß er die wirklich genaue Täuschung einer vom Blut geröteten Haut hervorbringt; mit Perlmutter eingelegte Lackkästen enthielten japanisches Gold und athenisches Grün, die Flügelfarbe einer spanischen Fliege, Gold und Grün, die sich in tiefes Purpur verwandelt, sobald man sie anfeuchtet; neben vollen Töpfen mit Pasten von Lambertsnuß, Haremserkis, Kaschmirililienemulsionen, Erdbeer- und Holunderwassern für den Teint und neben kleinen Flaschen, die mit Lösungen aus chinesischer Tinte und Rosenwasser für die Augen bestimmt waren, lagen Instrumente aus Elfenbein, Perlmutter, Stahl und Silber durcheinander mit wei-

chen Bürsten für das Zahnfleisch: Pinzetten, Scheren, Wischer, Schminkläppchen und Puderquasten, Rückenkratzer, Schönheitspflästerchen und Feilen.

Er spielte mit all diesen Toilettegeräten, die er einst auf die Bitten einer Geliebten gekauft hatte, die unter dem Einfluß gewisser Gerüche und bestimmter Balsame vor Entzücken verging; es war eine hemmungslose, nervöse Frau gewesen, die die Spitzen ihrer Brüste in Düften erstarren ließ, aber in berauschte und zermalmende Ekstase eigentlich nur dann geriet, wenn man ihr mit einem Kamm den Kopf kraute oder wenn sie unter Zärtlichkeiten den Geruch von Ruß oder vom Gips neuer Häuser riechen konnte, sobald es draußen regnete; im Sommer bevorzugte sie den Geruch von Staub, auf den die ersten großen Regentropfen eines nahen Gewitters gefallen waren.

Er durchsuchte diese Erinnerungen; und es fiel ihm ein Nachmittag ein, den er aus Langeweile und Neugier in Begleitung dieser Frau bei ihrer Schwester in Pantin verbracht hatte; eine ganze vergessene Welt von alten Gedanken und Düften erwachte wieder in ihm; während die Frauen miteinander plauderten und sich ihre Kleider zeigten, war er ans Fenster getreten, und durch die staubigen Scheiben hindurch hatte er auf die schmutzige Straße gesehen und gehört, wie das regennasse Pflaster unter den Schritten knallte.

Diese entrückte Szene erstand nun in sonderbarer Lebendigkeit wieder vor seinen Augen. Pantin lag vor ihm, belebt, lebendig, im grünen und gleichsam toten Wasser des mondumrahmten Glases, in das seine unbewußten

Augen tauchten; eine Halluzination trug ihn aus Fontenay fort; wie die Straße damals seine Überlegungen hatte entstehen lassen, ließ sie die Spiegelung nun wiedererstehen, und er wiederholte traumversunken die phantastische, melancholische und trostreiche Litanei, die er einst bei seiner Rückkehr aus Paris aufgezeichnet hatte:

Ja, die Zeit der großen Regenfälle ist gekommen; die Rinnsteine sprudeln über und singen unter den Bürgersteigen; der Mist liegt in Pfützen, die mit ihrem Milchkaffee die hohlen Gefäße des Asphalts füllen; überall kann selbst der bescheidenste Passant sich die Sohlen spülen lassen.

Unter dem tiefhängenden Himmel haben die Häuser in der weichen Luft schwarze Ausdünstungen; die Kellerlöcher stinken; die Abneigung gegen das Dasein wächst, der Spleen wuchert empor; die Samen der Verruchtheit, die jeder in der Seele trägt, gehen auf; Zwang zu schmutzigen Ausschweifungen packt ernste Menschen, und im Gehirn abgeklärter Menschen entstehen Vergewaltigungsgelüste.

Und dennoch wärme ich mich vor einem großen Feuer, ein Korb aufgeblühter Blumen strahlt Benzoe- und Geraniumdüfte aus, die das Zimmer erfüllen. Mitten im November gibt es in Pantin, Rue de Paris, den Frühling, und ich kann schallend lachend! Ängstliche Familien fliehen, um der nahenden Kälte auszuweichen, in aller Eile nach Antibes oder Cannes — nur ich nicht.

In dieser Erscheinung hat die unbarmherzige Natur nichts zu sagen; man muß feststellen, daß Pantin lediglich der Industrie diesen künstlichen Sommer verdankt.

Denn diese Blumen sind aus Taft auf Messingdraht, und der Frühlingsduft siebt sich durch die Fensterritzen: er kommt aus den Fabriken der Nachbarschaft, aus den Parfümfabriken von Pinaud und Saint-James.

Für die von den harten Atelierarbeiten verbrauchten Handwerker, für die kleinen Beamten, die zu oft Vater werden, ist die Illusion guter Luft dank dieser Kaufleute möglich.

Ferner kann aus diesem sagenhaften ländlichen Schlupfwinkel ein kluges Heilverfahren kommen; die schwindsüchtigen Lebemänner, denen der Bruch mit ihren Gewohnheiten den Rest gibt, sterben im Süden an der Sehnsucht nach den Lüsten von Paris, denen sie unterlagen. Hier aber werden unter falschem Klima, dem Öfen noch nachhelfen werden, die wollüstigen Erinnerungen in den schmach tenden, weiblichen Ausdünstungen der Fabriken wieder auferstehen. Die tödliche Langeweile des Provinzlebens kann der Arzt durch diesen Betrug für seinen Kranken platonisch durch die Atmosphäre der Boudoirs von Paris, der Dirnen ersetzen. Meistens wird es für diese Kur genügen, daß der Patient eine leidlich produktive Phantasie hat.

.....
.....

Da in der sausenden Zeit keine gesunde Substanz mehr besteht, der Wein, den man trinkt, und die Freiheit, die man proklamiert, verfälscht und lächerlich sind und da es endlich einer außerordentlichen Dosis guten Willens bedarf, um zu glauben, daß die herrschenden Klassen ehrbar

sind und die beherrschten Klassen würdig, befreit oder entlastet zu werden, kommt es mir, schloß des Esseintes, weder lächerlich noch verrückt vor, wenn ich von meinem Nächsten eine Summe von Illusionen verlange — die der, die er tagtäglich für Blödheiten verausgabt, nicht einmal gleichkommt —, um sich vorzustellen, daß Pantin ein künstliches Nizza, ein nachgeahmtes Mentone ist.

.....
All das hindert mich nicht daran, sagte er, seinen Gedanken durch einen Schwächeanfall entrissen, daß ich mich vor diesen köstlichen und fürchterlichen Übungen, die mich zugrunde richten, sorgfältig hüte. Er seufzte; wieder Vergnügungen, die ich eindämmen, und Maßnahmen, die ich treffen muß; und er flüchtete in sein Arbeitszimmer, da er glaubte, dort der Verfolgung dieser Parfüms leichter entgehen zu können.

XI

Die erschreckten Dienstboten beeilten sich, den Arzt aus Fontenay herbeizuholen, der absolut nichts von des Esseintes' Zustand verstand. Er brummte ein paar medizinische Ausdrücke, fühlte den Puls, besah die Zunge des Kranken, versuchte, allerdings vergebens, ihn zum Sprechen zu bringen, verordnete lindernde Mittel und unbedingte Ruhe und versprach, den andern Tag wiederkommen; auf ein verneinendes Zeichen des Esseintes', der Kraft genug fand, den Eifer seiner Dienstboten zu mißbilligen und diesen lästigen Eindringling zu verabschieden, ging er fort und machte sich daran, im ganzen Dorf von den Exzentrizitäten dieses Hauses zu erzählen, dessen Einrichtung ihn geradezu mit Verwunderung erfüllt und an den Boden genagelt hatte.

Zum größten Erstaunen der Dienstboten, die nicht mehr das Dienstzimmer zu verlassen wagten, erholte sich ihr Herr in einigen Tagen wieder, und sie überraschten ihn, wie er an die Scheiben trommelte und unruhig den Himmel betrachtete.

Eines Nachmittags klingelte des Esseintes mehrere Male hintereinander und befahl, seine Koffer für eine längere Reise fertig zu machen.

Während das alte Ehepaar auf seine Angaben hin die als

notwendig mitzunehmenden Gegenstände auswählte, durchschritt er fieberhaft erregt die Kabine seines Eßzimmers, studierte die Abfahrtszeiten der Dampfer, durcheilte hastig sein Arbeitszimmer, wobei er ungeduldig und zufrieden zugleich die Wolken beobachtete.

Das Wetter war schon seit einer Woche abscheulich, Nebelflüsse wogten unaufhörlich über die grauen Himmelsebenen, Wolkenblöcke, die dem Boden entrissenen Felsen glichen, standen am Firmament.

Von Zeit zu Zeit platzten Regenschauer nieder und überfluteten das Tal.

An diesem Tage hatte sich der Anblick des Firmaments verändert. Die Tintenwogen hatten sich verflüchtigt und waren versiegt, die Wolkenbarren waren zerschmolzen; der Himmel war einförmig flach und mit einer brackigen Decke überzogen; allmählich schien diese Decke sich zu senken, Wassernebel hüllten die Landschaft ein; der Regen stürzte nicht, wie am Vortag, in Katarakten hernieder, sondern er fiel unablässig, fein, durchdringend, spitz, weichte die Alleen auf, versudelte die Wege, verband Himmel und Erde durch unzählige Fäden; das Licht wurde trübe; ein fahler Tag schien über dem Dorfe, das in einen Schlammsee verwandelt war; die Wassernadeln spießten in das kotige Gewässer der Pfützen silberne Punkte; in dieser Trostlosigkeit der Natur welkten alle Farben, nur die Dächer glänzten über den erloschenen Mauern.

»Welch ein Wetter!« seufzte der alte Diener und legte die Kleidungsstücke, die sein Herr verlangte, einen seinerzeit in London bestellten Anzug, auf einen Stuhl.

Statt jeder Antwort rieb sich des Esseintes die Hände und setzte sich vor einen Schrank mit bunten Scheiben, in dem ein Stoß seidener Socken in Fächerform aufgehäuft lag; er war über die Nuancen unschlüssig, dann erwog er plötzlich die Trostlosigkeit des Tages und die Einförmigkeit seines Anzuges, und wählte, auch im Hinblick auf sein Ziel, ein Paar in mattgrüner Seide, zog sie rasch an, darüber ein Paar Halbschuhe mit Schnallen, dann den mausgraukarierten, in sich mattgrau gemusterten Anzug, setzte sich einen steifen Hut auf und hüllte sich in einen dunkelblauen Wettermantel; so kam er, hinter sich den Diener, der unter dem Gewicht eines Koffers, einer Reisetasche, einer Handtasche, einer Hutschachtel und einer Reisedecke, in die Schirme und Spazierstöcke gewickelt waren, fast zusammenbrach, auf dem Bahnhof an. Hier erklärte er dem Diener, daß er den Zeitpunkt seiner Rückkehr nicht bestimmen könne, er würde in einem Jahr, in einem Monat, in einer Woche, vielleicht noch früher zurückkommen, befahl, daß nichts in seiner Wohnung geändert werde, händigte ihm die Summe ein, die zum Unterhalt des Hauses während seiner Abwesenheit nötig war, stieg in den Wagen und ließ den alten Diener ganz verstört mit schlotternden Armen und offenem Mund auf dem Bahnsteig zurück, den der Zug dröhnend hinter sich ließ.

Er war in seinem Abteil allein; eine verschwommene, schmutzige Landschaft, gleichsam durch das trübe Wasser eines Aquariums gesehen, flog in größter Eile an dem vom Regen gepeitschten Zug vorbei. In Nachdenken versunken, schloß des Esseintes die Augen.

Wieder einmal hatte die so glühend ersehnte und erreichte Einsamkeit zu einem entsetzlichen Elend geführt; das Schweigen, das ihm bisher wie eine Entschädigung für die Albernheiten erschienen war, die er jahrelang über sich hatte ergehen lassen müssen, drückte ihn plötzlich mit unerträglicher Schwere. Eines Morgens war er aufgewacht, erregt, wie ein Gefangener in seiner Zelle; seine kraftlosen Lippen bewegten sich, um zu sprechen, Tränen stiegen ihm in die Augen, er erstickte wie ein Mensch, der stundenlang hatte schluchzen müssen.

Verzehrt vom Verlangen, zu gehen, ein menschliches Gesicht zu sehen, mit einem anderen Wesen zu sprechen, sich in das alltägliche Leben zu stürzen, ging er sogar soweit, seine Dienstboten unter einem Vorwand im Zimmer zurückzuhalten; aber die Unterhaltung war unmöglich; abgesehen davon, daß die alten Leute durch jahrelanges Schweigen und durch die Gewohnheit, Krankenwärter zu sein, fast stumm geworden waren, verhinderte auch die Entfernung, in der sie des Esseintes stets gehalten hatte, jeden Wortwechsel. Außerdem hatten sie ein träges Gehirn und waren unfähig, anders als einsilbig auf die Fragen, die man an sie richtete, zu antworten.

Er fand also keinen Ausweg; keine Erleichterung durch sie; da stellte sich ein neues Phänomen ein. Die Lektüre von Dickens, die er unlängst gepflegt hatte, um seine Nerven zu beruhigen, und die nur die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatte, begann langsam in ganz unerwarteter Weise zu wirken; sie umriß nun Visionen des englischen Lebens, das er lange Stunden hindurch erwog;

in diese fiktiven Betrachtungen glitten allmählich Gedanken einer genauen Wirklichkeit, einer vollendeten Reise und erfüllter Träume, auf die sich der Wunsch pflanzte, neue Eindrücke zu gewinnen und so den erschöpfenden Phantasien zu entgehen, die den Geist schließlich leerlaufen ließen.

Das schreckliche Nebel- und Regenwetter unterstützte diese Gedanken noch, unterstrich die Erinnerungen an das Gelesene, hielt ihm ständig das Bild eines nebligen und schlammigen Landes vor und hinderte auf diese Weise seine Wünsche, von ihrem Ausgangspunkt abzuschweifen oder sich von ihrer Quelle zu entfernen.

Er hielt es nicht länger aus, und ganz plötzlich hatte er sich eines Tages entschlossen. Seine Hast war so groß, daß er schon vor der Zeit die Flucht ergriff: er wollte sich der Gegenwart entziehen und sich herumstoßen lassen im Straßenlärm und Bahnhofsgetriebe.

»Ich atme auf«, murmelte er, als der Zug seinen Tanzrhythmus langsamer werden ließ und in der Halle des Bahnhofs Sceaux unter dem Nachhall der letzten Fahrtstöße anhielt.

Als er am Boulevard d'Enfer auf der Straße stand, rief er einen Kutscher an, voller Freude, mit seinen Koffern und Decken mitten im Getriebe zu sein. Er versprach dem Mann mit der nußbraunen Hose und der roten Weste ein fürstliches Trinkgeld und verständigte sich auf diese Weise sehr rasch mit ihm:

»Also, zunächst halten Sie in der Rue de Rivoli vor ‚Galignani's Messenger!« Denn er wollte vor seiner Abrei-

se einen Baedeker oder Murray von London kaufen.

Der Wagen schwankte schwerfällig weiter, um seine Räder bildeten sich Schlammkränze; man schiffte durch einen Sumpf; unter dem grauen Himmel schienen die Wolken sich auf die Hausdächer zu stürzen, die Mauern troffen von Wasser, die Dachrinnen flossen über, das Pflaster war mit einem braunen Dreck überzogen, in dem die Fußgänger ausglitten; auf den Bürgersteigen, den die Omnibusse streiften, standen die Menschen eng aneinander, Frauen mit bis über die Knie geschürzten Röcken, unter Regenschirmen, flach gegen die Läden gedrückt, um keine Spritzer abzubekommen.

Der Regen schlug schräg in den Wagen; des Esseintes mußte die Fenster schließen, über die der Regen nun in dicken Rinnen floß. Bei dem monotonen Geräusch des auf seine Koffer und den Lederschutz niederprasselnden Regens, der sich anhörte, als schüttle man einen Sack voll Erbsen, träumte des Esseintes von seiner Reise; das war schon ein Vorschuß auf England, den ihm Paris bei diesem schauerhaften Wetter bot; ein regnerisches, riesengroßes gewaltiges London, das unablässig unter Seenebeln rauchte, entrollte sich jetzt vor seinen Augen; dann breiteten sich Docks unabsehbar vor ihm aus, mit Kränen, Schiffswinden und Ballen; allerwärts wimmelte es von Menschen, die in den Masten hingen, rittlings auf Rahen saßen, während auf dem Kai tausend andere wieder Stückfässer in Keller rollten.

All das bewegte sich auf Kais zwischen riesenhaften Speichern, die vom grünlich-dumpfen Wasser einer ima-

ginären Themse bespült wurden, in einer Hochhecke von Masten, in einem Wald von Balken, die in die bleichen Wolkenhaufen des Firmaments stießen, während im Himmel und in den Kloaken Züge mit voller Geschwindigkeit dahinrasten, schrille Schreie zischten, Rauchwolken aus den Trichterschornsteinen stießen und auf allen Boulevards und allen Straßen, darin in ewiger Dämmerung die ungeheuerlichen und grellen Infamien der Reklame leuchteten, zwischen schweigsamen, hastigen Leuten, die mit angelegten Ellenbogen vor sich hinstarrten, Wagenfluten dahinrollten.

Des Esseintes erschauerte köstlich bei dem Gedanken, sich nun mitten in dieser fürchterlichen Welt von Händlern zu fühlen, in diesem absondernden Nebel, in dieser unaufhörlichen Geschäftigkeit und mitleidlosen Mühle, die Millionen Enterbter zermalmte, denen Philantropen statt eines wahren Trostes zumuten, Kirchenlieder zu singen und Psalme zu rezitieren.

Dann verschwand diese Vision plötzlich durch einen Stoß des Wagens, der ihn auf seinen Sitz zurückschleuderte; er sah aus dem Fenster; es war Nacht geworden; die Gaslaternen blinzelten mitten in einem gelblichen Hof durch den Nebel; Feuerstreifen schwammen auf den Pfützen und schienen sich um die Räder der Wagen zu drehen, die so über diese flüssig-schmutzige Flamme sprangen; er versuchte sich zurechtzufinden; er erkannte das Carroussel, und plötzlich, vielleicht durch die Rückwirkung des Sturzes aus Traumräumen, fiel ihm ein höchst trivialer Umstand ein: Sein Diener hatte beim Kofferpacken verges-

sen, eine Zahnbürste mit ins Necessaire zu legen; er unterwarf die Liste der eingepackten Gegenstände einer Musterung; alle lagen geordnet in seiner Reisetasche, nur die Bürste fehlte, und sein Ärger darüber dauerte fort, bis das Halten des Wagens die Kette seiner Erinnerungen und seiner ärgerlichen Empfindungen zerriß.

Er befand sich in der Rue de Rivoli, vor »Galignani's Messenger«. Neben einer Tür von mattem Glas, mit Inschriften und Rahmen voller Zeitungsausschnitte und Telegramme, hingen zwei große Glaskästen mit Alben und Büchern. Er trat näher, angezogen von den Büchereinbänden in Himmelblau und Kohlgrün, die mit Silber- und Goldranken überreich geschmückt waren, und von den Kalikoüberzügen in Rot, Birnengrün, Gänsebraun, die auf dem Rücken und den Deckeln gepreßte Titel hatten. All das hatte einen unpariserischen Anstrich, sah kaufmännisch aus, die Einbände waren gröber, aber weniger häßlich als die gewöhnlichen französischen; inmitten offener Alben, in denen man humoristische Szenen von du Maurier oder John Leech oder gar die hinreißenden Kavalkaden von Caldecott über Ebenen rasen sah, lagen einige französische Romane und fügten diesem Mischmasch von Farbtönen gutmütige, satte Kleckse hinzu.

Schließlich riß er sich von diesem Anblick los, öffnete die Tür und trat in eine große Bibliothek voller Menschen; Ausländerinnen saßen herum, entfalteten Karten und machten in unbekanntenen Sprachen Bemerkungen. Ein Kommis brachte ihm eine ganze Sammlung von Reisehandbüchern. Er setzte sich nieder und blätterte in den

Büchern, deren biegsamer Pappband sich unter dem Druck seiner Finger bog. Durchflog sie und blieb bei einer Seite des Baedekers stehen, auf der die Museen Londons beschrieben werden. Er interessierte sich für die lakonischen und genauen Einzelheiten des Führers; aber seine Aufmerksamkeit ging von der alten englischen Malerei zu der neuen über, die ihn mehr reizte. Er erinnerte sich einiger Bilder, die er in internationalen Ausstellungen gesehen hatte, und er hoffte, sie vielleicht in London wiederzusehen: Gemälde von Millais, etwa »Die Krankenwache der heiligen Agnes«, mit jenem mondlichtsilbernen Grün; oder die Bilder von Watts, in seltsamen Farben, in Gummitönen und Indigo, die von einem kranken Gustave Moreau entworfen, von einem blutarmen Michelangelo ausgeführt und von einem in Blau versunkenen Raffael übermalt sein mochten; unter anderem erinnerte er sich an »Kains Verat«, »Ida« und einige Eva-Bilder, darin diese drei Meister eigenartig und geheimnisvoll verschmolzen und die wesentliche und doch unverarbeitete Natur eines gelehrten und versonnenen Engländer, den fürchterliche Farben bedrängen, zum Durchbruch kommt.

Alle diese Gemälde traten vor sein Gedächtnis. Der Kommis war erstaunt, diesen Käufer so in Gedanken verloren am Tische sitzen zu sehen und fragte ihn endlich, ob er schon eine Wahl unter den Führern getroffen hätte. Des Esseintes starrte ihn ganz verdutzt an, entschuldigte sich dann, kaufte einen Baedeker und ging hinaus. Die feuchte Luft machte ihn schauern; der Wind blies von der Seite her und peitschte den Regen unter die Arkaden.

»Fahren Sie ein paar Schritt weiter«, rief er dem Kutscher zu, indem er ihm mit dem Finger einen Laden am Ende des Bogenganges bezeichnete, der an der Ecke der Rue de Rivoli und der Rue Castiglione, innen erleuchtet, mit seinen weißlichen Scheiben, im Mißbehagen des Nebels, im Elend des kranken Wetters einer riesigen Nachtlampe glich.

Es war die »Bodega«. Des Esseintes geriet in einen Saal, der in einen Korridor auslief; er wurde von gußeisernen Pfeilern getragen, und an den Wänden standen auf Gestellen hohe Fässer mit eisernen Reifen.

Vorn hingen in einem Holzgestell, das wie ein Pfeifenhalter aussah, mit dem Fuß nach oben tulpenförmige Gläser; unten am Faß war ein Hahn aus Steingut angebracht; alle Fässer waren mit einem königlichen Wappen bemalt und trugen auf farbigen Etiketten Angaben über Gewächs und Inhalt, schließlich über die Preise der Weinsorte, je nachdem, ob man ein ganzes Faß, eine Flasche oder ein Glas trinken wollte.

In dem zwischen diesen Faßreihen frei gelassenen Raum standen unter den summenden Flammen des abscheulichen, eisengrau gestrichenen Gaskronleuchters Tische mit Körben voll Palmer-Keks und trockenem Salzgebäck, mit Tellern voll Pies und Sandwichs, die beißend mit Senf gewürzt waren; dann kam wieder eine endlose Reihe mit Stühlen; und ganz hinten standen wieder kleine Fäßchen, die auf der Seite lagen und Schriften trugen, die entweder aufgedruckt oder mit heißem Eisen ins Holz gebrannt waren.

Alkoholdunst schlug des Esseintes entgegen, als er in diesem Saal, darin die Macht starker Weine schlummerte, Platz nahm. Er blickte um sich; hier standen Fuderfässer mit allen möglichen Portweinen, mit herben und Fruchtwein, die, mahagoni- oder amarantfarben, anpreisende Beinamen hatten: »Old port, light delicate, cockburn's very fine, magnificent old Regina«; dort wieder wölbten andere Fässer ihre riesenhaften Leiber, die den martialischen spanischen Wein, den Jerez und seine Abarten, enthielten, die in den Farben von Rauch- oder Rohtopasen süß oder herbe waren: den Sanlucar, den Pasto, den herben Palo, den Oloroso und den Amontilla.

Der Keller war voll; des Esseintes stützte die Ellenbogen auf den Tisch und wartete auf sein Glas Portwein, das er bei einem Gentleman bestellt hatte; der war im Begriff, knallende Sodawasserflaschen zu öffnen, die, in übertriebener Größe, an die Gelatine- und Klebstoffkapseln erinnerten, die man benutzt, um gewisse Medikamente schmackhaft zu machen.

Um ihn herum wimmelte es von Engländern: blasse Geistliche mit blöden Gesichtern, vom Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet, mit weichen Hüten, Schnürschuhen, in endlos langen Mänteln, die auf der Brust mit kleinen Knöpfen besetzt waren, mit glattem Kinn, runden Brillen und anliegendem, fettigem Haar; Mondgesichter von Schweinehändlern und Bulldoggengesichtern mit apoplektischen Hälsen, Ohren wie Tomaten, weinroten Backen, idiotischen, blutunterlaufenen Augen und Bartkrausen, mit denen sie wie große Affen aussahen; weiter hin-

ten, am Ende der Reihe, entzifferte ein hochgewachsener Wursthändler mit Werghaaren und einem mit weißen Stoppeln behaarten Kinn, das wie ein Artischockenboden aussah, durch ein Vergrößerungsglas die winzigen Buchstaben einer englischen Zeitung; ihm gegenüber saß etwas wie ein amerikanischer Kommodore, fett und untersetzt, mit gebräunter Haut und einer Zwiebelnase; eine Zigarre saß im dunklen Loch des Mundes, er betrachtete die an der Wand hängenden Rahmen, die Sektreklamen enthielten, die Marken Perrier, Roederer, Heidsieck und Mumm anpriesen und außerdem einen Mönchskopf mit Kapuze und dem gotisch geschriebenen Namen Dom Pérignon, Reims, enthielten; der Kerl war nahe am Einschlafen.

Eine gewisse Müdigkeit überfiel des Esseintes in dieser Wachtstubenatmosphäre; betäubt vom Geschwätz der Engländer, die sich unterhielten, träumte er vor sich hin, und in das tiefe Purpur des Portweins in den Gläsern vor sich versenkt, rief er die Geschöpfe von Dickens herauf, die so gern tranken, und vor ihm stand mit weißen Haaren und rosigem Teint Mister Wickfield; oder er sah das phlegmatische und schlaue Gesicht mit dem unversöhnlichen Blick des Mister Tulkinghorn, des unheimlichen Sachwalters von Bleak-House. Fest umrissen sonderten sich alle von seiner Erinnerung ab und ließen sich mit ihren Bewegungen und Taten in der Bodega nieder; seine von der kürzlichen Lektüre aufgefrischten Erinnerungen wurden nun unerhört genau. Die Heimatstadt des Romanciers, das hell erleuchtete, schön durchwärmte, gut versorgte und roh verschlossene Haus, darin der Wein von der kleinen

Dorrit, Dora Copperfield und der Schwester des Tom Pinch sorgsam eingeschenkt wurde, erschienen ihm eine behagliche Arche auf einer Sintflut von Schmutz und Schlamm. Er faulenzte in diesem fiktiven London, glücklich, in Sicherheit zu sein; er hörte, wie die Schlepper in der Nähe der Brücke Heulsirenen schreien ließen. Sein Glas war leer; trotz des dichten Dunstes, der durch den Rauch von Zigarren und Pfeifen noch verstärkt wurde, empfand er ein leichtes Frösteln, und das Bewußtsein des feuchten Wetters rief ihn wieder in die Gegenwart zurück.

Er bestellte ein Glas Amontillado, aber vor diesem herben, hellen Wein verwelkten die sanften Geschichten und zarten Blüten des englischen Dichters, und die unerbittlichen Härten, die schmerzenden Aufregungen Edgar Allan Poes traten an die Oberfläche; der eisige Alptraum des Amontilladofasses, des eingemauerten Menschen überfielen ihn; die harmlosen und gewöhnlichen Gesichter der amerikanischen und englischen Trinker, die herumsaßen, schienen ihm aufgedrungene, entsetzliche Gedanken und häßliche, unbeherrschte Absichten widerzuspiegeln; dann bemerkte er, daß er beinahe ganz allein war; er erhob sich und ging, noch ganz betäubt, zur Tür. Als er draußen war, schlug ihm der Regen ins Gesicht; unter der Nässe und den Windstößen entfalteten die Laternen ihre flackernden Fächer, ohne Licht zu verbreiten; der Himmel war noch tiefer bis auf die Häuser gesunken. Des Esseintes betrachtete die Arkaden der Rue de Rivoli, die sich, mit Wasser überschwemmt, im Schatten verloren, und es kam ihm vor, als wäre er im dunklen Tunnel unter der Themse; er

verspürte ein Ziehen im Magen, das ihn wieder in die Wirklichkeit zurückrief; er ging zu seinem Wagen und befahl dem Kutscher, nach einem Restaurant in der Rue d'Amsterdam nahe dem Bahnhof zu fahren. Er sah nach der Uhr: es war sieben. Er hatte gerade noch Zeit zu speisen; der Zug ging erst um acht Uhr fünfzig Minuten; er zählte an seinen Fingern, berechnete ungefähr die Stunden der überfahrt von Dieppe nach Newhaven und sagte sich: »Stimmt der Fahrplan, dann bin ich morgen Punkt halb eins in London.«

Die Droschke hielt vor dem englischen Restaurant; wieder stieg des Esseintes aus und kam in einen langen, schmucklosen, braunen Saal, der durch halbhohe Wände wie ein Stall in einzelne Abteile getrennt war; in diesem, an der Tür ausgebuchteten Saal standen zahlreiche Bierpumpen auf dem Schanktisch; daneben lagen Schinken, so stark geräuchert, daß sie wie alte Violinen aussahen, menigrote Hummern, marinierte Makrelen mit kleinen Zwiebeln und rohen Karotten, Zitronenscheiben, Lorbeer, Thymian und Genever mit Pfeffer in einer trüben Soße.

Er nahm in einer der leeren Nischen Platz und rief einen jungen Mann in schwarzem Anzug, der sich verbeugte und ihm etwas in einem unverständlichen Kauderwelsch erzählte. Während man das Gedeck zurechtlegte, musterte des Esseintes seine Nachbarn; es waren wie in der Bodega Söhne Albions, mit Fayenceaugen und karmesinrotem Teint, die bedächtig oder arrogant auswärtige Zeitungen lasen; Damen ohne Herrenbegleitung speisten allein miteinander, robuste Engländerinnen mit männlichen Zügen

und Zähnen, die breit waren wie eine Palette, mit geschminkten Pausbacken, langen Händen und noch längeren Füßen. Sie fielen mit wahren Heißhunger über ein Rumpsteak-pie her, ein Fleischgericht, das in einer Champignonsoße gekocht und wie eine Pastete mit einer Kruste überbacken ist.

Da er schon seit langem keinen Appetit mehr hatte, war er von der Gefräßigkeit dieser Frauenzimmer ganz verblüfft, aber er wurde dadurch hungrig. Er bestellte eine Oxtailsuppe und aß diese saftige, fette und kräftige Ochsenfleischbrühe mit Behagen; dann nahm er die Fischkarte in Augenschein, wählte einen Haddock, eine Art geräucherter Stockfisch, der ihm sehr schmackhaft schien, und da er die andern so einhaun sah, aß er auch noch ein Roastbeef mit Kartoffeln und trank zwei Glas Ale dazu, das ihn durch seinen herben, feinen und eigentümlichen Geschmack reizte.

Sein Hunger war fast gestillt; er knabberte noch ein Stück blauen Stiltonkäse, dessen Milde einen bitteren Beigeschmack hatte, beendete sein Diner mit einer Rhabarbertorte und trank zur Abwechslung noch Porter, jenes dunkle Bier, das nach entzuckertem Lakritzensaft schmeckt.

Er atmete auf; seit Jahren hatte er nicht so viel gegessen und getrunken; die Veränderung in seinen Gewohnheiten, die ungewohnt schwere Nahrung hatte seinen Magen angeregt. Er drückte sich tiefer in, seinen Stuhl, zündete eine Zigarette an und machte sich an seine Tasse Kaffee, in die er Gin goß.

Der Regen fiel noch immer in Strömen vom Himmel; er

hörte ihn auf das Glasdach prasseln, das den Hintergrund des Saales überdeckte, und in Wasserfällen aus den Dachrinnen stürzen; niemand rührte sich im Saal; alle Gäste waren froh wie er selbst, hier im Trockenen vor ihren kleinen Gläsern zu sitzen.

Die Zungen lösten sich; und da fast alle diese Engländer beim Sprechen die Augen in die Höhe hoben, schloß des Esseintes daraus, daß sie sich über das schlechte Wetter unterhielten; nicht einer lachte, und alle waren in grauen, gelb- und löschpapierrosa gesprenkelten Cheviot gekleidet. Er warf einen entzückten Blick auf seinen eigenen Anzug, dessen Farbe und Schnitt kaum wesentlich von den anderen abwich, und er empfand die Befriedigung, in dieser Umgebung nicht im geringsten aufzufallen, ja, in gewisser Hinsicht, oberflächlich nur, ein naturalisierter Londoner zu sein; dann erschrak er plötzlich. Wann geht der Zug? Er sah nach der Uhr; zehn Minuten vor acht; ich kann noch eine halbe Stunde hierbleiben; und wieder begann er über seinen Plan nachzudenken.

In seinem seßhaften Leben hatten nur zwei Länder Anziehungskraft für ihn: Holland und England.

Den ersten Wunsch hatte er sich erfüllt; eines schönen Tages hielt es ihn nicht mehr, er hatte Paris verlassen und die holländischen Städte nacheinander besucht.

Alles in allem waren grausame Enttäuschungen das Ergebnis dieser Reise. Er hatte sich nach den Werken von Teniers und Steen, Rembrandt und van Ostade ein eigenes Holland zum Hausgebrauch vorgestellt, mit herrlichen Judenvierteln in Goldtönen wie Leder aus Córdoba; er hatte

von prächtigen Kirchweihfesten und unaufhörlichen ländlichen Gelagen geträumt; er hoffte auf die von den alten Meistern gefeierte patriarchalische Gutmütigkeit und harmlose Völlerei.

Haarlem und Amsterdam hatten zweifellos einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht; betrachtete man das ungepflegte Volk auf dem Lande mit seinen ungeschlachten, wie mit dem Gartenmesser zurechtgehauenen Kindern und speckigen Müttern mit fetten Brüsten und Spitzbäuchen, so glich es immerhin dem von van Ostade gemalten Volk; aber von zügelloser Freude oder Familienbesäufnissen keine Spur; er mußte schließlich zugeben, daß die holländische Schule im Louvre ihn auf Abwege gebracht hatte; sie hatte seinen Träumen einfach als Sprungbrett gedient; er hatte sich auf eine falsche Fährte gestürzt und sich in un- j erreichbaren Visionen verirrt; nirgends auf der Erde entdeckte er jenes magische und doch wirkliche Land, das er erhoffte, nirgends sah er Wiesen, auf denen Fässer herumlagen und Bauern und Bäuerinnen, wippend in Rock und Schuhen, außer sich vor Freude und Glück ihre Tänze tanzten.

Nein, davon war wirklich nichts zu sehen; Holland war ein Land wie alle anderen und zudem ein keineswegs primitives, durchaus nicht biederes Land; denn die protestantische Religion mit ihren starren Heucheleien und strengen Feierlichkeiten wütete dort.

Diese Entzauberung erlebte er nun noch einmal; er sah wieder nach der Uhr: zehn Minuten bis zum Abgang des Zuges. Es ist allerhöchste Zeit, zu zahlen und zu gehen,

sagte er sich. Aber im ganzen Körper hatte er ein Gefühl der Schwere, sein Magen drückte ihn. Na, dann muß ich mir Mut machen und den Satteltrunk trinken; und er goß sich ein Glas Brandy ein und rief nach der Rechnung. Ein schwarzgekleidetes Individuum mit einer Serviette unter dem Arm, mit kahlem Spitzschädel und grauer Bartkrause, ohne Schnurrbart, einem Majordomus ähnlich, kam an den Tisch. Hinter dem Ohr steckte ein Bleistift; er stellte ein Bein vor, wie ein Sänger, zog einen Block aus der Tasche, und, ohne hinzusehen, mit starr auf die Decke gerichteten Augen, notierte und addierte er die Speisen. Bitte, sagte er, riß das Blatt vom Block und gab es des Esseintes; der betrachtete den Mann wie ein seltenes Tier. Ein seltsamer John Bull, dachte er beim Anblick dieser phlegmatischen Gestalt, die durch den ausrasierten Mund auch eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Steuermann der amerikanischen Marine hatte.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet; Leute traten ein und brachten einen Geruch nach nassem Hund mit sich; dazu kam Kohlenrauch, den der Wind in die Küche drückte, deren Klapptür hin- und herklappte; des Esseintes war unfähig, seine Beine zu bewegen; eine sanfte, laue Ohnmacht bemächtigte sich aller seiner Glieder und hinderte ihn sogar daran, die Hand auszustrecken, um sich eine Zigarre anzuzünden. Er sagte zu sich selbst: Los, vorwärts, aufstehen, Abmarsch! Aber unmittelbare Einwände machten seine Befehle gegenstandslos. Wozu sich bewegen, wenn man so schön auf einem Stuhl reisen kann? War er nicht in London, dessen Gerüche, dessen

Atmosphäre, dessen Bewohner, dessen Speisen, dessen Geräte ihn umgaben? Worauf sollte er hoffen? Höchstens auf Enttäuschungen wie damals in Holland?

Er hatte gerade noch Zeit genug, um auf den Bahnhof zu eilen, aber eine unendliche Abneigung gegen die Reise, ein gebieterischer Zwang, ruhig dazubleiben, erhoben sich immer eindringlicher und hartnäckiger. Nachdenklich ließ er die Minuten verrinnen und schnitt sich so den Rückzug ab: Jetzt müßte ich mich an den Schaltern drängen, bei der Gepäckaufgabe anstehen; wie dumm! wie lästig das wäre! — Dann hielt er sich nochmals vor: Eigentlich habe ich alles empfunden und gesehen, was zu empfinden und zu sehen war. Seit meiner Abreise aus Fontenay bin ich mit englischem Leben übersättigt; ich wäre ja verrückt, wollte ich jetzt durch einen ungeschickten Ortswechsel unvergänglicher Eindrücke verlustig gehen. Was hat mich denn eigentlich so abgelenkt, daß ich der Versuchung verfallen bin, alte Vorstellungen abzutun, fügsame Phantasien meines Gehirns zu verdammen und wie ein richtiger Grünschnabel an die Notwendigkeit, Sehenswürdigkeit und Nützlichkeit einer Reise zu glauben? — Jetzt aber, und er sah nach der Uhr, muß ich heim; dieses Mal stand er auf, ging hinaus, befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhof Sceaux zu fahren, und mit dem Gefühl der physischen Ermüdung und der moralischen Erschöpfung eines Menschen, der nach einer langen und gefährlichen Reise wieder nach Hause kommt, traf er mit seinen Taschen, Paketen, Koffern, Decken, Schirmen und Stöcken wieder in Fontenay ein.

XII

In den Tagen nach seiner Rückkehr beschäftigte sich des Esseintes mit seinen Büchern; bei der Vorstellung, er hätte sich von ihnen für lange Zeit trennen können, empfand er eine Befriedigung, die so wahrhaftig war, als sei er nach wirklicher Abwesenheit endlich wieder heimgekehrt. Unter dem Antrieb dieser Empfindung erschienen ihm diese Gegenstände neu, denn er entdeckte Schönheiten an ihnen, die er seit der Zeit ihrer Erwerbung vergessen hatte.

Alles: Bücher, Vasen, Möbel nahm in seinen Augen einen besonderen Reiz an; sein Bett erschien ihm im Vergleich mit dem Lager, das er in London gehabt hätte, viel weicher; die stille und zurückhaltende Art seiner Dienstboten entzückte ihn, denn schon im voraus fühlte er sich durch die lärmende Geschwätzigkeit der Hotelkellner gepeinigt; die methodische Organisation seines Lebens erschien ihm nun, da er die Möglichkeit, den Zufällen, einer Reise ausgesetzt zu sein, so nahe gesehen hatte, noch erstrebenswerter als bisher.

Er tauchte wieder in das Bad der Gewohnheit, dem künstliches Bedauern kräftigende und spannende Eigenschaften verliehen.

Aber seine Bücher beschäftigten ihn vor allem. Er ging sie durch, ordnete sie um und sah nach, ob seit seiner An-

kunft in Fontenay Hitze und Regen nicht die Einbände beschädigt oder das kostbare Papier verletzt hätten.

Zunächst kramte er seine ganze lateinische Bibliothek um; dann stellte er die Spezialarbeiten von Archelaos, Albertus Magnus, Raimundus Lullus, Arnaud von Villanova über die Kabbala und die okkulten Wissenschaften in neuer Anordnung auf; dann prüfte er seine modernen Bücher, eins nach dem anderen, und stellte voller Freude fest, daß sie alle unversehrt geblieben waren.

Diese Sammlung hatte ihn beträchtliche Summen gekostet; die Bücher, die er auswählte, durften nicht wie in anderen Bibliotheken auf gewöhnlichem Papier mit herkömmlichen Typen gedruckt werden. Er hatte seinerzeit in Paris verschiedene Bücher nach eigenen Entwürfen durch Fachleute für sich auf Handpressen abziehen lassen; entweder ließ er bei Perrin in Lyon arbeiten, dessen schlanke und reine Typen für archaische Neudrucke alter Bücher in Betracht kommen; oder er ließ zur Herstellung moderner Werke neue Lettern aus England oder Amerika kommen; manchmal wandte er sich an ein Haus in Lille, das seit Jahrhunderten einen ganzen Satz gotischer Typen besaß; oder er gab der alten Druckerei Enschede in Haarlem, deren Schmelzerei besondere Stempel und Prägesiegel aufbewahrt, seine Aufträge.

Ebenso war er mit seinen Papieren verfahren. Eines schönen Tages hatte er die silbrigen Chinapapiere satt, ebenso das perlmutterfarbene, goldene Japan, die weißen Wathmans, die dunklen holländischen Büttenpapiere, die gamslederfarbenen Turkeys und Seychalmills; die fabrik-

mäßig hergestellten Papiere waren ihm besonders zuwider; er hatte daher bei den alten Werkstätten in Vire, wo man sich noch der ehemals zum Hanfstößen benutzten Stampfer bedient, besondere Faserpapiere bestellt. Um seine Sammlung etwas abwechslungsreicher zu gestalten, hatte er sich verschiedentlich aus London appretierte Stoffe, haarige Papiere und andere Spezialitäten kommen lassen; um seine Verachtung für die Bibliophilen noch zu erhöhen, stellte ein Kaufmann in Lübeck für ihn ein raffiniertes, bläuliches, leuchtendes, leicht knisterndes, fast durchsichtiges Papier her, in dem Goldpailletten — etwa wie im Danziger Goldwasser — die Fasern ersetzten.

Auf diese Art war er zu einzigartigen Büchern gekommen, zumal er ungebräuchliche Formate anfertigen und sie durch Lortic, Trautz-Bauzonnet und Chambolle, Capés Nachfolger in untadelige Einbände aus alter Seide, genarbttem Rindsleder oder Kapbüffelhaut einbinden ließ, in Einbände mit Bündeln und Mosaiken, mit Futter aus Tabin oder Moiré, die wie Kirchenbücher mit Schließen und Eckverzierungen geschmückt, manchmal sogar von Gruel-Engelmann mit mattem Silber und leuchtendem Email ausgelegt waren.

So hatte er sich mit den herrlichen Bischofslettern der alten Firma Le Clerc Baudelaires Werk in großem Format, das an Meßbücher erinnerte, auf einen ganz leichten, schwammigen Japanfilz drucken lassen, der weich wie Holundermark war und trotz seiner milchigen Weiße einen rosa Schimmer hatte. Er hatte davon ein Exemplar in samtigem Schwarz chinesischer Tusche drucken lassen

und außen und innen in herrliches, ausgesuchtes fleischfarbenes Schweinsleder binden lassen, das ganz narbig war und auf das ein großer Künstler ein Ornament von schwarzen Kanten gestochen hatte.

An diesem Tag nahm des Esseintes das Buch aus dem Regal, blätterte ehrfürchtig darin und las dies und jenes, was ihm, in diesem machtvollen Gewand, eindringlicher als sonst vorkam.

Seine Bewunderung für diesen Schriftsteller war grenzenlos. Seiner Ansicht nach hatte man sich bis dahin in der Literatur darauf beschränkt, die Oberfläche der Seele zu erforschen oder in deren leicht zugängliche und gut erleuchteten unterirdischen Gewölbe einzudringen; hie und da streifte sie die Wurzeln der Erbsünden, studierte ihre Verzweigungen und ihr Wachstum, notierte, wie etwa Balzac, die Verlagerung der Schichten bei einer von monomanischer Leidenschaft, Ehrgeiz, Geiz, väterlicher Dummheit oder seniler Liebe besessenen Seele.

Die Literatur stellte die ausgezeichnete Gesundheit der Tugenden und Laster fest, den ruhigen Mechanismus landläufiger Gehirne, die praktische Wirklichkeit gängiger Gedanken, ohne das Ideal krankhafter Entartung, ohne Jenseits; alles in allem machten die Entdeckungen der Analytiker halt vor den schlechten oder guten, von der Kirche klassifizierten Spekulationen; es war die einfache Einordnung, die gewöhnliche Überwachung des Botanikers, der aus der Nähe die vermutliche Entwicklung normaler, in gesunde Erde gepflanzter Pflanzen verfolgt.

Baudelaire war weiter gegangen; er war bis auf den

Grund des unerschöpflichen Schachtes gestiegen, hatte sich in verlassene und unbekannte Quergänge gewagt und war schließlich zu den Gebieten der Seele vorgedrungen, wo die ungeheuerlichen Vegetationen der Gedanken abzweigen.

Da, an der Grenze, wo die Verirrungen und Krankheiten wohnen, der mystische Starrkrampf, das brennende Fieber der Wollust, die Typhuskrankheiten und Brechreize des Verbrechens, hatte er, brütend unter der düsteren Glocke des Überdrusses, die erschreckende ewige Wiederkehr von Gefühlen und Gedanken gefunden.

Er hatte die krankhafte Psychologie des im Herbst seiner Erlebnisse stehenden Geistes enthüllt; die Symptome der von Schmerz besessenen und vom Spleen beherrschten Seelen erzählt; die ständig wachsende Fäulnis der Eindrücke gezeigt, wenn die Begeisterung und die Glaubenskraft der Jugend versiegt sind, wenn nur noch die empfindungslose Erinnerung an ertragenes Elend, erlittene Intoleranz, erduldeten Verletzungen übrigbleibt, die eine von absurdem Schicksal bedrückte Vernunft erleiden muß.

Er hatte alle Phasen dieses beklagenswerten Herbstes verfolgt und betrachtet, wie das Menschengeschöpf — in seiner Geschicklichkeit, sich zu täuschen — seine Gedanken zwang, sich untereinander kleinlich zu betrügen, um stärker zu leiden, und dank der Analyse und der Beobachtung sich schon im voraus jede mögliche Freude verdarb.

Und dann sah er in dieser zornigen Empfindsamkeit der Seele, in dieser Wildheit der Überlegung, die den peini-

genden Eifer der Hingebung und die wohlwollenden Beleidigungen des Mitleids zurückweist, wie allmählich der Abscheu vor jenen verjährtten Leidenschaften und überreifen Liebesbeziehungen wuchs, wo der eine sich noch hingibt, wenn der andere schon zurückhält, wo der Überdruß von beiden die Zärtlichkeit von Kindern fordert, deren scheinbares Jungsein neu erscheint, oder mütterliche Rücksicht, deren Süße gleichsam die interessanten Gewissensbisse eines vagen Inzests heraufbeschwört.

Auf wundervollen Seiten hatte er diese frevelhafte, im Bewußtsein des nahenden Zusammenbruchs gesteigerte Liebe geschildert, die gefährlichen Lügen der Reizgifte und Narkotika, die das Leid einschläfern und den Überdruß lindern sollen. Zu einer Zeit, da die Literatur den Schmerz des Lebens fast ausschließlich einer unglücklichen Liebe oder den Eifersuchtsqualen eines Ehebruchs zuschrieb, hatte er diese Kinderkrankheiten übergangen und die unheilbaren, tieferen, einschneidenden Wunden untersucht, die Übersättigung, Enttäuschung und Verachtung in die verfallenden Seelen schlägt, in die Seelen, welche die Gegenwart peinigt, die Vergangenheit abstößt und die Zukunft erschreckt und zur Verzweiflung bringt.

Und je mehr des Esseintes wieder Baudelaire las, desto mehr fand er einen unbeschreiblichen Reiz in ihm: In einer Zeit, da der Vers nur das Äußere von Dingen und Wesen beschrieb, war es ihm gelungen, das Unsagbare zu sagen, dank einer muskulösen und fleischigen Sprache, die, stärker als jede andere, die wunderbare Eigenschaft besaß, mit einer seltsamen Gesundheit des Ausdrucks, die flüchtig-

sten und zitterndsten Krankheitszustände der erschöpften Geister und traurigen Seelen festzuhalten.

Nach Baudelaire stand nur noch eine kleine Anzahl französischer Bücher im Regal. Den Werken gegenüber, vor denen man sich schicklicher Weise beugt, war er unempfindlich. »Das breite Lachen Rabelais'« und die »kraftvolle Komik Molières« vermochten nicht, ihn zum Lachen zu bringen, und seine Antipathie gegen diese Farcen ging sogar so weit, daß er sie, in künstlerischer Hinsicht, furchtlos den Späßen an die Seite stellte, die man auf den Jahrmärkten vorführt.

Von alten Dichtungen las er nur Villon, dessen melancholische Balladen ihn rührten, und hie und da manchmal ein paar Seiten d'Aubigné, die mit den unglaublichen Heftigkeiten ihrer Anathemen sein Blut aufpeitschten.

In der Prosa kümmerte er sich um Rousseau so wenig wie um Voltaire oder Diderot, dessen vielgerühmte »Salons« ihm außergewöhnlich abgeschmackt und albern vorkamen; er haßte diesen Plunder und las fast nur die christliche Literatur der Beredsamkeit, Bourdaloue und Bossuet, deren klingende und reiche Sätze ihm imponierten; aber mit besonderem Genuß las er das kondensierte Mark der strengen und starken Sätze, wie sie Nicole in seinen Gedanken vor allem aber Pascal schrieb, dessen erhabener Pessimismus und dessen schmerzliche Zerknirschung ihm ans Herz griffen.

Abgesehen von diesen wenigen Büchern begann die französische Literatur in seiner Bibliothek mit dem neunzehnten Jahrhundert.

Sie zerfiel in zwei Gruppen: die eine umfaßte die gewöhnliche, profane Literatur; die andere, die katholische, eine Fachliteratur, die trotz ihrer Verbreitung durch jahrhundertalte, gewaltige Firmen in allen Weltecken, so gut wie unbekannt war.

Er hatte den Mut gehabt, in diesen Krypten umherzuirren, und, wie in der weltlichen Kunst, hatte er auch hier unter einem riesigen Haufen von Unzulänglichkeiten Werke gefunden, die wahre Meister geschrieben hatten.

Das Charakteristikum dieser Literatur bestand in der beständigen Unwandelbarkeit ihrer Gedanken und ihrer Sprache; wie die Kirche die erste Gestalt der heiligen Gegenstände in perpetuum festgelegt hatte, so hatte sie auch die Reliquien ihrer Dogmen behalten und ehrfürchtig die Fassung aufgehoben, die sie umgab: die Gebetsprache des großen Jahrhunderts. Wie einer dieser Schriftsteller, Ozanam, selbst erklärte, vermochte der christliche Stil mit Rousseaus Ausdrucksweise nichts anzufangen; er mußte sich ausschließlich der von Bourdaloue und Bossuets angewandten Dialektik bedienen.

Trotz dieser Bestätigung war die Kirche tolerant: sie schloß die Augen vor gewissen Ausdrücken und Wendungen, die der Laiensprache des Jahrhunderts entlehnt waren; die katholische Sprache hatte die massiven, hauptsächlich bei Bossuet, durch lange Nebensätze und peinliche Verbindung der Pronomina zu schwer gewordenen Konstruktionen etwas abgestoßen; darauf aber hatten sich die Konzessionen beschränkt, weitere hätten wohl auch zu nichts geführt, denn nach dem Auswerfen des Ballastes

war diese Prosa ausreichend für die enge Stoffwahl der Kirche.

Diese Sprache, die unfähig war, sich an das zeitgenössische Leben zu halten, den einfachsten Zustand von Wesen und Dingen sichtbar zu machen und zu umreißen, die nicht einmal imstande war, die komplizierten Ausflüchte einer der Gnade unzugänglichen Seele zu erklären, war besonders hervorragend bei der Behandlung abstrakter Dinge; sie war nützlich in der Diskussion, bei Kontroversen, in Kommentaren und hatte außerdem die Autorität, um anderen gegenüber ohne Diskussion den Wert einer Doktrin zu beweisen.

Leider hatte wie überall eine Herde von Nachahmern das Heiligtum durch Ignoranz und Mangel an Talent entweiht und seine vornehme Strenge besudelt; um das Unglück zu krönen, hatten Frömmelinnen sich hineingemischt, und ungeschickte Sakristeien und törichte Salons hatten das elende Geschwätz dieser Weiber gepriesen, als seien es geniale Werke.

Des Esseintes hatte aus Neugier die Werke der Madame Swetschin gelesen; das Haus dieser russischen Generalsfrau war in Paris der Treffpunkt der glühendsten Katholiken gewesen; ihre Arbeiten langweilten des Esseintes maßlos und stießen ihn ab; sie waren mehr als schlecht, sie waren x-beliebig; man hatte den Eindruck eines von einer kleinen Kapelle aufgefangenen Echos, in der eine süßliche, an die Kette gelegte Welt ihre Gebete murmelte, mit leiser Stimme von den letzten Neuigkeiten sprach und, geheimnisvoll und wichtigtuend, Gemeinplätze über Politik, Ba-

rometervoraussagen und den gegenwärtigen Stand der Atmosphäre von sich gab.

Aber es gab noch Schlimmeres: Eine Doktorandin des Instituts, Madame Augustus Craven, Verfasserin der Werke »Roman einer Klosterschwester«, »Eliane« und »Fleurange«, die mit einem Riesenaufwand von Blasinstrumenten und Orgel von der ganzen apostolischen Presse ausgehalten wurde. Niemals, nein, niemals hatte des Esseintes sich auch nur vorstellen können, daß man solche Nichtigkeiten schreiben könnte. Die Konzeption dieser Bücher war so läppisch und ihr Stil war so ekelerregend, daß sie dadurch fast persönlich und selten wurden.

Übrigens konnte des Esseintes, seelenmüde und unsentimental, wie er von Natur aus war, gerade bei Frauen keinen literarischen Ruhepunkt nach seinem Geschmack finden.

Trotzdem schlürfte er mit einer Aufmerksamkeit, die durch keine Ungeduld zu schwächen war, die Werke des Genies, der blaustrümpfigen Jungfrau dieser Gruppe hinab; seine Bemühungen scheiterten; er prallte vor dem »Tagebuch« und den »Briefen« zurück, in denen Eugenie de Guérin indiskret das wundervolle Talent ihres Bruders feiert, der so unbefangen und so anmutig dichtete, daß man wirklich schon auf die Werke der Herren de Jony und Ecouchard Lebrun zurückgreifen muß, um ebenso kühne und neue Dichtungen zu finden!

Ebenso nutzlos hatte er versucht, die Reize von Werken zu fassen, in denen man folgende Berichte lesen kann: »Heute habe ich über Papas Bett ein Kreuz aufgehängt, das

ihm gestern ein kleines Mädchen gebracht hat.« — »Mimi und ich sind morgen bei Herrn Roquiers eingeladen, um der Einsegnung einer Glocke beizuwohnen; dieser Ausflug mißfällt mir keineswegs;« — in denen man folgende wichtige Begebenheit festhält: »Ich habe mir eben eine Medaille der Heiligen Jungfrau um den Hals gebunden, die mir Luise als Schutzmittel gegen die Cholera geschickt hat;« — darin sich folgende Poesie ergeht: »O, wie schön war der Strahl des Mondes, der auf mein Evangelium fällt, in dem ich gerade lese!« — oder in denen man folgende tiefsinnigen und feinen Beobachtungen lesen kann: »Wenn ich sehe, daß ein Mann, der an einem Kreuz vorbeigeht, sich bekreuzigt oder den Hut abnimmt, so sage ich mir: Da geht ein Christ vorüber.«

Und so ging das weiter, immerzu, ohne Pause, bis Maurice de Guérin starb und seine Schwester ihn auf neuen Seiten beweinte, deren wäßrige Prosa hie und da von Gedichtfragmenten unterbrochen wurden, die des Esseintes mit ihrer erbärmlichen Dürftigkeit mitleidig stimmte.

Nein, es war nicht zu sagen, wie wenig heikel und wie unkünstlerisch die katholische Partei in der Auswahl ihrer Schützlinge war! Und diese lymphatischen Wesen, die die Partei so sorgfältig gesiebt und für die sie den Gehorsam ihrer Blätter fast erschöpft hatte, schrieben alle wie Klosterzöglinge dieselbe blasse Sprache, die in ewigem Strom dahinfloß und durch nichts aufzuhalten war!

So legte des Esseintes diese Literatur mit Entsetzen aus der Hand; aber auch die modernen Kirchenschriftsteller konnten den üblen Nachgeschmack nicht genügend aus-

gleichen. Das waren Prediger oder unfehlbare und korrekte Polemiker, aber die christliche Sprache war in ihren Reden und Büchern schließlich unpersönlich geworden, war in einer Rhetorik erstarrt, deren Bewegungen und Ruhepunkte festgelegt waren, und hatte sich ganz auf eine nach einem einzigen Muster konstruierte Serie von Perioden beschränkt. Und wirklich, alle Kleriker schrieben gleich, mit etwas mehr oder weniger Hingebung oder Emphase, und es bestand fast kein Unterschied im Grau-und-Grau der Darstellung der Patres, Dupanloup oder Landriot, La Bouillierie oder Gaume, Don Guéranger oder Pater Ratisbonne, des Monsignore Freppel oder des Monsignore Perraud oder der ehrwürdigen Patres Ravignan oder Gratry, des Jesuiten Olivain, des Karmeliters Dosithäus, des Dominikaners Dido oder des ehemaligen Priors von St. Maximin, Chocarne.

Oft hatte des Esseintes daran gedacht: Es bedurfte eines wirklichen Talents, einer sehr tiefen Eigenart und noch tiefer verankerter Überzeugung, um diese kalte Sprache zum Schmelzen zu bringen, um diesen öffentlichen Stil zu beleben, den kein unvorhergesehener Gedanke und keine tapfere Behauptung unterstützen durfte.

Einige Schriftsteller gab es jedoch, deren glühende Beredsamkeit diese Sprache erweichte und gefügig machte, vor allem Lacordaire, einer der ganz wenigen guten Kirchenschriftsteller.

Wie alle seine Amtsbrüder in den engen Kreis orthodoxer Betrachtungen eingespannt, wie sie dazu verurteilt, auf der Stelle zu treten und nur an in Umlauf gebrachte

und von den Meistern der Kanzel geheiligte Gedanken zu rühren, war es ihm gelungen, sie zu ändern, sie zu verjüngen und fast zu verwandeln, durch eine persönlichere und lebendigere Form. In seinen »Vorträgen de Notre-Dame« stehen hie und da sehr glückliche Ausdrücke, kühne Worte, Anklänge an Dinge der Liebe, Sprünge, Sehnsuchtschreie, verliebte Ergießungen, die den Kirchenstil unter seiner Feder zum Rauchen bringen. Dieser sanfte Mönch, dessen Geschicklichkeit und redliche Bemühungen sich darin erschöpft hatten, die liberalen Lehren einer Gesellschaft mit den herrschsüchtigen Dogmen der Kirche zu versöhnen, war nicht nur ein begabter Redner, sondern auch ein Temperament glühender Anhänglichkeit und diplomatischer Zartheit. In seinen Briefen an junge Leute sind die Zärtlichkeiten eines Vaters, der seine Söhne ermahnt, lächelnder Tadel, wohlwollende Ratschläge und nachsichtiges Verzeihen. Manche waren bezaubernd, die, in denen er seine ganze liebevolle Sehnsucht gesteht, andere waren geradezu imponierend; in ihnen stützt er sinkenden Mut und zerstreut Zweifel durch die unerschütterlichen Gewißheiten seines Glaubens. Dieses Gefühl der Väterlichkeit, das unter seiner Feder etwas Zartes und Feminines annahm, prägte seiner Prosa eine Sonderheit auf, die in der gesamten Kirchenliteratur einzigartig ist.

Nach ihm waren Mönche und Kirchenleute sogar anspruchslosester Individualität ganz selten. Höchstens konnte man wenige Seiten seines Schülers, des Abbé Peyreyve, lesen. Er hat eine rührende Biographie seines Lehrers hinterlassen, einige liebenswürdige Briefe geschrie-

ben, im eindrucksvollen Stil seiner Reden einige Aufsätze verfaßt und Hymnen geschrieben, deren deklamatorischer Ton schon überbetont war. Der Abbé Peyreyve hatte weder das Erregte noch das Glühende von Lacordaire. Er war zu sehr Priester und zu wenig Mensch; trotzdem kamen hie und da in seiner predigthafter Rhetorik seltsame Vergleiche, lange und kraftvolle Sätze und fast erhabene Höhen vor.

Man mußte schon zu den Schriftstellern kommen, die keine Priester waren, zu den weltlichen Schriftstellern, die dem Katholizismus und seiner Sache nahestanden, um auf Prosaschriftsteller zu treffen, die eine Beschäftigung lohnten.

Der Kirchenstil, den die Prälaten so banal gehandhabt hatten, war erstarrt und hatte bei dem Grafen de Falloux wieder eine gewisse männliche Kraft erlangt. Scheinbar maßvoll spritzte dieser Akademiker Galle aus; seine Reden im Parlament während des Jahres 1848 waren diffus und öde, aber seine im »Correspondant« veröffentlichten und nachher gesammelten Aufsätze waren unter der übertrieben höflichen Form beißend und bitter. Als Ansprachen konzipiert, enthielten sie einen gewissen Schwung voller Bitterkeit und überraschten durch die Intoleranz ihrer Überzeugung.

Der Graf de Falloux, der wegen seiner Fallen gefährlich als Polemiker war, ging auf Nebenwegen, schlug unversehens zu und war außerdem ein gewandter Logiker; er hat auch einige außerordentliche Seiten über den Tod der Madame Swetschin geschrieben, deren Schriften er gesam-

melt hatte und die er wie eine Heilige verehrte.

Aber wirklich zum Durchbruch kommt sein Temperament in zwei Broschüren, deren eine 1846 und deren andere 1880 erschienen ist; diese trägt den Titel: »Die nationale Einheit«.

In kaltblütigem Zorn kämpfte dieses Mal der unveröhnliche Legitimist entgegen seinen Gewohnheiten mit offenem Visier und warf statt einer Schlußrede den Ungläubigen diese niederschmetternden Beleidigungen ins Gesicht:

»Und Ihr, systematische Utopisten, die Ihr von der menschlichen Natur abstrahiert, Atheismusfälscher, die Ihr Euch mit Hirngespinsten und Haß nährt, die Ihr die Frauen emanzipiert, Familienzerstörer, Genealogisten der Simonie, Ihr, deren Name einst eine Beleidigung war, seid nur zufrieden: Ihr werdet die Propheten und Eure Schüler die Priester einer erbärmlichen Zukunft gewesen sein!«

Die andere Broschüre trug den Titel: »Die Katholische Partei« und war gegen den Despotismus des »Univers« gerichtet und gegen Veuillot, dessen Name nicht ausgesprochen wurde. Hier begannen die gewundenen Angriffe bereits wieder, Gift tropfte aus jeder Zeile, in denen der Edelmann mit verächtlichen Sarkasmen die Fußtritte seines Gegners abwehrt.

Sie beide verkörperten die beiden Parteien der Kirche, darin die Verschiedenheiten sich in unheilbaren Haß auflösen; de Falloux, hochmütiger und verschlagener, gehörte zu jener liberalen Sekte, in der sich bereits de Montalembert und Cochin, Lacordaire und de Broglie vereinigt hat-

ten; er gehörte ganz und gar dem Ideengut des »Correspondant« an, einer Zeitschrift, die sich bemühte, die herrschsüchtigen Theorien der Kirche mit einem Firnis von Toleranz zu überziehen; Veuillot war weniger fein, offener, verwarf Masken, wies, ohne zu zögern, auf die Tyrannei des ultramontanen Willens und betonte ganz laut das unbeugsame Joch seiner Dogmen.

Der hatte sich zum Kampf eine besondere Sprache fabriziert, in der etwas von La Bruyère und etwas vom Vorstadtstil Gros-Caillois war. Dieser halb-feierliche, halb-burschikose Stil gewann in der Hand dieser brutalen Persönlichkeit eine gefährliche Totschlägerkraft. Von bemerkenswerter Hartnäckigkeit und Tapferkeit hatte er um sich geschlagen, war wie ein Stier auf seine Feinde ohne Unterschied ihrer Parteizugehörigkeit losgerannt und hatte mit diesem fürchterlichen Werkzeug sowohl Freidenker als auch Bischöfe erschlagen. Die Kirche, die diesen Schmugglerstil und diese Bahnwärterposen nicht zuließ, fürchtete ihn; trotzdem setzte er sich dank seinem großen Talent durch, hetzte die ganze Presse auf sich, striegelte in seinen »Pariser Düften« bis aufs Blut, hielt allen Stürmen stand und befreite sich durch Fußtritte von allen kläffenden Federfuchsern, die ihm an die Beine springen wollten.

Leider bestand dieses unbestrittene Talent nur im Handgemenge; in Ruhestellung war Veuillot nur ein mittelmäßiger Schriftsteller; seine Gedichte und Romane waren mit-leiderregend; seine gepfefferte Sprache wurde an der Luft, in der Stille wirkungslos; der katholische Eiferer wurde in der Ruhe mißtönig, hustete banale Litaneien und stammel-

te kindliche Gesänge.

Geschickter, gehaltener und ernster war der von der Kirche hochgeschätzte Apologetiker Ozanam, der Inquisitor der christlichen Sprache. Obwohl es schwer war, ihn zu durchschauen, war des Esseintes doch erstaunt über die Sicherheit dieses Schriftstellers, der von den unerforschlichen Absichten Gottes sprach, wo er besser die Beweise für seine unwahrscheinlichen Behauptungen beigebracht hätte; mit der kaltblütigsten Unverfrorenheit entstellte er die Ereignisse, widerlegte, noch kühner als die Panegyriker der anderen Parteien, die beglaubigten Tatsachen der Geschichte, bescheinigte, daß die Kirche ihre Achtung für die Wissenschaft nie verborgen hätte, bezeichnete Ketzerien als unreine Miasmen, behandelte den Buddhismus und die anderen Religionen so verächtlich, daß er sich sogar entschuldigte, schon mit dem Angriff gegen ihre Lehren die katholische Prosa zu besudeln.

Manchmal hauchte die religiöse Leidenschaft seiner Rednersprache, unter deren Eis ein Strom verhaltener Heftigkeit kochte, eine gewisse Glut ein; in seinen zahlreichen Schriften über Dante, Franziskus, den Autor des »Stabat«, die franziskanischen Dichter, den Sozialismus, das Handelsrecht, kurz, über alles, verteidigte dieser Mann den Vatikan, den er für fehlerfrei hielt und beurteilte ohne Unterschied alle Angelegenheiten nur danach, wieweit sie mit seiner eigenen Sache übereinstimmten oder davon abwichen.

Diese Art, alle Fragen nur von einem Gesichtspunkt aus zu betrachten, besaß auch der armselige Federfuchser, den

manche seinen Gegner nennen: Nettement. Der war weniger Streitbar und tat, als hätte er weniger hochfliegende und mondänere Absichten; mehrmals hatte er das literarische Kloster, in dem Ozanam sich einkerkerte, verlassen, um weltliche Werke zu lesen und zu beurteilen. Tastend hatte er sich an diese Arbeit gemacht, wie ein Kind, das in einen Keller geht, nichts als die Dunkelheit um sich herum sieht und darin nur den matten, wenige Schritte reichenden Kerzenschimmer.

In dieser Ortsunkenntnis, in dieser Finsternis war er überall angestoßen; er sprach von Murger, der »einen zisierten und sorgfältig geschliffenen Stil« schrieb, von Hugo, der das Kranke und Sieche sucht und den er mit de Laprade zu vergleichen wagte, von Delacroix, der keine Regel achtete, von Paul Delaroche und von dem Dichter Reboul, die er in den Himmel hob, weil sie ihm gläubig erschienen.

Des Esseintes konnte vor diesen unglückseligen Neigungen nur die Achseln zucken, zumal sie in einer Prosa dargeboten wurden, deren abgetragener Stoff an jeder Satzecke hängenblieb und zerriß.

Andererseits konnten ihm auch die Arbeiten von Poncejoulet und Genoude, von Montalembert, Nicolas und Carné kein lebhafteres Interesse abnötigen; seine Neigung für die vom Herzog de Broglie mit erlesener Sorgfalt und schätzenswerter Sprachkunst geschriebene Geschichte und seine Vorliebe für die sozialen und religiösen Abhandlungen von Henry Cochin kamen nicht eben stark zum Durchbruch. Seit langem hatte er diese Bücher nicht mehr

angerührt, und die schon ferne Zeit, da er die kindischen Auslassungen des Totengräbers Pontmartin und des dürftigen Féval zur Makulatur geworfen und seinen Dienstboten zu gewöhnlichster Verwendung die Geschichtchen der Aubineau und Lasserre, dieser Chronisten der von Herrn Dupont de Tours und der Heiligen Jungfrau vollbrachten Wunder, gegeben hatte, war gänzlich verschwunden.

Aus dieser Literatur vermochte des Esseintes sich nicht einmal vorübergehende Zerstreung zu verschaffen; deswegen warf er diese Bücherhaufen, die er nach seinem Austritt aus dem Jesuitenkolleg studiert hatte, in den dunkelsten Winkel seiner Bibliothek. — »Ich hätte sie getrost in Paris lassen sollen«, dachte er, als er hinter den anderen Büchern entdeckte, die ihm noch unerträglicher waren, nämlich die Werke des Abbé Lamennais und die des undurchdringlichen, erhaben und geradezu siegreich langweiligen und leeren Sektierers, des Grafen Joseph de Maistre.

Ein einziger Band stand noch in unmittelbarer Reichweite auf einem der Regale: »Der Mensch« von Ernest Hello.

Der war die unbedingte Antithese seiner religiösen Kollegen. Fast isoliert in dieser frommen Gruppe, die vor seiner Art erschrak, hatte Hello schließlich diesen großen Verbindungsweg zwischen Himmel und Erde verlassen; angewidert von der Banalität dieses Weges und entmutigt von den Horden der gelehrten Pilger, die im Gänsemarsch seit Jahrhunderten, einer in den Fußstapfen des anderen, diese ausgetretene Straße gingen und an denselben Stellen dieselben Gemeinplätze über die Religion, die Kirchenväter, dieselben Glaubensauffassungen und dieselben Mei-

ster miteinander austauschten, hatte er Seitenwege eingeschlagen, war auf der düsteren Lichtung Pascals herausgekommen, wo er sich lange aufgehalten hatte, um Atem zu schöpfen, dann war er weitergewandert und war weiter als der Jansenist, den er übrigens verhöhnte, in die Gebiete des menschlichen Gedankens vorgedrungen.

Gewunden und pretiös, doktoral und komplex, erinnerte Hello durch seine eindringlichen, analytischen Spitzfindigkeiten des Esseintes an die tiefen und zugespitzten Studien einiger Psychologen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. In ihm steckte eine Art katholischer Duranty, aber er war dogmatischer und spitzer, ein erfahrener Lupenseher, ein gelehrter Seeleningenieur, ein geschickter Gehirnurmacher, dem es Freude macht, den Mechanismus einer Leidenschaft zu prüfen und sie durch die Arbeitsweise des Räderwerks zu erklären.

In diesem bizarr gestalteten Geist bestanden überraschende Gedankenbeziehungen, Vergleiche und Gegenüberstellungen; dann gab es ein ganzes Verfahren für Wortetymologien, ein Sprungbrett für Gedanken, deren Assoziation bisweilen dünn wurde, aber trotzdem stets erfinderisch und lebhaft blieb.

So hatte er trotz des schlechten Gleichgewichts seine Konstruktionen mit bemerkenswertem Scharfsinn »den Geizigen«, den »mittelmäßigen Menschen« demontiert, »das Gefallen an der Welt« und die »Leidenschaft zum Unglück« analysiert und interessante Vergleiche zwischen den Vorgängen der Fotografie und der Erinnerung angestellt.

Aber diese Geschicklichkeit in der Handhabung, das vervollkommnete Instrument der Analyse zu gebrauchen, das er den Händen der Kirchengegner entrissen hatte, stellte nur die eine Seite seines Temperaments dar.

Noch eine andere existierte in ihm: dieser Geist verdoppelte sich, und die Kehrseite kam zum Vorschein, ein religiöser Fanatiker und biblischer Prophet.

Wie Victor Hugo, an dessen Gedanken- und Satzverrenkungen er hie und da erinnerte, hatte Ernest Hello Gefallen daran gefunden, den heiligen Johannes auf Patmos zu spielen; von der Höhe eines in den Betsälen der Rue Saint-Sulpice angebrachten Felsens herab hielt er das Hochamt und redete den Leser in einer apokalyptischen Sprache an, die manchmal etwas von der Bitterkeit des Propheten Jesajas hatte.

Er tat damals, als wälze er ungeheuerlich tiefe Absichten; ein paar freundliche Leute verkündeten sein Genie, gaben sich den Anschein, als sähen sie in ihm den großen Mann, den Brunnen der Weisheit des Jahrhunderts; vielleicht war er ein Brunnen, aber einer, in dem manchmal kein Tröpfchen zu sehen war.

In seinem Buch »Gottesworte«, darin er die Heilige Schrift paraphrasierte und sich bemühte, ihren nahezu klaren Sinn möglichst zu komplizieren; in einem anderen Werke »Der Mensch«, in seiner Broschüre »Der Tag des Herrn«, die in biblischem, abgehacktem und dunklem Stil verfaßt war, machte er den Eindruck eines rächenden, stolzen und galligen Apostels, oder er entpuppte sich als ein von mystischer Epilepsie befallener Diakon, als ein ta-

lentierter de Maistre, als ein geharnischter und wilder Sektierer.

Des Esseintes war der Meinung, daß diese krankhafte Schamlosigkeit häufig den schöpferischen Auslassungen des Kasuisten den Weg versperre; noch intoleranter als Ozanam, leugnete er entschlossen alles ab, was nicht in seine Pläne paßte, stellte die verblüffendsten Axiome auf, behauptete mit entwaffnender Autorität, die Geologie sei zu Moses zurückgekehrt, die Chemie, überhaupt die gesamte zeitgenössische Wissenschaft bestätige die wissenschaftliche Genauigkeit der Bibel; auf jeder Seite war die Rede von der einzigen Wahrheit und dem übermenschlichen Wissen der Kirche; das Ganze war übersät von mehr als gewagten Aphorismen und wüsten Verwünschungen gegen die Kunst des vergangenen Jahrhunderts.

Zu dieser seltsamen Mischung kam noch die Vorliebe für glückselige Sanftmut, die Übersetzungen der »Visionen« der Angela von Foligno, eines Buches voll unvergleichlich flüssiger Torheit, und Übersetzungen von ausgewählten Werken des Jan van Ruysbroeck des Vortrefflichen, eines Mystikers des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Prosa ein unverständliches, aber reizvolles Amalgam düsterer Ekstasen, schmeichelnder Ergüsse und herber Hingerissenheit war.

Hellos ganze Pose eines vermessenen Priesters war ersichtlich aus der bombastischen Vorrede zu diesem Buch. Er machte darauf aufmerksam, daß »außerordentliche Dinge nur gestammelt werden können«, und er stammelte nun wirklich, daß »das heilige Dunkel, darin Ruysbroeck

seine Adlerflügel breitet, sein Ozean ist, seine Beute, sein Ruhm — die vier Horizonte selbst wären ihm als Mantel zu eng.«

Wie dem auch war — des Esseintes fühlte sich von diesem unausgeglichenen, aber feinen Geist angezogen; die Fusion zwischen dem geschickten Psychologen und dem frommen Schulfuchs war nicht vollzogen worden, und gerade die Erschütterungen, die Inkohärenz machten die Persönlichkeit dieses Mannes aus.

Mit ihm war die kleine Gruppe der Schriftsteller zu nennen, die am äußersten Rande des Kirchenfeldes arbeiteten. Sie gehörten nicht zum Gros der Armee, sondern waren eigentlich die Straßenkämpfer einer Religion, die talentvollen Menschen wie Veuillot oder Hello mit Mißtrauen begegnete, weil sie ihr noch nicht demütig und noch nicht flach genug erschienen; sie brauchte im Grunde genommen Soldaten, die nicht räsionierten, Regimenter von blinden Kämpfern, von Mittelmäßigen, von denen Hello mit der Wut eines Menschen sprach, der ihr Joch erlitten hat; daher beeilte sich der Katholizismus auch, aus seinen Blättern einen seiner Anhänger zu verbannen, einen begeisterten Pamphletisten, der eine ekstatische und präziöse, schalige und wilde Sprache schrieb, Léon Bloy; ebenso hatte er aus seinen Buchhandlungen wie einen Pestkranken und Unreinen noch einen anderen Schriftsteller herausgeworfen, der dabei die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht hatte, das Lob des Katholizismus zu singen: Barbey d'Aurevilly.

Der war allerdings auch zu kompromittierend und zu

wenig gefügig; die anderen beugten sich fast alle vor den Verweisen und traten wieder in Reih- und Glied zurück; er war das »enfant terrible«, und die Partei erkannte ihn nicht an; er lief ihr wirklich wie einem Mädchen nach und schleppte sie dann zerzaust ins Heiligtum. Es bedurfte der ganzen Verachtung, die der Katholizismus für das Talent hat, um zu verhindern, daß eine Exkommunikation nach allen Regeln der Kunst diesen sonderbaren Diener nicht für vogelfrei erklärte, der unter dem Vorwand, seine Gebieter zu ehren, die Scheiben der Kapellen einschlug, mit den heiligen Geräten jonglierte und vor dem Tabernakel Charaktertänze aufführte.

Zwei Arbeiten von Barbey d'Aurevilly hatten für des Esseintes besonderen Reiz, »Der verheiratete Priester« und »Die Teuflischen«. Andere, etwa »Die Behexte«, »Der Chevalier des Touches« oder »Eine alte Mätresse«, waren zwar gewichtiger und abgeschlossener, aber sie ließen des Esseintes kalt, der sich nur für kranke, unterhöhlte und fiebergeschüttelte Werke interessierte.

Mit diesen fast gesunden Büchern hatte Barbey d'Aurevilly beständig zwischen den beiden Gräben der katholischen Religion laviert, die später ineinander übergehen: zwischen dem Mystizismus und dem Sadismus.

In den beiden Bänden, in denen des Esseintes blätterte, hatte Barbey jede Vorsicht außer acht gelassen, hatte mit verhängten Zügeln seinem Pferde freien Lauf gelassen und war in vollem Galopp dahingerast bis zum äußersten Ende des Weges.

Die geheimnisvollen Schauer des Mittelalters schweb-

ten über dem unwahrscheinlichen Werk »Der verheiratete Priester«; Magie vermischte sich mit Religion, Beschwörungen mit Gebeten, und erbarmungsloser, wilder als der Böse quälte der Gott der Erbsünde ohne Unterlaß die unschuldige Calixte, seine Verdammte, die er mit einem roten Kreuz auf der Stirn zeichnete, wie er einst durch einen Engel die Häuser der Ungetreuen zeichnen ließ, die er töten wollte.

Diese von einem nach langem Fasten delirierenden Mönch konzipierten Szenen entrollten sich im launischen Stil eines Fieberkranken; unglücklicherweise scheinen einige dieser gleich galvanisierten Coppelien à la E. T. A. Hoffmann zerrütteten Geschöpfe, etwa Néel de Néehou, in den Augenblicken der Ruhe nach einer Krise erdacht worden zu sein, und sie paßten nicht in diese Umgebung düsteren Wahnsinns, in das sie jene unfreiwillige Komik brachten, wie sie der Anblick eines kleinen Stutzers aus Zink auslöst, der in weichen Schuhen auf dem Sockel einer Uhr ins Horn bläst.

Nach diesen mystischen Abschweifungen hatte der Schriftsteller eine Zeit der Ruhe; dann geschah ein schrecklicher Rückfall.

Der Glaube, daß der Mensch wie Buridans Esel ein Wesen ist, das zwischen zwei gleichgroßen abwechselnd siegreichen Kräften hin- und hergezerrt wird; die Überzeugung, daß das menschliche Leben nur ein ungewisser Kampf zwischen Himmel und Erde ist; der Glaube an zwei gegensätzliche Mächte, Satan und Christus, mußte unweigerlich inneren Zwiespalt heraufbeschwören, darin die

vom ewigen Kampf erschöpfte, durch Versprechungen und Drohungen gleichsam erhitzte Seele sich schließlich selbst aufgibt und sich der Partei ausliefert, deren Nachstellungen am hartnäckigsten waren.

Im »Verheirateten Priester« singt Barbey d'Aureville das Lob Christi, dessen Versuchungen Erfolg hatten; in den »Teuflischen« gibt er dem Teufel nach, den er feiert, und da kommt der Sadismus zum Vorschein, dieser Bestand des Katholizismus, den diese Religion in jeglicher Gestalt mit seinen Beschwörungen und Scheiterhaufen jahrhundertlang verfolgt hat.

Dieser interessante und schwer zu definierende Zustand kann allerdings nur in der Seele eines Ungläubigen entstehen; er besteht nicht nur darin, daß man sich den sinnlichen Ausschweifungen hingibt, die blutige Mißhandlungen noch aufreizender gestalten, denn dann wäre er nur eine Abweichung der genetischen Sinne, eine auf den Punkt ihrer vollsten Reife gelangte Satyriasis; er besteht vor allem in praktischer Gotteslästerung, in moralischer Rebellion, in geistiger Ausschweifung, in ganz idealer, ganz christlicher Verirrung; er liegt auch in einer von Furcht gedämpften Freude, in einer Freude, die der Befriedigung entspricht, die Kinder empfinden, wenn sie nicht gehorchen und mit verbotenen Dingen spielen, einzig und allein aus dem Grunde, daß die Eltern ihnen gerade diese Beschäftigung verboten haben.

Wenn der Sadismus nicht ein Sakrileg miteinbegriffe, so hätte er keine Existenzberechtigung; andererseits kann das Sakrileg, das seinen Ursprung in der Existenz der Religion

an sich hat, absichtlich und hartnäckig nur von einem Gläubigen vollzogen werden, denn kein Mensch hätte Sehnsucht danach, einen Glauben zu profanieren, der ihm gleichgültig oder unbekannt wäre.

Die Kraft des Sadismus, seine Anziehungskraft beruht also vollkommen in der verbotenen Freude, Satan die Huldigungen und Gebete darzubringen, die Gott gebühren, also auch in der Nichteinhaltung der katholischen Gebote, denen man auch in der Umkehrung folgt, indem man, um Christus gründlich zu beschimpfen, gerade die Sünden begeht, die er am ausdrücklichsten verflucht hat: die Schändung des Kultus und die Sinnenorgie.

Im Grunde ist dieser Fall, dem der Marquis de Sade seinen Namen vermacht hat, ebenso alt wie die Kirche; im achtzehnten Jahrhundert hatte er geradezu gewütet und brachte durch ein einfaches atavistisches Phänomen die gottlosen Hexensabbatgebräuche des Mittelalters wieder mit sich.

Beim Lesen des »Malleus maleficorum«, des entsetzlichen Kodex Jacob Sprengers, der der Kirche die Möglichkeit gab, Tausende von Nekromanten und Zauberern zu verbrennen, erkannte des Esseintes im Hexensabbat alle obszönen Gebräuche und Blasphemien des Sadismus wieder. Außer den üblichen widerlichen Szenen, die der Böse liebt, den Nächten, darin die Paare sich in verworfenster Weise umarmten und in geiler Brunst Blut verspritzten, fand er in diesem Werk die Parodie auf Prozessionen, die Beschimpfungen Gottes, die Ergebenheit für den Teufel, den man pries: Wein und Brot wurde verflucht, und auf

dem Rücken einer Frau, die auf allen vieren stand und deren nackter, dauernd besudelter Steiß als Altar diente, wurde die schwarze Messe zelebriert und die Anwesenden nahmen das Abendmahl zum Hohn in Gestalt einer schwarzen Hostie, in die das Abbild eines Bockes gepreßt war.

Diese Flut unreinen Spottes und niedrigster Verruchtheit war offensichtlich beim Marquis de Sade, der seine fürchterlichen Lüste mit gottschänderischen Schmähungen würzte.

Er heulte gen Himmel, rief Luzifer an, behandelte Gott als elenden Sünder, Verbrecher und Narren, spie auf das Abendmahl und hoffte, durch verworfenste Schändung eine Gottheit zu besudeln, von der er hoffte, daß sie ihn verdammen würde, während er, um sie noch stärker herauszufordern, sogar ihre Existenz leugnete.

Diesen Seelenzustand streifte Barbey d'Aureville. Ging er nicht so weit wie der Marquis de Sade, um fürchterliche Flüche gegen den Heiland auszustoßen; behauptete er, vorsichtiger oder ängstlicher, immer noch die Kirche ehren zu wollen, so stellte er wie im Mittelalter auch an den Teufel seine Forderungen: Auch er glitt, um Gott zu schmähren, in eine dämonische Erotomanie hinüber, ersann sinnliche Ungeheuerlichkeiten und entlehnte sogar der »Philosophie im Boudoir« eine bestimmte Episode, die er neu würzte, als er die Erzählung »Das Diner eines Atheisten« schrieb.

Dieses überreizte Buch ergötzte des Esseintes; daher hatte er auch ein Exemplar der »Teuflischen«, bischofslila,

kardinalsrot umsäumt, auf echtem, von den Auditoren in Rot gesegneten Pergament in Lettern drucken lassen, deren doppeltgespaltene Haken, deren zu Schweifen und Krallen zurückgebogenen Schnörkel eine satanische Form hatten.

Nach einigen Gedichten von Baudelaire, die, als Nachahmung nächtlicher Sabbatgesänge, höllische Litaneien feiern, war dieser Band unter allen Werken der zeitgenössischen apostolischen Literatur das einzige, das von jener gleichzeitig frommen und unfrommen Geistesverfassung zeugte, zu der die von neurotischen Anfällen besonders stark betonten Nachtseiten des Katholizismus des Esseintes oft getrieben hatten.

Mit Barbey d'Aureville fand die Reihe der religiösen Schriftsteller ihr Ende; eigentlich gehörte dieser Paria in jeder Beziehung eher zur weltlichen Literatur als zu jener anderen, die ihm den Platz abschlug, auf den er Anspruch erhob; seine Sprache war verwildert romantisch, voll gewundener Ausdrücke, ungebräuchlicher Wendungen, übertriebener Vergleiche; mit Peitschenschlägen jagte sie die Sätze vor sich her, die knallend dahinschossen. D'Aureville war inmitten aller Wallache, die die ultramontanen Ställe bevölkerten, der einzige Hengst.

Des Esseintes stellte diese Betrachtungen an, als er blättern einige Stellen aus dem Buch las; er verglich diesen nervösen und farbigen Stil mit dem lymphatischen und starren seiner Kollegen, und ihm fiel die Sprachentwicklung ein, die Darwin so richtig dargelegt hat.

Barbey war mit den weltlichen Schriftstellern zusam-

mengekommen, inmitten der romantischen Schule aufgewachsen, mit den Neuerscheinungen vertraut und an deren Umgang gewöhnt, und so verfügte er notgedrungen über eine Sprache, die seit dem großen Jahrhundert zahlreiche, einschneidende Veränderungen erfahren und sich erneuert hatte.

Die Kleriker dagegen, die, auf ihr Gebiet beschränkt, in alte und stets gleiche Bücher festgerannt, ohne Kenntnis der literarischen Bewegungen der Jahrhunderte, auch entschlossen waren, sich die Augen ausbrennen zu lassen, um sie nicht sehen zu müssen, mußten sich einer unveränderlichen Sprache bedienen, jener Sprache des achtzehnten Jahrhunderts, die die in Kanada ansässigen Nachkommen von Franzosen heute noch schreiben und sprechen, ohne daß eine Auslese von Wendungen oder Wörtern sich in ihrem, von der ehemaligen Hauptstadt isolierten und auf allen Seiten von der englischen Sprache umgebenen Idiom hätte vollziehen können.

Da verkündete der silberne Klang einer kleinen Glocke des Esseintes, daß sein Frühstück bereit war. Er ließ seine Bücher liegen, trocknete sich die Stirn, ging ins Eßzimmer und sagte sich, daß unter all diesen Bänden Barbey d'Aurevillys Werke die einzigen wären, deren Gedanken und deren Stil die Feinheiten, krankhaften Färbungen und den Überreife-Geschmack aufwiesen, den er bei den dekadenten, lateinischen Mönchsschriftstellern von einst so gern genoß.

XIII

Der Sommer löste sich auf; in diesem Jahr gerieten alle Jahreszeiten durcheinander; nach Stürmen und Nebeln siedeheißer Himmel am Horizont wie glühendes Blech. In zwei Tagen folgten ohne jeden Übergang dem feuchtkalten Nebel und den Regengüssen glühende Hitze und eine Atmosphäre von erdrückender Schwere. Wie von wütenden Schüreisen angefacht, öffnete sich die Sonne wie ein Ofenschlund und dolchte fast weißes, schmerzendes Licht in die Augen; Flammenstaub erhob sich von den erhitzten Wegen, rollte die trockenen Gräser zusammen und röstete den gelblich versengten Rasen; die Ausstrahlung der kalkweiß getünchten Mauern, die auf den Zinkdächern entzündeten und auf den Fensterscheiben widergespiegelten Lichter blendeten; die Temperatur einer Schmelzgießerei lastete auf des Esseintes' Wohnung.

Halbnackt öffnete er ein Fenster: ofenheiß wehte es ihm ins Gesicht; das Speisezimmer, wohin er sich flüchtete, war glühendwarm, die verbrauchte Luft kochte. Er setzte sich, niedergeschlagen, denn die Überspannung, die ihn aufrecht hielt, seitdem er vor sich hinträumte und in seinen Büchern blätterte, ließ nun nach.

Gleich allen Neurotikern warf ihn die Hitze um, die durch die Kälte gebremste Blutarmut machte weitere Fort-

schritte und schwächte den von Schweißverlusten ohnedies mitgenommenen Körper noch mehr.

Das Hemd klebte am feuchten Rücken; mit erschlafte Beinen und Armen, nasser Stirn saß des Esseintes, dem salzige Schweißtropfen über die Wange liefen, in seinem Stuhl; in diesem Augenblick wurde ihm vom Anblick des Fleisches, das auf dem Tisch stand, geradezu übel; er ließ es fortnehmen, bat um weiche Eier, versuchte, ein paar Brotschnitten zu essen. — Sie blieben ihm im Hals stecken; Übelkeiten stiegen ihm auf die Lippen; er trank einige Tropfen Wein, die wie Feuer brannten. Er trocknete sich das Gesicht; der eben noch laue Schweiß war kalt und lief ihm die Schläfen herunter; er begann kleine Eisstückchen zu lutschen, um die Magenschmerzen zu betäuben; vergeblich.

Eine unendliche Schwäche warf ihn auf den Tisch; er bekam keine Luft, stand auf, aber die Schnitten blähten sich und stiegen langsam wieder in die Speiseröhre, die sie versperrten. Niemals hatte er sich so unruhig, so zerschlagen, so wenig in Ordnung befunden; dazu sah er schlecht, er sah die Gegenstände doppelt, und sie drehten sich um sich selbst; die Entfernungen waren aufgehoben; sein Glas erschien ihm eine Meile weit fort; er sagte sich selbst, daß er das Spiel von Illusionen und unfähig sei, dagegen anzukämpfen; er streckte sich im Salon auf dem Sofa aus, aber das schlingerte wie ein Schiff, und ihm wurde wieder schlecht; er stand wieder auf und beschloß, die Verdauung der Eier zu beschleunigen.

Er ging ins Eßzimmer zurück und verglich sich in dieser

Kabine melancholisch mit einem Seekranken; zitternd lenkte er seine Schritte zum Schrank, prüfte die Mundorgel, öffnete sie nicht und nahm aus dem Regal darüber eine Flasche Benediktiner, die er ihrer Form wegen aufgehoben hatte: sie schien ihm sanftwollüstige und vage mystische Gedanken auszustrahlen.

Im Augenblick jedoch blieb er kalt; mit stumpfem Blick betrachtete er die dunkelgrüne, bauchige Flasche, die sonst in ihm Gedanken an mittelalterliche Klöster wachrief; die Flasche mit ihrem Mönchsbauch, ihrem mit Pergament bedeckten Pfropfen und Hals, ihrem roten Wachssiegel war wie eine Bulle am Halse plombiert und trug auf gleichsam vergilbtem, matten Papier eine klingende lateinische Bezeichnung: liquor Monachorum Benedictinorum Abbatiae Fiscanensis.

Unter diesem ganz priesterlichen Gewand mit dem Kreuz und den kirchlichen Initialen: D. O. M., unter dem Pergament, den Signaturen und einer authentischen Urkunde schlummerte eine safranfarbene Flüssigkeit von erlesener Feinheit. Sie strömte ein Aroma von Seegras aus, zu dem etwas von durch Zucker gedämpften Jod- und Bromuntertönen kam; sie reizte den Gaumen mit Weingeistglut, die jedoch unter einer ganz jungfräulichen, geradezu nonnenhaften Leckerhaftigkeit verborgen war, sie schmeichelte der Nase durch einen Stich Lüsternheit, die in eine kindliche und fromme Zärtlichkeit gehüllt war.

Diese Scheinheiligkeit, das Ergebnis des Zwiespaltes von Behälter und Inhalt, zwischen dem liturgischen Umriß der Flasche und der weiblichen, ganz modernen Seele, hat-

te ihn früher in Träume gewiegt; lange hatte er beim Anblick dieser Flasche an die Mönche gedacht, die sie verkaufen, an die Benediktiner der Abtei Fécamp, die zu der durch ihre historischen Arbeiten berühmten Kongregation von St. Maur gehören, nach den Regeln des heiligen Benedikt leben, die Vorschriften der weißen Mönche von Cîteaux und der schwarzen Mönche von Cluny jedoch nicht befolgen. Sieghaft erschienen sie ihm, wie sie die Retorten erhitzten und in Destillierkolben gewaltige Heilmittel und unbestreitbare Wunder erzeugten.

Er trank einen Tropfen von diesem Likör und hatte während einiger Minuten etwas Erleichterung; bald aber brannte das Feuer, das eine Träne Wein in seinen Eingeweiden entzündet hatte, noch stärker. Er warf seine Serviette fort, ging in sein Arbeitszimmer zurück und schritt auf und ab; es Team ihm vor, als befände er sich unter einer Saugglocke, wo es immer luftleerer würde, und ein Schwächezustand von grausamer Sanftheit floß ihm vom Gehirn aus durch alle Glieder. Er nahm sich zusammen — aber er hielt es nicht mehr aus, und, vielleicht zum erstenmal seit seiner Ankunft in Fontenay, flüchtete er in seinen Garten und warf sich unter einen Baum, der einen Kreis von Schatten um ihn legte; ganz verwirrt saß er auf dem Rasen und betrachtete die Gemüsebeete, die sein Personal angelegt hatte. Er sah sie an, aber erst nach einer Stunde bemerkte er sie, denn ein grünlicher Nebel schwamm vor seinen Augen und ließ ihn wie auf dem Grunde eines Gewässers nur unbestimmte Bilder sehen, deren Anblick und Farben ständig wechselten.

Schließlich gewann er sein Gleichgewicht wieder, und er konnte deutlich Zwiebeln und Kohl unterscheiden; weiterhin ein Salatbeet und ganz hinten den Zaun entlang weiße Lilien, die unbewegt in der schweren Luft standen.

Ein Lächeln kräuselte seine Lippen, denn plötzlich erinnerte er sich des seltsamen Vergleichs des alten Nicanor, der den Stempel der Lilien der Form nach mit den Genitalien eines Esels vergleicht; ebenso fiel ihm eine Stelle aus Albertus Magnus ein, und zwar die, wo dieser Wundertäter erklärt, wie man mit einem höchst einfachen Mittel, mit Hilfe von Lattich, erkennen kann, ob ein Mädchen noch Jungfrau ist.

Diese Erinnerungen heiterten ihn etwas auf; er prüfte den Garten, interessierte sich für die in der Hitze verdorrten Pflanzen und für die Ländereien, die im feurigen Pulverstaub der Luft glühten; dann bemerkte er oberhalb der Hecke, die den Garten vom ansteigenden Weg nach dem Fort längshin trennte, ein paar Jungen, die heruntollten.

Er beobachtete sie aufmerksam, als noch ein anderer, kleinerer, erbärmlich anzusehender Bengel dazukam; seine struppigen Haare waren voller Sand, zwei grüne Kugeln hingen unter der Nase, um seine widerlichen Lippen war weißes Fett geschmiert, das von einem mit grüner Schalotte durchhackten Weichkäse auf Brot herrührte.

Des Esseintes zog die Luft ein; eine Perversion, ein Gelüst bemächtigte sich seiner; diese widerliche Stulle ließ ihm das Wasser im Munde zusammenlaufen. Ihm schien es, als ob sein Magen, der jede Nahrung verweigerte, diese

widerliche Speise verdauen und sein Gaumen einen großen Genuß empfinden würde.

Mit einem Satz sprang er auf, lief in die Küche, befahl, man sollte im Dorf einen Laib Brot, weißen Käse und Schlotte holen und ihm genau so eine Stulle machen, wie der Bengel draußen sie gerade verschlang, und kehrte dann in den Garten zurück, um sich wieder unter seinen Baum zu setzen.

Die Jungen balgten sich jetzt. Sie entrissen sich Brotfetzen, die sie sich in den Mund stopften, wobei sie die Finger ablutschten. Es hagelte Faustschläge und Fußtritte, die Schwächsten lagen am Boden, wälzten sich und schrien erbärmlich unter den Hieben, die auf ihre Hintern sausten.

Dieses Schauspiel belebte des Esseintes wieder: Sein Interesse am Kampf lenkte ihn von seinem Leiden ab; beim Anblick des erbitterten Streits zwischen den Rängen dachte er an das grausame und fürchterliche Gesetz des Existenzkampfes, und obwohl diese Kinder minderwertig waren, konnte er nicht umhin, an ihr Schicksal zu denken, und er war der Meinung, es wäre besser, ihre Mutter hätte sie nicht zur Welt gebracht.

Schorf, Ausschläge, Krämpfe, Fieber, Masern und Ohrfeigen von Kindesbeinen an; Fußtritte und verdummende Arbeit vom dreizehnten Jahr ab; Frauenbetrug, Krankheiten und Hahnreitung im Mannesalter; und auf dem absteigenden Ast abermals Krankheiten und Todeskämpfe in einem Armenhaus oder im Krankenhaus.

Und alles in allem war die Zukunft für sie alle gleich —

keiner konnte den anderen beneiden. Die Reichen hatten in anderer Umgebung dieselben Leidenschaften, dieselben Sorgen, dieselben Mühen, dieselben Krankheiten und auch dieselben, mittelmäßigen Vergnügungen — mögen sie nun alkoholischer, literarischer oder körperlicher Natur sein. Ja, es gab sogar so etwas wie eine Entschädigung für alle Leiden, eine Art Gerechtigkeit, die das Gleichgewicht des Unglücks zwischen den Klassen wiederherstellte: die Armen trugen körperliche Schmerzen leichter als der schwächere und weniger abgehärtete Körper des Reichen.

»Welch ein Wahnsinn, Kinder zu zeugen!« dachte des Esseintes. Und dabei haben die Kirchenmänner, die das Gelübde der Unfruchtbarkeit ablegen, die Inkonsequenz so weit getrieben, Vincent de Paul heilig zu sprechen, weil er Unschuldigen unnütze Qualen vorbehält!

Dank seinen grauenhaften Maßnahmen hatte dieser jahrelang den Tod unvernünftiger und gefühlloser Wesen hinausgeschoben; die aber wurden später verständig, jedenfalls aber fähig, zu leiden, sie konnten die Zukunft voraussehen, und den Tod erwarten und fürchten, den sie nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten — ja manche riefen ihn herbei aus Haß gegen die Verurteilung zum Leben, die ihnen auf Grund eines unsinnigen theologischen Kodex angetan wurde!

Und nach dem Tod dieses Greises hatten seine Ideen an Geltung noch gewonnen; man las ausgesetzte Kinder auf, statt sie sacht entschlafen zu lassen, ohne daß sie es merkten — denn das Leben, das man ihnen ließ, wurde mit jedem Tag härter und strenger! Unter dem Vorwand von

Freiheit und Fortschritt hatte die Gesellschaft noch das Mittel entdeckt, die elende Lage des Menschen zu verschlechtern: sie entriß ihn seinem Heim, steckte ihn in ein lächerliches Kostüm, gab ihm Spezialwaffen in die Hand, zwang ihn in die gleiche Sklaverei, aus der man aus Mitleid die Neger einst befreit hatte, und all das, um ihn dazu auszubilden, seinen Nächsten zu ermorden, ohne aufs Schafott zu kommen wie die gewöhnlichen Mörder, die allein, ohne Uniformen, mit weniger lauten und langsameren Waffen vorgehen.

»Merkwürdige Zeit!« dachte des Esseintes, »sie appelliert an die Interessen der Menschheit und vervollkommenet die Mittel, Gefühllosigkeit gegen körperliche Schmerzen zu erzeugen; gleichzeitig aber erfindet sie solche Reizmittel zur Erhöhung des seelischen Schmerzes!«

Ach, wenn jemals die überflüssige Zeugung abgeschafft werden müßte, dann jetzt! Aber auch dann noch wären die von Leuten à la Portalis oder Homais erlassenen Gesetze wild und befremdend

Die Justiz fand Unterschlagungen in Dingen der Zeugung ganz natürlich; das war eine anerkannte Tatsache; es gab keinen noch so reichen Haushalt, der seine Kinder nicht Spülungen überließ oder andere Kunstgriffe anwandte, die man öffentlich und ungehindert pries, ohne daß es übrigens irgend jemand eingefallen wäre, auch nur im geringsten Anstoß daran zu nehmen. Und wenn diese Vorsichtsmaßregeln und Kniffe nicht ausreichten, wenn die Sache nicht klappte und man zu wirksameren Mitteln griff — ja, dann gab es nicht genug Gefängnisse, nicht ge-

nug Besserungs- und Strafanstalten, um die Leute einzusperren, die, im guten Glauben übrigens, von anderen Leuten verurteilt wurden, die am gleichen Abend im Ehebett ihr Bestes taten, um keine Kinder zu erzeugen!

Der Betrug selbst war also kein Verbrechen, aber die Wiedergutmachung dieses Betrugs war eins!

Für die Gesellschaft galt als ein Verbrechen der Akt, der darin bestand, ein Lebewesen zu töten; durch die Abtreibung eines Fötus jedoch zerstörte man ein Tier, das ungestalter, weniger lebendig und bestimmt gefühlloser und häßlicher ist als ein Hund oder eine Katze, die man ungestraft nach der Geburt erwürgen darf!

Man muß hinzufügen, dachte des Esseintes, daß der Gerechtigkeit halber niemals der ungeschickte Mann, der schleunigst verschwindet, sondern meistens die Frau, das Opfer der Ungeschicklichkeit, dafür büßen muß, einen Unschuldigen vor dem Leben bewahrt zu haben!

Und mußte die Welt wirklich voller Vorurteile sein, um so natürliche Vorgänge zu unterdrücken, die der primitive Mensch, der Polynesier rein aus seinem Instinkt heraus zu tun getrieben wird!

Der Diener unterbrach des Esseintes' mitleidige Gedanken: Auf einem vergoldeten Silbertablett reichte er ihm die gewünschte Schnitte. Ihm wurde übel; er hatte nicht den Mut, in dieses Brot zu beißen, denn die Überreizung des Magens hatte nachgelassen; das Gefühl grauenhaften Zerschlagenseins überfiel ihn wieder; er mußte aufstehen; die Sonne stieg und schien auch auf seinen Platz; die Hitze wurde drückender und stärker.

— »Werfen Sie die Stulle den Kindern zu, die sich da auf der Straße balgen«, sagte er zum Diener. »Mögen die Schwächsten verprügelt werden und kein Stück abbekommen und obendrein eine tüchtige Tracht Prügel empfangen, wenn sie mit zerrissenen Hosen und verbeulten Augen heimkommen; das wird ihnen einen Vorgesmack vom Leben geben, das auf sie wartet!« Er ging ins Haus zurück und setzte sich ermattet in einen Sessel.

— »Ich muß aber unbedingt versuchen, wenigstens etwas zu mir zu nehmen«, sagte er sich. Und er tauchte ein Biskuit in einen alten Constantia von J.-P. Cloete, von dem er noch einige Flaschen im Keller hatte.

Dieser Wein, der die Farbe von leicht angesengten Zwiebelschalen hatte und etwas nach altem Malaga und Porto schmeckte, aber dabei doch einen besonderen, etwas zuckrigen Geschmack mit einem Nachgeschmack von kondensierten und gezuckerten Trauben hatte, vermochte ihn einst zu stärken, sogar seinem durch erzwungenes Fasten geschwächten Magen neue Kraft zu verleihen; aber auch dieses sonst so zuverlässige Getränk versagte. Nun hoffte er, daß vielleicht ein sanftes Getränk die Hitze, die ihn verbrannte, dämpfen könnte, und er trank einen Nalifka, einen russischen Likör in einer mattgoldenen Flasche; auch dieser dickflüssige Himbeersirup blieb unwirksam. O, die Zeit lag schon lange zurück, da des Esseintes sich der besten Gesundheit erfreute und mitten in der Hundstagshitze in einen Schlitten stieg, sich in Pelze hüllte, sie dicht über die Brust zog und sich bemühte zu frösteln und mit den Zähnen zu klappern, indem er dachte; »Der Wind

ist ja eisig — ist das kalt, ist das kalt.« Und fast war es ihm gelungen, sich einzureden, es sei kalt!

Seitdem er an wirklichen Leiden litt, halfen diese Mittel leider nicht mehr.

Dabei konnte er auch kein Laudanum nehmen; statt ihn zu beruhigen, erregte ihn dieses Beruhigungsmittel so, daß er keine Ruhe fand. Einst hatte er sich durch Opium und Haschisch Visionen verschaffen wollen, aber diese beiden Substanzen hatten Brechreiz und intensive Störungen hervorgerufen; er hatte sofort darauf verzichten und ohne die Hilfe dieser Stimulantia von seinem Hirn allein erzwingen müssen, ihn dem Leben ins Reich der Träume zu entrücken.

»Welch ein Tag!« sagte er sich; er wischte sich den Hals mit einem Schwamm ab und fühlte dabei, wie der Rest von Kraft, der ihm noch blieb, sich in neuen Schweißausbrüchen auflöste; überdies ließ ihn eine fieberhafte Unruhe nicht stillsitzen; und wieder irrte er durch seine Zimmer und versuchte hintereinander alle Sitzgelegenheiten. Müde setzte er sich schließlich vor seinen Schreibtisch, stützte sich auf die Platte, und mechanisch, gedankenlos, nahm er einen Astrolabus in die Hand, der als Briefbeschwerer auf einem Stoß Bücher und Rechnungen lag.

Er hatte dieses Instrument aus vergoldetem Kupfer, das aus Deutschland stammte und aus dem siebzehnten Jahrhundert war, bei einem Antiquar in Paris nach einem Besuch des Museums von Cluny gekauft; lange hatte er sehnsüchtig vor einem wundervollen Astrolabus aus ziselierendem Elfenbein gestanden, dessen kabbalistische Art ihn

gefesselt hatte.

Dieser Briefbeschwerer ließ einen ganzen Schwarm von Erinnerungen in ihm auffliegen. Durch den Anblick der Kostbarkeit gelenkt und in Bewegung gesetzt, verließ sein Gedankengang Fontenay, wanderte nach Paris in den Antiquitätenladen, wo er sie erstanden hatte, dann ins Musée des Thermes, und im Geiste sah er den Elfenbeinastrolabus wieder, während seine Augen, ohne zu sehen, den Kupferastrolabus auf dem Tisch vor ihm weiter betrachteten.

Dann verließ er das Museum, bummelte herum, ohne die Stadt zu verlassen, schlenderte durch die Rue du Sommerard und den Boulevard Saint-Michel, ging in die Nebengassen und blieb vor bestimmten Läden stehen, deren Kundschaft und Aufmachung ihm manches Mal aufgefallen war.

Durch den Astrolabus angeregt und von ihm ausgehend, endete diese Reise des Geistes vor den Frauenkneipen des Quartier Latin.

Er erinnerte sich an die Unmenge dieser Lokale in der Rue Monsieur-le-Prince und im Teil der Rue Vaugirard, der ans Odeon grenzt; manchmal kamen sie hintereinander wie die alten Riddecks in der Rue du Canal-aux-Harengs in Antwerpen mit ähnlichen Fenstern.

Durch halboffene Türen und durch Fenster, die durch buntes Papier oder Vorhänge nur ungenügend verdunkelt waren, erinnerte er sich, Frauen gesehen zu haben, die schleppend und mit vorgestrecktem Hals wie Gänse einhergingen; andere streckten sich auf Bänken aus, wetzten ihre Ellbogen an den Marmortischen, sangen vor sich her

und rieben die Schläfen an den aufgestützten Fäusten; noch andere standen tändelnd vor Spiegeln und fingerten mit den Fingerspitzen in ihrem zurechtgemachten Haar; noch andere schließlich nahmen aus Geldkatzen mit verbogener Feder Silberstücke und Kleingeld und häuften die Münzen methodisch in kleinen Haufen vor sich auf.

Die meisten hatten grobe Züge, rauhe Stimmen, weiche Brüste und geschminkte Augen, und alle, gleich Automaten, die mit dem gleichen Schlüssel auf einmal aufgezogen worden sind, sprachen im gleichen Ton die gleiche Aufforderung aus, gaben mit dem gleichen Lächeln die gleichen doppeldeutigen Äußerungen und verworrenen Überlegungen zum besten.

Gedankenassoziationen bildeten sich in des Esseintes' Geist, der jetzt, da er in der Erinnerung diesen Wirrwarr von Kneipen und Straßen gleichsam aus der Vogelperspektive sah, zu einer Schlußfolgerung kam.

Er begriff die Bedeutung dieser Cafés, die dem Seelenzustand einer ganzen Generation entsprach, und daraus löste sich die Synthese der Epoche ab.

Und in der Tat standen die Symptome eindeutig fest; die Bordelle verschwanden, und sobald sich eines schloß, wurde eine solche Kneipe eröffnet.

Diese Verminderung der gegen verschwiegene Liebschaften unterlegenen Prostitution hatte ihre Ursache augenscheinlich in den unverständlichen Illusionen des Menschen in bezug auf körperliche Dinge.

So ungeheuerlich es scheinen mochte, diese Kneipe erfüllte ein Ideal.

Obwohl der Hang zur Nützlichkeit, vererbt und durch frühreife Unhöflichkeiten und beständige Roheiten der Kameraden verstärkt, die zeitgenössische Jugend bedenklich unerzogen und ebenso rätselhaft positiv und kalt gemacht hatte, hatte sie trotzdem auf dem Grunde ihres Herzens eine alte blaue Blume bewahrt: ein altes, verschwommenes Ideal.

Kochte dieser Jugend das Blut, vermochte sie sich nicht dazu zu entschließen, einzutreten, sich zu bedienen, zu zahlen und hinauszugehen; in ihren Augen war das Bestialität, als werfe ein Hund sich ohne Zaudern auf irgendeine Hündin; dann floh auch die unbefriedigte Eitelkeit diese Häuser, darin es keinen scheinbaren Widerstand, keinen Scheinsieg gegeben hatte, auch keinen erhofften Vorzug oder gar großzügigen Nachlaß auf Seiten der Händlerin, die ihre Zärtlichkeiten nach dem Preise bemaß. Dagegen schonte das Werben um eine Schankkellnerin alle Empfindsamkeit des Herzens, alle Zartheit des Gefühls. Man machte sie einander streitig, und die, denen sie dank großen Summen ein Stelldichein zu geben geruhte, konnten sich guten Glaubens einbilden, sie hätten einen Nebenbuhler ausgestochen und seien der Gegenstand einer ehrenvollen Auszeichnung und seltenen Gunst.

Und doch war dieser gezähmte Zustand ebenso dumm, ebenso eigennützig, ebenso häßlich und widerlich wie der in den Freudenhäusern. Es wurde genauso getrunken ohne Durst, gelacht ohne Grund — man verging unter den Liebkosungen eines Zuhälters, den man beschimpfte, und lag sich, ohne Grund, in den Haaren; trotz allem hatte die

Pariser Jugend damals noch nicht eingesehen, daß die Schankkellnerinnen, vom Standpunkt der plastischen Schönheit aus und in bezug auf Stellungen und nötige Kniffe den in Luxussalons eingesperrten Frauen bei weitem unterlegen waren! »Mein Gott«, sagte sich des Esseintes, »was für Narren sind doch die Menschen, die um diese Kneipen streichen; denn außer ihren lächerlichen Illusionen geraten sie in die Gefahr, zu vergessen, wie gefährlich diese zurechtgemachten und verdächtigen Lüste sind, sie beachten nicht mehr das Geld, das sie für ihre Zechen verausgaben und das die Wirtin im voraus veranschlagt, sie vergessen die verlorene Zeit, die sie warten mußten, damit verspätete Lieferung den Preis des Kaufes erhöhen konnte, und das ewige Hinausschieben in der Bestimmung und Auszahlung der Trinkgelder!«

Diese blöde, mit praktischer Wildheit vereinigte Sentimentalität stellte den herrschenden Gedanken des Jahrhunderts dar; dieselben Leute, die ihrem Nächsten ein Auge ausgeschlagen hätten, um zehn Sous zu verdienen, verloren jeden Blick, jede Witterung vor diesen schielenden Schankdirnen, die sie mitleidlos schröpften und ihnen unablässig Geld abnahmen. Industrien arbeiteten, Familien zermalmten einander aus geschäftlichen Gründen, um sich das Geld aus der Tasche locken zu lassen von ihren Söhnen, die sich von Frauen neppen ließen, und die wieder wurden von ihren wahren Geliebten geplündert!

In ganz Paris, vom Osten zum Westen, vom Süden zum Norden, war es eine Kette von Betrügereien, ein Zusammenstoß von organisierten Diebstählen, der sich von ei-

nem zum anderen fortpflanzte, und alles, weil man es verstand, die Leute, statt sie sofort zufriedenzustellen, geduldig warten zu lassen und immer wieder zu vertrösten.

Im Grund bestand die Zusammenfassung menschlicher Weisheiten darin, die Dinge in die Länge zu ziehen; nein, und dann schließlich doch ja zu sagen; denn man beherrscht die Generationen nur, wenn man ihnen etwas vormacht!

»Ja«, seufzte des Esseintes, »wenn es mit dem Magen auch so ginge!« — Und ein heftiger Magenkrampf brachte seinen Geist, der eine weite Wanderung unternommen hatte, wieder nach Fontenay zurück.

XIV

Einige Tage vergingen schlecht und recht, der Magen ließ sich täuschen, aber eines Tages konnte des Esseintes den Fettgeruch eingelegter Heringe und den Blutgeschmack des Fleisches nicht mehr vertragen, und er fragte sich angstvoll, ob seine ohnehin schon große Schwäche nicht noch zunähme und ihn etwa zwingen könnte, das Bett zu hüten. Ein Hoffnungsschimmer fiel plötzlich in seine Not; es fiel ihm nämlich ein, daß einer seiner Freunde, als er sehr krank war, es mit Hilfe eines Sustentors fertig bekommen hatte, die Blutarmut zu stoppen, die Schwäche aufzuheben und sich sein bißchen Kraft zu erhalten.

Er schickte sofort seinen Diener nach Paris, um das kostbare Instrument zu holen, und nach dem beigelegten Prospekt zeigte er selbst der Köchin, wie sie das Roastbeef in kleine Stücke schneiden, es dann trocken in den Zinntopf mit einem Scheibchen Porree und etwas Karotte werfen, dann den Deckel festschrauben und das Ganze in heißem Wasser vier Stunden lang kochen lassen müsse.

Dann drückte man die Fleischfasern aus und trank einen Löffel des am Boden abgesetzten schlammig-salzigen Saftes. Man hatte die Empfindung, laues Mark gleite samtig und schmeichelnd durch die Speiseröhre.

Diese Nähressenz hielt das leere Gefühl und die Brech-

reize auf, ja sie reizte den Magen sogar, der einige Löffel Suppe vertrug.

Dank diesem Sustentor schritt die Neurose nicht weiter voran, und des Esseintes sagte sich: — »Immerhin etwas; vielleicht wird die Temperatur sich ändern, vielleicht wirft der Himmel etwas Asche auf die grausame Sonne, die mich erschöpft, und ich werde ohne allzu große Mühen auf die ersten Nebel und auf kaltes Wetter warten können.«

In diesem starren Zustand, in dieser arbeitslosen Langeweile, darin er versank, reizte ihn seine Bibliothek, die noch nicht zu Ende geordnet war; da er sich nicht mehr aus seinem Sessel rührte, hatte er beständig seine weltlichen Bücher vor Augen, die durcheinander auf den Regalen lagen; diese Unordnung störte ihn um so mehr, als sie im Gegensatz zur vollkommenen Ordnung der Kirchenwerke stand, die schnurgerade wie zu einer Parade an den Wänden aufgebaut waren.

Er versuchte, Ordnung zu machen, aber nach zehn Minuten Arbeit brach ihm der Schweiß aus; diese Anstrengung erschöpfte ihn; ganz ermattet legte er sich hin und läutete vom Diwan aus dem Diener.

Nach seinen Anweisungen machte der Alte sich ans Werk und brachte ihm alle Bücher, die er durchsah und denen er dann ihren Platz anwies.

Diese Beschäftigung war von kurzer Dauer, denn des Esseintes' Bibliothek umfaßte nur eine auffallend kleine Zahl profaner, zeitgenössischer Werke.

Da er sie durch sein Gehirn hatte gehen lassen, wie man

Metallstreifen durch ein Bandzieheisen treibt, aus dem sie schmal, leicht und zu ganz dünnen Fäden gepreßt wieder herauskommen, hatte er schließlich nur noch Bücher erworben, die eine solche Behandlung vertrugen und fest genug geschmiedet waren, um den Prüfstein wiederholten Lesens zu vertragen; da er auf diese Weise gesiebt hatte, hatte er seine Freude an Büchern eingeschränkt und fast zur Unfruchtbarkeit verurteilt; kam hinzu, daß der unüberbrückbare Konflikt, der zwischen seinen Gedanken und der Welt bestand, in der er zufällig geboren war, noch vergrößert wurde. Er war jetzt zu dem Ergebnis gelangt, daß er keine Schrift mehr aufzufinden vermochte, die seine heimlichen Wünsche erfüllte; sogar seine Bewunderung für die Bücher, die ohne Zweifel dazu beigetragen hatten, seinen Geist zu schärfen und ihn so mißtrauisch und spitzfindig zu machen, nahm merklich ab.

In der Kunst waren seine Gedanken von einem einfachen Gesichtspunkt ausgegangen: Für ihn gab es keine Schulen; lediglich das Temperament des Schriftstellers war wichtig; nur dessen Gehirnarbeit interessierte ihn, ohne Rücksicht auf das bearbeitete Thema. Leider war diese Art wahrer Schätzung, die eines La Palisse würdig war, nahezu unbrauchbar aus dem einfachen Grunde, daß man sich zwar bemüht, sich von jeglichem Vorurteil frei zu machen und sich jeder Leidenschaftlichkeit zu enthalten, jeder sich aber doch immer wieder zu den Werken hingezogen fühlt, die am innerlichsten seinem eigenen Temperament entsprechen, und schließlich alle anderen vernachlässigt.

Diese Arbeit der Auslese hatte sich in ihm nur langsam

vollzogen; einst hatte er den großen Balzac verehrt, aber sobald sein Organismus aus dem Gleichgewicht gekommen war und seine Nerven die Oberhand bekommen hatten, hatten seine Neigungen sich gewandelt, und seine Bewunderung war auf etwas anderes übergegangen.

Bald aber, und obwohl er sich seiner Ungerechtigkeit gegen den wunderbaren Verfasser der »Menschlichen Komödie« bewußt war, öffnete er seine Bücher, deren solides Können ihm unbehaglich war, überhaupt nicht mehr; andere Neigungen, die gewissermaßen undefinierbar wurden, beherrschten ihn jetzt.

Nichtsdestoweniger kam er durch genaue Selbstanalyse bald dahinter, daß ein Werk, um ihn zu fesseln, so seltsam sein müsse wie etwa die Werke Edgar Allan Poes, aber er wagte sich gern noch weiter auf diesem Wege vorwärts und wünschte sich byzantinische Gehirnblüten und komplizierte Sprachwunder; er wünschte sich verwirrende Unbestimmtheit, über der er träumen konnte, bis er sie nach seinem Ermessen noch verschwommener oder festumrisener, je nach seinem Seelenzustand, zu gestalten vermochte. Letzten Endes wollte er ein Kunstwerk um seiner selbst und um der Verheißung willen, die es ihm persönlich zu bieten vermochte; er wollte mit ihm, dank ihm gehen, gleichsam unterstützt von einem Helfer, getragen von einem Gefährt in einer Sphäre, darin sublimierte Empfindungen ihm überraschende Erregungen bereiteten, deren Gründe er lange und vergeblich zu analysieren versuchen würde.

Außerdem entfernte er sich seit seiner Abreise aus Paris

immer mehr von der Wirklichkeit und hauptsächlich von der zeitgenössischen Welt, vor der sein Abscheu stetig wuchs; dieser Haß hatte stark auf seinen literarischen und künstlerischen Geschmack eingewirkt, und soweit es irgend möglich war, scheute er Bilder und Bücher, deren Themen aus dem modernen Leben stammten.

Da er die Fähigkeit verloren hatte, die Schönheit zu bewundern, ungeachtet der Form, in der sie sich offenbart, zog er bei Flaubert »Die Versuchung des heiligen Antonius« der »Erziehung des Herzens« vor; bei Goncourt schätzte er »Juliette Faustin« höher als »Germinie Lacerteux«; Zolas »Schuld des Abbé Mouret« war ihm lieber als »Der Totenschläger«.

Dieser Gesichtspunkt erschien ihm logisch; diese weniger unmittelbaren, aber ebenso schwingenden, ebenso menschlichen Werke ließen ihn tiefer in den Untergrund des Temperaments dieser Meister eindringen, die mit aufrichtigerer Hingebung die geheimnisvollsten Seiten ihres Wesens gaben, und so erhoben sie ihn auch höher als die anderen über das triviale Leben heraus, dessen er so müde war.

Dann verband er sich durch vollkommene Gedankenverschmelzung mit den Schriftstellern, die sie ersonnen hatten, weil sie sich in einer Geistesverfassung befunden hatten, die seiner eigenen durchaus entsprach.

Denn wenn die Zeit, in der ein talentvoller Mensch leben muß, flach und blöde ist, so ist der Künstler, manchmal sogar unbewußt, von einem sehnsüchtigen Heimweh nach einem anderen Jahrhundert besessen.

Da er sich nun in seltenen Zwischenräumen mit der Umgebung, in der er lebt, in Übereinstimmung befindet und beim Prüfen dieser Umgebung und der Geschöpfe, die unter ihr leiden, keine Freude und keine Beobachtungsmöglichkeit findet, die ihn zu zerstreuen vermöchte, fühlt er in sich besondere Phänomene aufsteigen und erblühen. Verworrene Wanderwünsche entstehen, die sich in der Überlegung und in der Arbeit verflüchtigen. Die durch Vererbung ins Blut gelegten Instinkte, Empfindungen und Neigungen erwachen wieder, umreißen sich deutlich und setzen sich mit triumphierender Sicherheit durch. Er erinnert sich der Erinnerungen an Wesen und Dinge, die er selbst nicht gekannt hat, und es kommt ein Augenblick, da er gewaltsam aus dem Kerker seines Jahrhunderts ausbricht und in voller Freiheit in einer anderen Epoche umherstreift, mit der ihn eine letzte Illusion des Geistes in besserer Harmonie verknüpft.

Die einen kehren zu vergangenen Epochen, entschwundenen Kulturen, toten Zeiten zurück; andere streifen ins Traumland der Phantasie, sie schaffen mehr oder minder intensive Visionen kommender Zeiten, deren Bild unbewußt, durch ein atavistisches Phänomen, das Bild entschwundener Zeiten heraufbeschwört.

Bei Flaubert waren es gewaltige feierliche Gemälde, grandioser Prunk in glanzvoll barbarischem Rahmen, darin zitternde und zarte, geheimnisvolle und stolze Geschöpfe einerschreiten, Frauen, die vollkommen schön sind, deren Seelen dulden; in diesen Menschen sah er grauenhafte Verstrickungen, wahnsinnige Begierden — aber sie

waren trostlos durch die drohende Mittelmäßigkeit aller Lüste, die entstehen konnten.

Das ganze Temperament des großen Künstlers erstrahlte in den unvergleichlichen Bildern der »Versuchung des heiligen Antonius« und »Salambos«, auf denen, unserem kleinlichen Leben entrückt, der asiatische Glanz vergangener Zeiten leuchtet mit ihren geheimnisvollen Kämpfen und Qualen, ihrem müßigen Wahn und ihrer Wildheit, die hervorgerufen waren durch den schweren Überdruß, der aus dem Reichtum und dem Gebet stammt, bevor sie noch bis zur letzten Möglichkeit ausgeschöpft sind.

Bei Goncourt die Sehnsucht nach dem vergangenen Jahrhundert, die Rückkehr zur Eleganz einer für immer verlorenen Gesellschaft. Der riesige Hintergrund flutender Meere, die gegen Dämme brausen, Wüsten, die sich unter glühenden Firmamenten ins Unendliche erstrecken, das gab es nicht in seinem sehnsüchtigen Werk, das sich nahe einem Park auf ein Boudoir beschränkte, das lauwarm war von den wollüstigen Ausstrahlungen einer Frau mit müdem Lächeln, lüsternem Mund und begehrenden und nachdenklichen Augen. Die Seele, mit der er seine Gestalten belebte, war nicht mehr die Seele der Gestalten Flauberts, eine Seele, die im voraus sich empörte unter der unerbittlichen Gewißheit, daß es kein neues Glück gäbe; es war eine nachher empörte Seele, empört aus Erfahrung, nach allen vergeblichen Bemühungen, neue seelische Verbindungen zu ersinnen, um der unvergeßlichen Lust zu begegnen, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in der

mehr oder minder abwechslungsreichen Erfüllung aller Poesie immer wieder abspielt.

Obwohl die Faustin unter uns lebte und mit Leib und Seele unserer Zeit angehörte, war sie durch ihre Vorfahren ein Geschöpf des vergangenen Jahrhunderts, deren seelische Würze, Denkmüdigkeit und sinnliche Überspanntheit sie besaß.

Dieses Buch von Edmond de Goncourt war eines von des Esseintes' Lieblingsbüchern; und wirklich strahlte die Aufforderung zur Träumerei, die er beanspruchte, aus diesem Werk, darin hinter der geschriebenen Zeile noch eine andere, nur dem Geiste wahrnehmbare, stand; ein Eigenschaftswort öffnete leidenschaftliche Ausblicke, eine Aulassung ließ seelische Unendlichkeiten ahnen, die keine Sprache wiederzugeben vermocht hätte; es war auch nicht mehr Flauberts unendlich prachtvollc Sprache, sondern ein scharfsichtiger und krankhafter, nervöser und gewundener Stil, mit dem man den unwahrnehmbaren Eindruck festhalten konnte, der auf die Sinne wirkt und die Empfindung bestimmt, ein Stil, der fähig war, die kompliziertesten Nuancen einer an und für sich schon sehr komplizierten Epoche wiederzugeben. Es war die für zerfallende Zivilisationen notwendige Wortgestaltung, denn diese bedingen für den Ausdruck ihrer Bedürfnisse, ganz gleich, wann sie entstehen, neue Wendungen und Umschmelzungen in Sätzen und Worten.

Als in Rom das Heidentum starb, hatte es seine Prosa und seine Sprache verwandelt: Bei Ausonius, bei Claudius, vor allem aber bei Rutilius, dessen aufmerksamer und ge-

wissenschaftlicher, berauscher und tönender Stil, hauptsächlich in den Teilen, wo er Reflexe, Schatten, Nuancen beschreibt, eine notwendige Analogie zum Stil der Brüder Goncourt darstellt.

In Paris hatte sich eine in der Literaturgeschichte einzig dastehende Tatsache vollzogen; die sterbende Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts, die ihre ganz von ihrem Geschmack und ihren Lehren durchtränkten Maler, Bildhauer und Musiker gehabt hatte, hatte keinen Schriftsteller hervorzubringen vermocht, der die todgeweihte Eleganz, die Essenz der fieberhaften, schwer gesühnten Freuden dargestellt hätte; Goncourt hatte erst kommen müssen, dessen Temperament aus Erinnerungen, aus sehnsüchtigem Bedauern bestand, das noch verstärkt wurde durch den schmerzlichen Anblick des geistigen Elends und der niedrigen Gesinnung seiner Zeit, um, nicht nur in seinen historischen Arbeiten, sondern in einem so sehnsüchtigen Buch wie »Juliette Faustin«, die Seele dieser Epoche wiederauferstehen zu lassen, ihre nervösen Zartheiten in dieser Schauspielerin zu verkörpern, die sich so qualvoll in Herz und Verstand bemühte, um bis zur Erschöpfung die Schmerzen der Liebe und der Kunst auszukosten !

Bei Zola war die Sehnsucht nach dem Jenseitigen verschieden. In ihm war keinerlei Wanderwunsch nach entschwundenen Zeiten, nach dem in die Nacht der Zeiten entrückten All; sein machtvolles, kräftiges Temperament liebte die Ausschweifungen des Lebens, die sanguinischen Kräfte, moralische Gesundheit und wandte ihn von der künstlichen Anmut und der geschminkten Bleichsucht des

letzten Jahrhunderts ebenso ab wie von der hieratischen Feierlichkeit, der brutalen Wildheit und den weichlichen und zweideutigen Träumen des Orients. An dem Tage, da auch er von dieser Sehnsucht befallen wurde, von dem Zwange, der letzten Endes die Dichtkunst selbst ist, weit aus der Gegenwart zu fliehen, die er studierte, hatte er sich in eine ideale Landschaft gestürzt, wo der Lebenssaft unter der Sonne kochte; er hatte an phantastische Himmelsumarmungen gedacht, an lange Ohnmachten der Erde, an fruchtbare Samenregen, die in die geöffneten Organe der Blumen fielen; er war zu einem Riesenpantheismus gelangt, hatte, unbewußt vielleicht, mit dieser paradiesischen Umgebung, darin sein Adam und seine Eva lebten, eine wundervolle indische Dichtung geschaffen; er hatte in einem Stil, dessen starke, kräftig aufgetragene Farben den seltsamen Glanz indischer Malereien hatten, einen Hymnus auf das Fleisch gesungen: der belebte, lebendige Stoff offenbarte in seiner Zeugungsbesessenheit den menschlichen Wesen die verbotene Frucht der Liebe, ihre Leiden, ihre instinktiveren Zärtlichkeiten und ihre natürlichen Stellungen.

Mit Baudelaire hatten diese drei Meister aus der modernen weltlichen französischen Literatur des Esseitens' Geist am stärksten gefangen und durchdrungen; da er sie aber immer wieder gelesen und sich an ihren Werken übersättigt hatte, sie sogar vollständig auswendig konnte, hatte er sie, um sie abermals aufnehmen zu können, zu vergessen versucht und sie einige Zeit im Bücherschrank stehenlassen müssen.

Als der Diener sie ihm jetzt reichte, öffnete er sie deswegen auch kaum. Er gab lediglich den Platz an, wo sie stehen sollten und überwachte sorgfältig die richtige Einreihung.

Der Diener brachte ihm einen neuen Stoß Bücher; die bedrückten ihn noch mehr; es waren Bücher, zu denen seine Seele sich erst nach und nach hingezogen gefühlt hatte, Bücher, die ihn durch ihre Fehler von der Vollkommenheit bedeutender Schriftsteller größten Ausmaßes entspannten; auch hier hatte des Esseintes sieben wollen, und unter wirren Seiten hatte er manche Sätze gefunden, die eine gewisse Elektrizität ausströmten, die ihn um so mehr erregte, als sie in einer scheinbar feuerfesten Umgebung zum Ausdruck kam.

Die Unvollkommenheit an sich gefiel ihm, nur durfte sie nicht schmarotzerhaft oder sklavisch sein, und vielleicht lag etwas Wahrheit in seiner Theorie, daß der subalterne Schriftsteller der Dekadenz, daß der noch persönliche, aber unvollständige Schriftsteller einen erregenderen, schärferen und anregenderen Balsam absondert als der Künstler, der wirklich groß, wirklich vollkommen ist. Seiner Ansicht nach konnte man gerade in ihren wirren Skizzen die stärksten Gefühlsübertreibungen, die krankhaftesten psychologischen Launen und die übertriebensten Sprachentartungen in einer Sprache sehen, die sich noch einmal gegen ihren Willen dazu hergab, die aufreizendsten Gedanken und Gefühle zusammenzuhalten.

Daher wandte er sich nach den Meistern noch einigen Schriftstellern zu, die ihm die Verachtung eines Publi-

kums, das unfähig war, sie zu verstehen, noch wertvoller und liebenswerter machte.

Der eine, Paul Verlaine, hatte einst mit einem Versband »Poèmes Saturniens« begonnen, einem fast schwächlichen Band, darin sich Nachbilder von Leconte de Lisle mit romantischen Redeübungen begegneten — schon aber drang die Persönlichkeit des Dichters in einigen Gedichten durch, etwa in »Rêve familial«.

Auf der Suche nach seinen Ahnen hatte des Esseintes unter verschwommenen Skizzen bereits ein stark von Baudelaire beeinflusstes Talent entdeckt; dieser Einfluß trat später noch deutlicher zutage, ohne daß man des unfehlbaren Meisters Spur genau hätte umreißen können.

Manche Bücher, »La Bonne Chanson«, »Fêtes galantes«, »Romances sans paroles« und »Sagesse« enthielten Gedichte, darin der wirkliche Dichter sich offenbart, der seine Zeitgenossen überragt.

Mit von Verbformen gebildeten Reimen, die manchmal auch durch lange Adverbia entstanden, mit einsilbigem Wort davor — wie von einem Felsrand stürzten die Worte gleich einem Wasserfall von diesem steilen Wort — wurde sein Vers, den überraschende Cäsuren zerschnitten, mit seinen kühnen Weglassungen und Fehlern, die niemals ohne Anmut waren, seltsam und geheimnisvoll.

Er meisterte die Metrik wie selten einer und hatte versucht, die Gedichte zu verjüngen, die eine vorgeschriebene Form haben: das Sonett drehte er um, mit dem Schwanz in die Luft, wie gewisse japanische Terrakottafische, die mit dem Kopf nach unten auf ihren Sockeln stehen; oder er

veränderte es wesentlich, indem er nur männliche Reime wählte, für die er übrigens eine Vorliebe zu haben schien; oft hatte er auch seltsame Formen angewandt, eine Strophe mit drei Versen, deren mittelster reimlos blieb, oder ein unreimiges Terzett mit einem einzigen Vers dahinter als Kehrreim, der sein eigenes Echo blieb wie in »Streets«: »Dansons la gigue«; noch andere Rhythmen hatte er verwendet, in denen das fast verlöschende Klingen wie aus fernen Strophen wiederklang wie ein verhallender Glockenschlag.

Aber seine Persönlichkeit lag darin, daß er undeutliche und köstliche Geheimnisse, flüsternd, im Dämmern hatte mitteilen können. Nur er hat ein gewisses verwirrendes Jenseits der Seele ahnen lassen, Gedanken, die so leise geflüstert, Geständnisse, die so zart gehaucht werden, daß das hörende Ohr zu zögern schien, und die Seele schmachtete in diesem Hauch, den sie mehr erriet als fühlte. Verlaines ganze Gefühlsstärke liegt in diesen herrlichen Versen aus den »Fêtes galantes«:

Le soir tombait, un soir équivoque d'automne,
Les belles se pendant rêveuses à nos bras,
Dirent alors des mots si spécieux, tout bas,
Que notre âme depuis ce temps tremble et s'étonne.

Das war nicht mehr der unermessliche Horizont, zu dem Baudelaires Türen führten — nein, durch eine feine Spalte sah man auf kleines vertrautes Gehege, das letzten Endes dem Dichter allein gehörte, der in Versen, die des Esseintes genoß wie Leckerbissen, sein poetisches System fol-

gendermaßen umrissen hatte:

Car nous voulons la nuance encore
Pas la couleur, rien que la nuance

.....

Et tout le reste est littérature.

Gern war ihm des Esseintes in seinen verschiedensten Werken gefolgt. Nach den »Romances sans Paroles«, die im Verlag einer Zeitungsdruckerei in Sens erschienen waren, hatte Verlaine ziemlich lange geschwiegen, dann war er wieder aufgetaucht und hatte hinreißend, in Versen, die etwas von Villons zarter Sanfttheit hatten, die Heilige Jungfrau besungen, »fern von unsern Tagen fleischlichen Geistes und trauriger Körperlichkeit«. Des Esseintes las das Buch »Sagesse« immer wieder und wiegte sich vor diesen Gedichten in heimlichen Träumereien, versenkte sich in die Fiktionen einer okkulten Liebe zu einer byzantinischen Madonna, die manchmal zu einer in unser Jahrhundert verirrtten Cydalise wurde, die so geheimnisvoll und verwirrend war, daß man nicht wissen konnte, ob sie nach ungeheuerlichen, in der Erfüllung für ewig siegreichen Ausschweifungen strebte oder ob sie sich selbst wieder in den Traum versenken wollte, in einen makellosen Traum, darin die Anbetung der Seele um ihren ewig uneingestanden, ewig reinen Zustand schweben würde.

Auch andere Dichter lockten ihn, sich ihnen anzuvertrauen. Tristan Corbière, der 1873 mitten in die allgemeine Gleichgültigkeit hinein eins der exzentrischsten Bücher geschleudert hatte: »Die gelben Leidenschaften«. Des Es-

seintes, der Banales und Gemeinplätze so stark haßte, daß er selbst die tollsten Narrheiten und die barocksten Extravaganzen hingenommen hätte, verbrachte leichte Stunden mit diesem Buche, darin sich das Kecke mit einer unordentlichen Energie verband, darin überraschende Verse in vollkommen unverständlichen Gedichten aufleuchteten, etwa in den Litaneien des »Schlammers«, den er einmal einen *obszönen Beichtvater totgeborener Betschwestern* nannte. Es war kaum noch französisch; der Dichter sprach-Kauderwelsch, schrieb im Telegrammstil, ließ Verben fort, scherzte, machte unerträgliche Witze — plötzlich aber wanden sich aus diesem Wirrwarr tolle Einfälle heraus, hüpfende Grimassen, und dann ein Schmerzensschrei, schrill wie eine Cellosaite, die reißt. Dazu blitzten mitten in diesem steinigen, willkürlichen und zusammenhanglosen Stil voll ungebräuchlicher Worte, unerwarteten Neubildungen und einsamen Versen, die keinen Reim hatten, prächtige und treffende Ausdrücke auf; außer seinen »Pariser Gedichten« hatte Tristan Corbière in einem Stil von fast bezwingender Klarheit das Bretonische Meer besungen.

Dieses Abseitige, das des Esseintes liebte und das ihm dieser Dichter mit seinen verkrampten Epitheta und seinen Schönheiten bot, die immer etwas verdächtig blieben, fand er noch bei einem anderen Dichter wieder, bei Théodore Hannon, einem Schüler von Baudelaire und Gautier, der einen besonderen Sinn für erlesene Anmut und künstliche Lüste hatte.

Im Gegensatz zu Verlaine, der ohne Kreuzung unmit-

telbar von Baudelaire abstammte, hauptsächlich nach der psychologischen Seite, und zwar durch die verfängliche Nuance der Gedankengebung, durch die gelehrte Wesentlichkeit des Gefühls, war Théodore Hannon in bezug auf das Praktische, auf die äußere Auffassung von Wesen und Dingen der Schüler des Meisters.

Seine bezaubernde Verderbtheit entsprach den Neigungen des *Esseintes'* geradezu verhängnisvoll; denn an Nebel- oder Regentagen verschloß er sich mit Vorliebe in das imaginäre Refugium, das der Dichter ersonnen hatte, und seine Augen berauschten sich an üppigen Stoffen, unnachgiebigen Edelsteinen und allem äußeren Prunk, der mit den geistigen Aufreizungen wetteiferte und wie lauer Weihrauch zu einem Idol mit geschminktem Antlitz und in Parfüms gebadetem Körper aufstieg.

Mit Ausnahme dieser Dichter, zu denen noch Stéphane Mallarmé kam — diese Bücher ließ er beiseite stellen, um sie besonders einzuordnen —, hatte des *Esseintes* nur noch wenig Interesse an den übrigen Werken.

Trotz seiner üppigen Form, trotz der imponierenden Haltung seiner Verse, die so glanzvoll standen, daß selbst Victor Hugos Hexameter daneben blind und stumpf erschienen, konnte ihn Leconte de Lisle nicht mehr erfreuen. Die von Flaubert so herrlich neuerrichtete Antike blieb unter seinen Händen unbeweglich und kalt. Nichts rührte sich in seinen Versen, die nur Fassaden waren und kaum von einem Gedanken gestützt wurden; nichts lebte in diesen verlassenen Gedichten, deren starre Mythologie ihn schließlich eiskalt ließ. Ebenso kam des *Esseintes* dahin,

auch Gautiers Werk, das er einst sehr geschätzt hatte, uninteressant zu finden; seine Bewunderung für den unvergleichlichen Maler in Gautier hatte sich von Tag zu Tag aufgelöst, jetzt war er eher erstaunt als entzückt von seinen irgendwie gleichgültigen Beschreibungen. Die Impression der Dinge hatte sich seinem scharfen Auge eingeprägt, aber sie hatte sich darauf beschränkt und war nicht ins Gehirn und nicht ins Fleisch gedrungen; wie ein wundervoller Reflektor hatte er immer nur in unpersönlicher Reinheit Umgebungen bestrahlt.

Gewiß liebte des Esseintes noch die Werke dieser beiden Dichter, wie er seltene Steine, kostbare, tote Stoffe liebte, aber keine Variation dieser vollendeten Instrumentationskünstler vermochte ihn hinzureißen, denn keine führte zur Träumerei, keine öffnete, wenigstens nicht für ihn, eine jener lebendigen Möglichkeiten, die es ihm erlaubten, den langsamen Flug der Stunden zu beschleunigen.

Ihre Bücher ließen ihn nüchtern wie Victor Hugos Bücher; die orientalische Seite und das Patriarchalische war zu konventionell und zu leer, um ihn zu halten; und das Kindermädchenhafte und zugleich Großväterliche brachte ihn zur Verzweiflung; wie gern hätte er letzten Endes alle diese Kraftstücke für ein neues Werk von Baudelaire hergegeben, das den alten gliche, denn er war wohl doch der einzige, dessen Verse unter blendender Rinde balsamisches und nahrhaftes Mark enthielten!

Des Esseintes fiel von einem Extrem ins andere, ging von der Form ohne Gedanken zu den Gedanken ohne Form; er blieb aber stets gleich vorsichtig und gleich kalt.

Stendhals psychologische Labyrinth und Durantys analytische Umwege lockten ihn, aber ihre farblose, trockene und allenfalls für die Theaterindustrie ausreichende Verwaltungssprache, ihre entlehene Prosa stieß ihn wieder ab. Ihre interessanten und spitzfindigen Zerlegungsarbeiten wirkten überdies nur auf Köpfe, die von Leidenschaften erregt waren, an denen er kein Interesse mehr hatte. Er kümmerte sich nicht mehr um allgemeine Liebhabereien und gewöhnliche Gedankenassoziationen; sein exklusiver Geist war nur noch überfeinen Empfindungen und katholischen und sinnlichen Grübeleien zugänglich.

Um sich eines Werkes zu erfreuen, das seinem Wunsch entsprechend stilistisch klar umrissen und analytisch durchdringend und geschmeidig war, mußte er bis zum Meister der Induktion gelangen, zum tiefen und fremdartigen Edgar Allan Poe, den er noch sooft lesen konnte, ohne ihn darum weniger hoch zu schätzen.

Mehr als jeder andere entsprach vielleicht gerade Poe durch engste Affinität den Denkforderungen des *Esseintes*'.

Hatte Baudelaire in den Hieroglyphen der Seele die ewige Wiederkehr aller Empfindungen und Gedanken entziffert, so hatte er auf dem Wege krankhafter Psychologie ganz besonders das Gebiet des Willens erforscht.

Er hatte als erster in der Literatur unter dem sinnbildhaften Titel: »Der Dämon der Verderbtheit« jene unwiderstehlichen Antriebe beobachtet, die auf den Willen wirken, ohne daß er sie kennt und die die Pathologie fast genau erforscht hat; ebenso hat er als erster den depressiven Ein-

fluß der Angst auf den Willen wenn nicht gekannt, so doch verbreiten helfen, ebenso die Einwirkung der Betäubungsmittel auf die Empfindsamkeit und die Nachwirkungen auf die motorischen Nerven; zu diesem Punkt, zur Lethargie des Willens, konvergierten seine Studien, die die Wirkungen dieses moralischen Giftes analysierten, die Symptome seines Weges bezeichneten und alle Störungen, die mit Angst beginnen, dann Beklemmung werden und schließlich in Schrecken ausbrechen, der alle Willensäußerungen unterbindet, ohne daß die, allerdings erschütterte, Vernunft zerbrochen wäre.

Er hatte den Tod, mit dem alle Dramatiker Mißbrauch getrieben hatten, gleichsam verfeinert, verwandelt, indem er sein übermenschliches, algebraisches Element einführte; aber er beschrieb weniger die wirkliche Agonie des Sterbenden als vielmehr die moralische Agonie des Überlebenden, den vor dem elenden Bett die von Schmerz und Müdigkeit erzeugten Halluzinationen quälten.

Mit grauenhafter Faszination verlegte er sich auf schreckliche Vorgänge, auf das Zusammenbrechen des Willens, überdachte sie kalt, schnürte dem Leser nach und nach die Kehle zu, der zusammengebrochen und erschüttert wie mechanisch von diesen Gespenstern von heißem Fieber geschüttelt wurde.

Von ererbten Neurosen geschüttelt und moralischen Kämpfen gepackt, lebten seine Geschöpfe nur mit den Nerven; seine Frauen, die Morella und die Ligeia, besaßen unendliche Bildung, die mit deutscher Philosophie und den kabbalistischen Mysterien des alten Orients durch-

tränkt war, und alle hatten reine Knabenbrüste wie Engel und waren gleichsam geschlechtslos.

Baudelaire und Poe, die man wegen ihrer gemeinsamen Poetik, ihrer gemeinsamen Neigung zum Studium der Geistesverwirrungen oft miteinander verglichen hat, unterscheiden sich radikal in der gefühlsmäßigen Konzeption, die in beider Werke eine so große Rolle spielt; Baudelaire mit seiner übersteigerten und ungleichen Liebe, deren grausamer Überdruß an die Repressalien einer Inquisition erinnerten; Poe mit seinen ätherischen, keuschen Liebchaften, darin die Sinne nicht existierten, darin das einsame Gehirn lebte ohne Zusammenhang mit den Organen, die, wenn sie vorhanden waren, zu Eis erstarrten und jungfräulich blieben.

Diese Gehirnklinik, darin der geistvolle Chirurg beim Sezieren in erstickender Luft, sobald seine Aufmerksamkeit nachließ, zum Raub seiner Phantasie wurde, die gleich köstlichen Miasmen, somnambule und engelhafte Erscheinungen entstehen ließ, war für des Esseintes eine Quelle unermüdlicher Träume; aber jetzt, da seine Neurose ihren Höhepunkt überschritten hatte, gab es Tage, da das Lesen dieser Bücher ihn zerschmetterte, Tage, da er mit zitternden Händen, lauschenden Ohren von einem irr-sinnigen und dumpfen Angstzustand ergriffen wurde.

Daher mußte er Maß halten, diese fürchterlichen Elixiere kaum berühren; ebensowenig konnte er ungestraft seine rote Vorhalle betreten und sich am Anblick der düsteren Odilon Redons und an den Qualen Jan Luykens erfreuen.

Trotzdem erschien ihm, befand er sich in dieser geisti-

gen Verfassung, nach diesen fürchterlichen, aus Amerika importierten Liebestränken jede andere Literatur abgeschmakt. Da griff er zu Villiers de l'Isle-Adam, in dessen großem Werk noch verführerische Beobachtungen, noch krampfhaftige Vibrationen zu finden waren, die außer seiner Claire Lenoir jedoch nicht so schreckenerregend wirkten.

Im Jahre 1867 in der »Revue des lettres et des arts« erschienen, eröffnete diese Claire Lenoir eine Reihe von Novellen, die unter dem Titel »Grämliche Novellen« zusammengefaßt waren. Vor einem Hintergrund dunkler, dem alten Hegel entlehnter Spekulationen drängten sich aus den Fugen gegangene Geschöpfe, ein feierlicher und kindlicher Doktor Tribulat, eine Claire Lenoir, die boshaft und finster ihre fast toten Augen hinter blauen, runden, großen Brillen verbarg.

Diese Novelle dreht sich um einen einfachen Ehebruch und führt zu unsagbarem Grauen: Bonhomet zerschneidet Claires Augäpfel mit schrecklichen Sonden und bemerkt deutlich reflektiert auf der Netzhaut das Bild des Gatten, der den abgeschnittenen Kopf des Liebhabers in der Hand hat und dabei das Kriegsgeschrei eines Wilden ausstößt.

Von der mehr oder minder richtigen Voraussetzung ausgehend, daß die Augen gewisser Tiere, der Ochsen zum Beispiel, bis zur Zersetzung wie photographische Platten das Bild der Wesen und Dinge bewahren, die im Augenblick, da sie starben, in ihrem letzten Blick lagen, stammte diese Erzählung augenscheinlich von Edgar Allan Poe her, dessen stahlspitze Argumentation und dessen anregendes Grauen er sich auch angeeignet hatte.

Genauso verhielt es sich mit dem »Intersignum«, das später in die »Grausamen Erzählungen« eingereiht wurde, eine Sammlung, die unbestreitbares Talent bewies und in der sich eine Novelle »Vera« befand, die des Esseintes für ein kleines Meisterwerk hielt.

Hier war die Halluzination von erlesener Zartheit; nicht mehr die nebelhaften Wunder des Amerikaners — sondern eine laue, flüssige, fast himmlische Vision; irgendwie war sie in ihrem Kern doch das Gegenstück zu Beatrice und zu Ligeia, den düsteren und weißen Phantomen, die in unnachgiebiger Qual das schwarze Opium geboren hatte.

Auch diese Novelle beschäftigte sich mit Willensvorgängen; aber sie handelte nicht mehr von Willensschwäche und den Niederlagen des Willens unter dem Einfluß der Angst; sie studierte vielmehr seine Übersteigerungen unter dem Antrieb einer Überzeugung, die zur fixen Idee wird; sie bewies eine Macht, die eine ganze Atmosphäre zu sättigen, den naheliegenden Dingen seinen Glauben aufzuzwingen vermag.

Ein anderes Buch von Villiers, »Isis«, erschien ihm aus anderen Gründen interessant. Der philosophische Plunder der Claire Lenoir erfüllte auch dieses Buch; dazu kamen wirre, undurchsichtige Beobachtungen, Erinnerungen an alten Kitsch, Burgverliese, Dolche, Strickleitern, an alte romantische Zugbrücken, die Villiers in seinen vergessenen, bei einem Unbekannten, dem Herrn Francisque Guyon, Drucker in Saint-Brieuc erschienenen Büchern »Elen« und »Morgana« besser nicht wieder erweckt hätte.

Die Heldin dieses Buches, eine Marquise Tuilia Fabriana, der man nachrühmte, sie verstehe die Geheimkünste der Frauen Edgar Allan Poes und besäße den diplomatischen Scharfsinn von Stendhals Herzogin von Sanseverina, besaß außerdem noch die rätselhafte Haltung einer mit einer antiken Circe gekreuzten Bradamantes. Diese unlöslichen Gemische entwickelten einen rußigen Qualm, darin philosophische und literarische Einflüsse durcheinanderwirbelten, ohne daß sie sich im Gehirn des Autors hätten ordnen können, als er die Vorrede zu diesem Werk niederschrieb, das nicht weniger als sieben Bände umfaßt.

Aber in Villiers Temperament gab es noch einen anderen auffallenden und klar zutage tretenden Winkel, eine Ecke voll schwarzen Scherzes und wilden Spotts; nicht mehr die paradoxalen Mystifikationen Poes, sondern düstern-komische Verhöhnungen, wie Swift sie liebte. Eine Reihe von Stücken »Die Damen von Bienfilâtre«, »Die himmlische Reklame«, »Die Ruhmmaschine«, »Das schönste Diner der Welt« bezeugten einen außergewöhnlich scharfen Witz. Der ganze Schlamm der zeitgenössischen utilitaristischen Ideen, die ganze Krämerschmach des Jahrhunderts war in Stücken verherrlicht, deren packende Ironie des Esseintes Freude machte.

In dieser Art ernster und beißender Spöttelei gab es kein anderes Buch in Frankreich; allenfalls eine Novelle von Charles Cros »Die Wissenschaft der Liebe«, die in der »Revue du Monde-Nouveau« erschienen war und durch ihre chemischen Narreteien, ihren treffenden Humor, ihre kalt nährischen Beobachtungen den Leser gefangennahm, aber

das Vergnügen daran war nur relativ, denn die Ausführung war unsagbar fehlerhaft. Der feste, farbige und häufig neue Stil Villiers' war verschwunden, um einem beliebigen literarischen Stil Platz zu machen.

– »Mein Gott, mein Gott«, seufzte des Esseintes, »wie wenig Bücher es doch gibt, die man noch einmal lesen kann!« Und er sah zu, wie der Diener die kleine Leiter herabstieg und sich beiseite stellte, damit er die Regale überblicken könne.

Des Esseintes nickte mit dem Kopf. Auf dem Tisch lagen noch zwei dünne Bändchen. Mit einer Handbewegung schickte er den Diener hinaus; dann überflog er einige Seiten, die in wilde Eselshaut gebunden, unter einer hydraulischen Presse satiniert, mit Aquarellfarben silberwellig bemalt und mit alten Vorsatzpapieren versehen waren, die schon etwas erloschen waren und etwas von der Anmut welcher Dinge hatten, die Mallarmé in einem so köstlichen Gedicht besingt.

Diese Seiten, neun an der Zahl, waren eine Auswahl aus einzigartigen Exemplaren der ersten beiden »Parnasse« auf Pergament mit dem Titel: »Verse von Mallarmé«, der von einem hervorragenden Kalligraphen in erhabenen, bunten Initialbuchstaben gezeichnet und, wie alte Manuskripte, mit Gold punktiert war.

Unter diesen elf Gedichten fesselten ihn besonders »Die Fenster«, »Epilog« und »Azur«; ein anderes jedoch, ein »Herodias«-Fragment, bannte ihn geradezu wie ein Zauber.

Wieviel Abende hatte er in seinem schweigsamen Zim-

mer, das die Lampe mit gedämpftem Schimmer erfüllte, sich erschauern fühlen durch jene Herodias, die auf dem Bilde Gustave Moreaus, das jetzt im Dunkel lag, sich leicht entrückte und nur eine verschwommene weiße Statue im erloschenen Glanz von Edelsteinen ahnen ließ!

Die Dunkelheit verbarg das Blut, besänftigte Reflexe und Goldglanz, überschattete die fernen Winkel des Tempels, verschluckte die Statisten des Verbrechens, die in ihren toten Farben ertranken, verschonte nur das Weiße des Aquarells: aus der Hülle ihres Schmucks stieg noch nackter die Frau.

Er mußte die Augen zu ihr erheben, er erriet ihre unvergeßlichen Umrisse, und sie lebte wieder auf und ließ von ihren Lippen die seltsamen und süßen Verse tropfen, die Mallarmé ihr in den Mund legte:

... O miroir!

»Eau froide par l'ennui dans ton cadre gelée
Que de fois et pendant les heures, désolée
Des songes et cherchant mes Souvenirs qui sont
Comme des feuilles sous ta glace au trou profond,
Je m'apparus en toi comme une ombre lointaine,
Mais, horreur! des soirs, dans ta sévère fontaine,
J'ai de mon rêve épars connu la nudité!«

Er liebte diese Verse, wie er die Werke dieses Dichters liebte, der in einer Zeit des allgemeinen Wahlrechts und der Gewinnsucht abseits von allem gelebt hatte, von der ihn umgebenden Dummheit geschützt durch seine Verachtung; er fand, fern der Welt, Freude an den Überraschun-

gen des Intellekts, an den Visionen seines Gehirns; immer wieder siebte er wieder besondere Gedanken, überlud sie mit byzantinischen Feinheiten und setzte sie in leicht angedeuteten Verkettungen immer weiter fort, die ein unwahrnehmbarer Faden kaum verband.

Diese kostbaren, verflochtenen Gedanken verknüpfte er durch eine eindringliche, einsame und geheime Sprache voller Satzkürzungen, elliptischer Wendungen und kühner Bilder.

Er bemerkte die feinsten Analogien, und oft bezeichnete er mit einem einzigen Eindruck, der durch Gleichniswirkung Form, Duft, Farbe, Eigenschaft und Glanz zugleich gab, den Gegenstand oder das Wesen, dem man zahlreiche verschiedene Epitheta hätte ankleben müssen, um alle seine Seiten und Nuancen herauszufinden, wenn man einfach die technische Bezeichnung gewählt hätte. So kam er dahin, das Ausgesprochene des Gleichnisses zu zerstören, und nur dieses blieb im Geiste des Lesers durch die Analogie und sobald er das Symbol erfaßt hatte; er brauchte die Aufmerksamkeit nicht mehr auf jede Einzelheit abzulenkten, auf die mehrere Adjektiva, hintereinander, erst aufmerksam gemacht hätten, er konzentrierte sie auf ein einziges Wort, auf ein Ganzes und schuf, wie bei einem Bilde etwa, einen einheitlichen und vollständigen Anblick, eine Gesamtheit.

Und so entstand kondensierte Literatur, wesentliche Essenz, sublimierte Kunst; diese in seinen ersten Werken nur in beschränktem Maße gebrauchte Taktik hatte er später in vollem Maße angewandt, zunächst in einem Aufsatz über

Théophile Gautier und im »Nachmittag eines Fauns«, einer Ekloge, darin sich die Überfeinerung sinnlicher Freude in geheimnisvollen und schmeichlerischen Versen entfaltet, die plötzlich der rasende Raubtierschrei des Fauns zerschneidet:

»Alors m'éveillerai-je à la ferveur première,
Droit et seul, sous un flot antique de lumière,
Lys! et Fun de vous tous pour l'ingénuité.«

Dieser Vers drückte allegorisch in einem einzigen Ausdruck die Leidenschaft, die Glut, den augenblicklichen Zustand des jungfräulichen Faunes aus, den der Anblick der Nymphen vor Liebesehnsucht toll macht. In diesem außergewöhnlichen Gedicht erstanden in jedem Verse überraschend neue Bilder und Ausblicke, wenn der Dichter das sehnsüchtige Bedauern des Ziegenfüßigen beschreibt, der am Rand des Teiches das Schilf betrachtet, das für einen Tag die weiche Gestalt der Najaden als leichten Abdruck trägt.

Außerdem empfand des Esseintes einen besonderen Genuß daran, die winzige Broschur in Händen zu halten, deren Decke aus Japanbütten, das so weiß war wie dicke Milch, mit zwei Seidenschnüren verschlossen war, einer chinaroten und einer schwarzen.

Unter dem Umschlag verborgen, vereinigten sich beide; die rosa Schnur wirkte wie ein Hauch moderner japanischer Schminke, wie ein Anflug von Lüsterheit auf dem alten Weiß, auf der zarten Fleischtönung des Buches; zu einer duftigen Rosette geknüpft, mischte sich mit der hel-

len die dunkle Farbe, eine verschwiegene Andeutung der Sehnsucht, eine vage Drohung der Trauer, die nach erloschener Begeisterung und nach den gestillten Begierden der Sinne kommt.

Des Esseintes legte den »Nachmittag eines Fauns« wieder auf den Tisch und blätterte in einem anderen Büchlein, das er eigens für sich hatte drucken lassen, einer Anthologie des Gedichtes in Prosa, einer kleinen Kapelle unter den Auspizien Baudelaires mit dem Blick auf die Vorhalle seiner Gedichte.

Diese Anthologie umfaßte eine Auswahl aus »Gaspard de la nuit«, von jenem phantastischen Aloysius Bertrand, der Leonardos Verfahren in die Prosa übernommen hat und mit metallischen Oxyden kleine Bilder malt, deren helle Farben schmeicheln wie leuchtendes Email, dann »Vox Populi« von Villiers, ein herrlich nach Leconte de Lisle und Flaubert in Gold gehämmertes Stück, und einige Auszüge aus dem delikaten »Jadebuch«, dessen exotischer Ginseng- und Teeduft sich mit der würzigen Frische des Wassers mengt, dessen Geplauder sich monдумglänzt durch das Buch zieht.

In dieser Sammlung waren einige aus eingegangenen Zeitschriften gerettete Gedichte: »Der Dämon der Analogie«, »Die Pfeife«, »Das arme blasse Kind«, »Das unterbrochne Schauspiel«, »Das Phänomen der Zukunft« und vor allem »Herbstklagen« und »Winterschauer« enthalten, Mallarmés Meisterwerke, auch als Gedichte in Prosa Meisterwerke, denn zu einer Sprache, die so herrlich diszipliniert war, daß sie wie eine melancholische Melodie, wie

ein berauscherender Gesang ganz von selbst in Träume wiegte, kamen Gedanken von unwiderstehlicher Suggestion, Seelenschwingungen eines Empfindsamen, dessen aufgepeitschte Nerven mit einer Schärfe vibrieren, die bis zum Entzücken, bis zum Schmerz hinreißt.

Von allen Formen der Literatur zog des Esseintes das Gedicht in Prosa allen anderen vor. Von einem genialen Alchimisten gehandhabt, mußte es seiner Ansicht nach in seinem kleinen Raum im Keimzustand bereits die Kraft eines Romans enthalten, ohne dessen analytische Längen und beschreibende Wiederholungen. Oft hatte des Esseintes über das beunruhigende Problem nachgedacht, einen konzentrierten Roman auf wenigen Seiten zu schreiben, die den zusammengepreßten Saft aus minderten von Seiten enthalten sollten, die immer wieder nötig sind, um das Milieu festzulegen, die Charaktere zu umreißen und Beobachtungen und Einzelheiten festzuhalten. Dann aber mußten die gewählten Worte so unveränderlich sein, daß sie Supplement aller anderen wären; das Adjektiv, das so sinnreich und so entscheidend angewandt wird, daß man es rechtens nicht von seinem Platz nehmen kann, würde solche Perspektiven eröffnen, daß der Leser ganze Wochen über seinem Sinn träumen könnte, der genau und mehrsinnig zugleich die Gegenwart feststellen, die Vergangenheit wiederaufbauen und die Seelenzukunft der Gestalten erraten würde, die der Glanz dieses einzigen Epithetons offenbarte.

Der so konzipierte, so auf einer oder zwei Seiten kondensierte Roman würde zur Gedankenvereinigung zwi-

schen einem magischen Schriftsteller und dem Ideal eines Lesers, zur geistigen Zusammenarbeit von zehn über das Weltall zerstreuten Menschen, zum Genuß für die Feinsinnigen und nur für sie.

Mit einem Wort, das Gedicht in Prosa verkörperte für des Esseintes den konkreten Saft, den Kern der Literatur, das Wesentliche der Kunst.

Diese in einem Topf entwickelte und danach eingedickte Saftigkeit war schon bei Baudelaire und auch in Mallarmés Gedichten, die er mit so großer Freude genoß.

Als er seine Anthologie geschlossen hatte, sagte sich des Esseintes, daß seine Bibliothek, die bei diesem Buch stehen geblieben war, sich wahrscheinlich nicht vergrößern würde.

Denn die Dekadenz einer unheilbar in ihrem Organismus getroffenen, durch das Alter der Ideen geschwächten und durch syntaktische Ausschweifungen erschöpften Literatur, die lediglich empfindlich war für Eigenarten, die Kranke fiebern machen, und trotzdem gerade auf dem absteigenden Ast alles ausdrücken, alle versäumten Freuden nachholen und auf dem Totenbett die feinsten und schmerzlichsten Erinnerungen hinterlassen wollen, diese Literatur war in Mallarmé am vollendetsten und erlesensten verkörpert.

Es waren die bis zu ihrem äußersten Ausdruck getriebenen Quintessenzen Baudelaires und Poes; ihre feinen, kräftigen, nochmals destillierten Substanzen, die neue Düfte, neuen Rausch ausstrahlten.

Die alte Sprache lag im Sterben, nachdem sie sich von

Jahrhundert zu Jahrhundert geschleppt hatte; sie löste sich auf und verfiel wie die lateinische Sprache, die in den geheimnisvollen Schriften und rätselhaften Ausdrücken des heiligen Bonifatius und des heiligen Adhelm, ihre letzten Seufzer tut.

Die Zersetzung der französischen Sprache war mit einem Schlag erfolgt. In der lateinischen Sprache bestand ein langer Übergang, ein Abstand von vierhundert Jahren zwischen dem farbigen und stolzen Satz eines Claudianus und Rutilius und dem gesuchten Verbum des VIII. Jahrhunderts. In der französischen Sprache war keine Zeit verstrichen, keine, Zeitalter waren vergangen; der farbige und stolze Stil der Brüder Goncourt und der gesuchte Stil Verlaines und Mallarmés stießen aufeinander, lebten in Paris zu gleicher Zeit, zur gleichen Epoche, im gleichen Jahrhundert.

Und des Esseintes lächelte, als er eines der aufgeschlagenen Bücher sah, die auf seinem Kirchenpult standen: eines Tages käme der Augenblick, da ein Gelehrter für die Dekadenz der französischen Sprache ein Glossarium schreiben würde gleich dem, darin der weise Du Cange das bange letzte Stammeln, das letzte Aufbäumen der lateinischen Sprache festgehalten hatte, die im Innern der Klöster altersschwach röchelte.

XV

Wie ein Strohfeuer sank seine Begeisterung für seinen Studentor in sich zusammen. Zunächst eingeschläfert, erwachte die nervöse Dyspepsie von neuem — und da rief die wärmende Essenz dieser Nahrung eine solche Verwirrung seiner Verdauung hervor, daß er sie nicht mehr fortsetzen konnte.

Die Krankheit ging ihren Gang; unbekannte Phänomene begleiteten ihren Verlauf. Nach Alpdrücken, Geruchshalluzinationen, Sehstörungen, trockenem Husten, der wie ein Uhrwerk funktionierte, Herzklopfen und kalten Schweißausbrüchen traten Gehörstörungen ein, die nur im letzten Stadium des Leidens zur Geltung kommen.

Von glühendem Fieber verzehrt, hörte des Esseintes plötzlich Wasserrauschen, Wespenschwirren, dann schmolzen alle Geräusche in eines zusammen, das dem Brummen eines Kreisels glich; dieses Brummen wurde stärker, schwächer und wurde nach und nach zum Silberton einer Glocke.

Da fühlte er, wie sein fieberndes Gehirn von musikalischen Wellen fortgetragen und er von mystischen Wirbeln seiner Kindheit eingehüllt wurde. Die bei den Jesuiten gelernten Gesänge tauchten wieder auf, und durch sie erstand das Pensionat wieder, die Kapelle, in der sie ertönt

waren: Ihre Halluzinationen wirkten im Dämmer der Gewölbe, vom Weihrauchduft umhüllt und beleuchtet vom bunten Schimmer der Kirchenfenster auf Auge und Ohr.

Bei den Patres vollzogen sich die religiösen Zeremonien mit großem Pomp; ein ausgezeichneter Organist machte mit bemerkenswerter Meisterschaft aus diesen geistigen Übungen einen künstlerischen Genuß, der dem Kult zugute kam. Der Organist war in die alten Meister verliebt, und an den Feiertagen zelebrierte er Messen von Palästrina und Orlando di Lasso, spielte Marcellos Psalmen, Händels Oratorien, Johann Sebastian Bachs Motetten; mit Vorliebe exekutierte er zu den weichen und leichten Kompilationen des Paters Lambillotte, die bei den Priestern sehr beliebt waren, »Laudi spirituali« aus dem sechzehnten Jahrhundert, deren priesterliche Schönheit des Esseintes manches Mal gefangen genommen hatte.

Vor allem hatte er unauslöschliche Eindrücke vom gregorianischen Kirchengesang empfangen, den der Organist trotz aller neuen Auffassungen gepflegt hatte.

Diese, heute als hinfällige und gotische Form der christlichen Liturgie, als archäologische Kuriosität, als Reliquie aus alter Zeit betrachtete Form war das Ausdrucksmittel der alten Kirche, die Seele des Mittelalters, der ewige Gesang, den die Seele mit allen Schwingungen sang, die Hymne, die sich seit Jahrhunderten zu Gott erhob. Diese traditionelle Melodie war die einzige, die sich mit ihrem kraftvollen Unisono, ihren feierlich-massiven Harmonien den alten Basiliken anpassen konnte, deren romanische Wölbungen sie erfüllte, als sei sie deren Stimme und Aus-

strahlung selbst.

Wie oft war des Esseintes von einem unwiderstehlichen Hauch umweht und erschüttert worden, wenn das »Christus factus est« des gregorianischen Gesanges sich im Kirchenschiff erhob, dessen Pfeiler im Weihrauchduft zitterten, oder das »De Profundis« aufschluchzte, düster wie ein verhaltenes Stöhnen, ergreifend wie ein verzweifelter Aufschrei der Menschheit, die ihr tödliches Geschick beweint und die Barmherzigkeit ihres Heilands anfleht!

Im Vergleich mit diesem herrlichen, vom Genie der Kirche geschaffenen, unpersönlichen Gesang, der zudem namenlos war wie die Orgel, deren Erfinder unbekannt geblieben ist, erschien ihm jede andere religiöse Musik profan. Denn in allen Werken Jomellis und Porporas, Carissimis und Durantes, in den herrlichsten Konzeptionen von Bach und Händel lag letzten Endes doch niemals der Verzicht auf öffentlichen Erfolg, das Opfer einer Kunstwirkung, die Verleugnung des menschlichen Stolzes, der sich beten hört; höchstens bestätigte sich der Kirchenstil ernst und erhaben in den herrlichen Messen, die Lesueur in Saint-Roch zelebriert hatte und die in bezug auf herbe Nacktheit dem gregorianischen Choral am nächsten standen.

Danach war die weltliche Kunst in die liturgische eingedrungen, die durch Rossinis und Pergolesis Einleitungen zum »Stabat« von Grund auf revolutioniert wurde; des Esseintes hatte sich von diesen Werken, welche die nachsichtige Kirche duldet, zurückgezogen.

Im übrigen hatte diese Schwäche, die dem Wunsch der

Gläubigen trügerisch entgegenkam, bald dazu geführt, daß man Gesänge aus italienischen Opern entlehnte und gemeine Kavatinen und indezente Quadrillen mit großem Orchester in den Kirchen spielte, die so zu Boudoirs wurden, beherrscht von Histrionen, die auf den Emporen röhren, während sich unten die Frauen zu den Schreien der Komödianten, deren unreine Stimmen die heiligen Töne der Orgel besudelten, mit Toilettenkünsten aufteilten!

Seit Jahren hatte des Esseintes sich hartnäckig geweigert, an diesen frommen Genüssen teilzunehmen; er blieb bei seinen Kindheitserinnerungen, er bedauerte es sogar, einige von großen Meistern ersonnene »Tedeums« gehört zu haben, wenn er an das gregorianische »Tedeum« dachte, an diese schlichte und grandiose Hymne, die irgendein Heiliger, ein Sankt Ambrosius oder Sankt Hilarius, komponiert hatte, der in Unkenntnis der komplizierten Hilfsmittel eines Orchesters und statt der musikalischen Mechanik der modernen Wissenschaft glühenden Glauben und jubelnden Eifer offenbarte, die überzeugend und fast überirdisch aus der Seele der ganzen Menschheit emporstiegen!

Außerdem standen des Esseintes' Gedanken über Musik im offenen Widerspruch zu seinen Theorien über alle anderen Künste. Von religiöser Musik billigte er lediglich die Mönchsmusik des Mittelalters, die instinktiv auf die Nerven wirkte wie gewisse Seiten aus den christlich-lateinischen Dichtern; dann — und das gab er selbst zu — war er nicht imstande, die Listen zu verstehen, welche die zeitgenössischen Meister in die katholische Kunst einge-

führt haben mochten; er hatte Musik nicht mit der gleichen Leidenschaft wie Malerei und andere Wissenschaften studiert. Er spielte wie der erste beste etwas Klavier und konnte stotternd und stolpernd gerade eine Partitur entziffern, aber die Harmonie und die Technik kannte er nicht, deren man bedarf, um wirklich eine Nuance zu erfassen, um eine Feinheit auszukosten und in vollem Verständnis ein Raffinement zu genießen.

Andererseits ist die weltliche Musik eine Kunst der Herablassung, wenn man sie nicht allein zu Hause lesen kann wie ein Buch; um sie zu hören, muß man sich mit dem stets gleichen Publikum gemein machen, das die Theater überfüllt und den großen Konzertsaal belagert, in dem man unter strahlendem Licht und in der Atmosphäre eines Badezimmers einen Mann bemerkt, der in der Luft eine Remoulade schlägt und aus dem Zusammenhang gerissene Bruchstücke Wagners zur Riesenfreude einer blöden Menge zerhackt!

Er hatte nicht den Mut gehabt, sich in dieses Massenbad zu stürzen, um Berlioz zu hören, dessen Musik ihn teilweise sehr ergriffen hatte durch ihre leidenschaftlichen Steigerungen und springenden Fugen, aber ebenso bestimmt wußte er, daß es keine Szene, keinen Opernsatz des herrlichen Wagner gab, die man ungestraft vom Ganzen hätte lösen dürfen.

Die abgeschnittenen und auf der Platte eines Konzerts servierten Stücke verloren jede Bedeutung, blieben sinnlos, denn gleich Kapiteln, die einander vervollständigen und alle auf das gleiche Ziel gehen, gebrauchte Wagner seine

Melodien, um den Charakter seiner Gestalten zu umreißen, um sie zu motivieren, um ihre sichtbaren oder geheimen Gründe zu geben; ihre sinnreichen und ständigen Wiederholungen waren nur für die Hörer verständlich, die das Thema schon von seiner Exposition an verfolgten und dabei sahen, wie die Gestalten sich nach und nach deutlicher abhoben und in einer Umgebung wuchsen, aus der man sie — gleich Zweigen, die man von den Bäumen schlägt — nicht herausnehmen konnte, ohne daß sie an Kraft verloren.

Übrigens war des Esseintes auch der Meinung, daß von der Menge der Musikbegeisterten, die sich sonntags auf den Bänken drängten, kaum zwanzig die Partitur verstanden, die rasch heruntergespielt wurde — falls die Schließerinnen so freundlich waren, den Mund zu halten, damit man das Orchester hören könne.

Da außerdem von dem intelligenten Patriotismus verhindert wurde, daß ein französisches Theater eine Oper von Wagner aufführte, gab es für die Wißbegierigen, welche die Geheimnisse der Musik kennen und sich nicht nach Bayreuth begeben können oder wollen, nur die Möglichkeit, zu Hause zu bleiben, und diesen vernünftigen Entschluß hatte er gefaßt.

Andererseits fesselten ihn die bekannteren, leichteren und unabhängigeren Bruchteile aus alten Opern durchaus nicht; die Triller von Auber und Boieldieu, Adam und Flotow und die rhetorischen Gemeinplätze von Ambroise Thomas und Bazin waren ihm ebenso zuwider wie die veralteten Mätzchen und die gewöhnliche Anmut der Ita-

liener. Er hatte sich also entschlossen von der Musik entfernt, und während der langen Jahre dieser Enthaltbarkeit dachte er mit wahrer Freude nur an einige Kammermusikabende, an denen er Beethoven, hauptsächlich aber Schumann und Schubert gehört, die seine Nerven genauso zermalmt hatten wie Edgar Allan Poes geheimnisvollste und qualvollste Gedichte.

Manche Stücke für Violoncello von Schumann hatten ihn geradezu in der Hysterie erstickt; hauptsächlich aber hatten ihn Lieder von Schubert gepackt, ihn außer sich gebracht und dann beruhigt wie nach einem Verlust von Nervenfluidum, wie nach einem mystischen Seelengelage.

Diese Musik drang ihm bis ins Innerste und erweckte unzählige vergessene Leiden, den alten Spleen in seinem Herzen, das erstaunt war, so viel verwirrtes Elend und so viel vagen Schmerz zu bergen. Diese Musik, die trostlos aus dem Tiefsten des Seins schrie, berauschte und erfüllte ihn mit Schrecken. Immer, wenn er die »Klage eines jungen Mädchens« hörte, traten ihm Tränen in die Augen, denn in dieser Klage lag mehr als nur Erschütterndes, lag etwas Entwurzeltes, das sein Inneres zerriß — etwas wie das Ende einer Liebe in einer traurigen Landschaft.

Und immer, wenn diese erlesenen und düsteren Klagen ihm auf die Lippen traten, erweckten sie für ihn einen Ort in der Umgebung, einen herben, stummen Ort, da lautlos, fernhin Menschen, die das Leben gemartert hatte, zu zweit gebeugt in die Dämmerung schreiten — er aber fühlte sich von Bitternissen und Überdruß erstickt allein in der trostlosen Natur, ganz allein, niedergedrückt von unsagbarer

Melancholie und unabwendbarer Verlassenheit, deren geheimnisvolle Intensität jeden Trost, jedes Mitleid, jede Ruhe ausschloß. Gleich einer Totenglocke verfolgte ihn dieser Verzweiflungssang, als er jetzt im Fieber zu Bett lag und von einer Angst geschüttelt wurde, die um so stärker und unheilbarer war, als er ihre Ursache nicht kannte. Schließlich ließ er sich abtreiben, mitreißen vom Strom der Angstgefühle, welche diese Musik hervorgerufen hatte, und die minutenlang eingedämmt wurden von Psalmen, deren langsame und tiefe Melodie er nun vernahm, während Glockenklöppel auf seine schmerzenden Schläfen zu hämmern schienen.

Eines Morgens endlich ließen diese Geräusche nach; er hatte sich wieder etwas in der Gewalt und bat den Diener um einen Spiegel; der glitt ihm sofort aus der Hand; er erkannte sich kaum wieder; sein Gesicht war erdfarben, seine Lippen waren geschwollen und trocken, die Zunge belegt, die Haut runzelig; Haare und Bart, die der Diener seit der Krankheit nicht mehr geschnitten hatte, machten das hohle Gesicht mit den großen wässrigen Augen, die in diesem Totenschädel mit gestäubten Haaren fiebrig glänzten, noch grauenvoller. Mehr als seine Schwäche, mehr als die unbezwingbaren Brechanfälle, die jede Nahrungsaufnahme unmöglich machten, ja mehr als sein ganzer Zustand erschreckte ihn diese Verwandlung seines Gesichts. Er hielt sich für verloren; dann fand er in dieser Hoffnungslosigkeit Energie genug, um sich aufzurichten, einen Brief an seinen Arzt in Paris zu schreiben und den Diener sofort damit nach Paris zu schicken mit der Weisung, den Arzt

um jeden Preis noch am gleichen Tag nach Fontenay zu bringen.

Dann sprang er von tiefster Verzweiflung plötzlich zu starker Hoffnung über; dieser Arzt war ein berühmter Spezialist, der für seine Heilerfolge bei nervösen Krankheiten bekannt war: »Er wird schon hartnäckigere und gefährlichere Fälle als meinen geheilt haben«, sagte sich des Esseintes; »sicher bin ich in ein paar Tagen wieder auf den Beinen!« Auf dieses Zutrauen folgte gleich darauf wieder vollkommene Enttäuschung. »So gelehrt und intuitiv die Ärzte auch sein mögen, von Neurosen, deren Ursprung sie bis heute noch nicht kennen, verstehen sie nichts.« Wie die anderen würde auch dieser ihm das ewige Zinkoxyd und Chinin, Brom und Valeriana verschreiben; »... wer weiß«, fuhr er in seinem Gedankengang fort und klammerte sich an einen Strohalm, »wenn diese Medikamente mir bisher untreu gewesen sind, dann hat es wahrscheinlich daran gelegen, daß ich sie nicht richtig dosiert angewandt habe.«

Trotz allem belebte ihn dieses Warten auf eine Erleichterung, aber eine neue Befürchtung ergriff ihn: Angenommen, der Arzt ist in Paris und bereit, nach Fontenay zu kommen; und sofort erfaßte ihn die Angst, der Diener könnte ihn nicht antreffen. Wieder brach er zusammen, stürzte von einer Sekunde zur anderen von wahnsinnigster Erwartung in irrsinnigste Qual, übertrieb seine Hoffnung auf rasche Genesung und seine Angst vor drohender Gefahr; Stunden vergingen, und der Augenblick kam, da er verzweifelt, am Ende seiner Kräfte und überzeugt, der Arzt käme nicht, sich wütend immer wieder sagte, daß er,

hätte er beizeiten ärztliche Hilfe in Anspruch genommen, bestimmt gerettet worden wäre; dann schwand sein Zorn gegen den Diener und den Arzt, die er beschuldigte, ihn sterben zu lassen, und schließlich ergrimmete er gegen sich selbst: Er warf sich vor, zu lange gewartet zu haben und war überzeugt, daß er schon gesund wäre, wenn er nur am Abend vorher kräftigende Medizin und sorgfältige Pflege beansprucht hätte.

Nach und nach beruhigte sich dieses Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, das seinen leeren Kopf erschütterte; diese Aufregungen erledigten ihn vollends; er verfiel in einen Erschöpfungsschlummer, der durchkreuzt wurde von unzusammenhängenden Träumen, von einer Art Synkope mit unbewußtem Wachsein; er hatte so gründlich das Bewußtsein seiner Wünsche und Befürchtungen verloren, daß er teilnahmslos keine Verwunderung und keine Freude empfand, als plötzlich der Arzt eintrat.

Der Diener hatte ihn zweifellos von des Esseintes' Lebensführung und von den verschiedenen Symptomen unterrichtet, die er selbst seit dem Tage hatte beobachten können, als er seinen Herrn, von der Gewalt der Gerüche besiegt, ohnmächtig am Fenster aufgehoben hatte, denn der Arzt fragte den Kranken, dessen Krankheit und Anamnese er übrigens seit langem kannte, kaum etwas; aber er untersuchte, beobachtete ihn und prüfte sorgsam den Urin, in dem gewisse weiße Fäden ihm eine der Hauptursachen der Neurose enthüllten. Er schrieb ein Rezept und ging ratlos, nicht ohne seine baldige Rückkehr in Aussicht gestellt zu haben.

Dieser Besuch stärkte des Esseintes, der trotzdem über dieses Schweigen entsetzt war und den Diener beschwor, ihm nicht länger die Wahrheit zu verschweigen. Der versicherte, daß der Arzt keinerlei Besorgnis hätte, und so mißtrauisch des Esseintes auch war, er konnte keinerlei lügnersches Zögern auf dem ruhigen Gesicht des alten Mannes entdecken.

Da wurden seine Gedanken heiterer; seine Schmerzen hatten außerdem völlig nachgelassen, und die Schwäche, die er in allen Gliedern fühlte, war irgendwie süß, schlummerte ihn langsam ein; außerdem war er erstaunt und zufrieden, nicht mit Medikamenten und Mittelchen überfallen zu werden, und ein bleiches Lächeln bewegte seine Lippen, als der Diener ein Peptonklistier brachte und ihm mitteilte, daß er das dreimal am Tage wiederholen würde.

Die Prozedur gelang, und des Esseintes konnte nicht umhin, sich zu diesem Ereignis zu beglückwünschen, das gleichsam das Dasein, das er sich geschaffen hatte, krönte; jetzt hatte seine Neigung zum Künstlichen, sogar ohne seinen Willen, die höchste Erhörung gefunden; weiter konnte man nicht gehen; die auf diesem Wege absorbierte Nahrung war der Gipfel der Abweichung.

Es wäre herrlich, sagte er sich, könnte man auch als gesunder Mensch dieses einfache Verfahren fortsetzen. Welche Zeitersparnis, welche radikale Befreiung von dem Widerwillen, den viele Menschen gegen Fleisch haben! Welche endgültige Befreiung von der leidigen Mühe, sich immer wieder Gerichte auszusuchen! Welch energischer Pro-

test gegen die gemeine Sünde der Gefräßigkeit! Und welche herrliche Beleidigung der alten Natur, deren einförmige Forderungen ein für allemal hinfällig wurden!

Und halblaut fuhr er fort: Man könnte sich durch einen anregenden Trank leicht Appetit machen; dann würde man sich logischerweise sagen: »Wie spät ist es eigentlich? Ich könnte mich eigentlich zu Tisch setzen! Mir fällt der Magen in die Stiefel« – und den Tisch decken, indem man das würdevolle Instrument auf das Tischtuch legte – dann das Tischgebet, und die langweilige, gemeine Fron der Mahlzeit wäre überwunden!

Einige Tage darauf brachte der Diener ein Klistier, dessen Farbe und Geruch sich absolut vom Peptongeruch unterschieden.

– »Aber das ist doch nicht mehr dasselbe«, rief des Esseintes und betrachtete höchst aufgeregt die Flüssigkeit im Apparat. Wie im Restaurant verlangte er die Karte und las das entfaltete Rezept des Arztes:

Lebertran 20 Gr.
Rindersaft 200 Gr.
Burgunder 200 Gr.
Eigelb 1

Er wurde nachdenklich. Er, der sich wegen seines schwachen Magen nie recht um Kochkunst gekümmert hatte, überraschte sich dabei, wie er über leckere Kombinationen nachdachte; dann schoß ihm ein verschrobener Gedanke durchs Gehirn. Vielleicht hatte der Arzt geglaubt, der sonderbare Gaumen seines Patienten sei des Peptonge-

schmacks schon müde; vielleicht hatte er gleich einem geschickten Küchenchef den Geschmack der Speisen verändern und verhindern wollen, daß die Eintönigkeit gleicher Gerichte zu völliger Appetitlosigkeit führte. Einmal auf der Fährte solcher Erwägungen, verfaßte des Esseintes unbekannte Rezepte, indem er zum Beispiel für den Freitag ein mageres Menü zusammenstellte: Die Dosis Lebertran und Wein wurde verstärkt, die Dosis Rindersaft gestrichen wie ein fettes Gericht, das die Kirche verbietet; aber bald brauchte er über derlei nicht mehr nachzudenken, denn es gelang dem Arzt, den Brechreiz zu beheben und ihm auf dem gewöhnlichen Wege einen pulverisierten Fleischsirup einzuflößen, dessen Kakaogeschmack seinem wirklichen Munde wohltat.

Wochen vergingen, und der Magen entschloß sich, zu funktionieren; manchmal kamen noch Übelkeiten, die aber durch Ingwer niedergehalten wurden.

Nach und nach kräftigten sich die Organe wieder; von Pepsin unterstützt, wurde auch richtiges Fleisch verdaut; die Kräfte kehrten zurück, und des Esseintes konnte in seinem Zimmer aufstehen und am Stock gehen, indem er sich auf die Möbel stützte; anstatt sich über diesen Erfolg zu freuen, vergaß er die entschwundenen Leiden, ärgerte sich über die lange Dauer der Genesung und machte es dem Arzt zum Vorwurf, ihn so langsam vorwärts zu bringen. Allerdings verlangsamten unnütze Versuche die Heilung; nachdem die Chinafieberrinde ebensowenig wie Eisen mit Laudanum genützt hatte, mußte man nach vierzehn mit vergeblichen Bemühungen verlorenen Tagen zu

Arsenpräparaten greifen, wie des Esseintes ungeduldig konstatierte.

Schließlich kam der Augenblick, wo er ganze Nachmittage aufbleiben und sich ohne fremde Hilfe durch alle Zimmer bewegen konnte. Da ärgerte ihn sein Arbeitszimmer; Fehler, die er aus Gewohnheit übersehen hatte, sprangen ihm nun in die Augen, da er lange abwesend gewesen war. Die Farben, die für Lampenlicht gedacht waren, schienen im Tageslicht nicht zueinander zu passen. Er erwog Änderungen und kombinierte stundenlang raffinierte Farbzusammenstellungen und vermessene Stoff- und Kupferharmonien.

— »Ich werde sicher gesund«, sagte sich des Esseintes, als er so die Rückkehr seiner alten Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen konstatierte.

Als er eines Morgens seine orangeblauen Wände betrachtete, von idealen Bespannungen aus griechischen Kirchenstolen und von kostbaren russischen Dalmatiken träumte, die mit slawischen Lettern aus Uraedelsteinen und Perlenreihen durchwebt sein mußten, trat der Arzt ein; als er die Blicke des Kranken sah, fragte er ihn.

Des Esseintes teilte ihm seine unerfüllbaren Wünsche mit und begann, von neuen Farbempfindungen, Paarungen und Abgründen von Tönen zu sprechen, die er auszuführen gedachte, so daß der Arzt ihm eine kalte Dusche über den Kopf goß mit der peremptorischen Erklärung, daß er seine Pläne jedenfalls nicht in dieser Wohnung zur Ausführung bringen würde.

Und, ohne ihm Zeit zum Verschnaufen zu lassen, er-

klärte er, daß er zunächst in aller Eile die Verdauungsstörungen beseitigt habe, nun müsse man die Neurose anpacken, die keineswegs geheilt und Jahre sorgfältigster Pflege beanspruchen würde. Und schließlich fügte er noch hinzu, daß des Esseintes vor jedem Heilversuch, vor der Anwendung eines hydrotherapeutischen Verfahrens — das in Fontenay übrigens gar nicht durchzuführen war — unbedingt aus dieser Einsamkeit heraus wieder nach Paris in eine gewöhnliche Lebensführung müßte, um sich wie andere Menschen zu zerstreuen.

— »Aber mich zerstreuen die Zerstreungen der anderen nicht«, rief des Esseintes entrüstet.

Ohne auf ihn zu hören, versicherte der Arzt einfach, daß diese radikale Änderung der Lebensweise, die er forderte, in seinen Augen eine Entscheidung zwischen Leben und Tod sei, zwischen Leben und binnen kurzem durch Tuberkulose kompliziertem Wahnsinn.

— »Dann bedeutet es den Tod oder die Galeere!« sagte des Esseintes verzweifelt. Der Arzt, der mit allen Vorurteilen eines Mannes von Welt durchtränkt war, lächelte und schritt zur Tür, ohne ihm zu antworten.

XVI

Des Esseintes schloß sich in seinem Schlafzimmer ein und verstopfte sich die Ohren, um sich vor den Hammerschlägen zu schützen, die auf die vom Diener gepackten Kisten niedersausten; jeder Schlag traf sein Herz und schmerzte ihn körperlich. Der Befehl des Arztes wurde ausgeführt; die Furcht, nochmals die erlittenen Schmerzen ertragen zu müssen, die Angst vor einer entsetzlichen Agonie hatte mächtiger auf des Esseintes gewirkt als der Haß auf das elende Dasein, zu dem der medizinische Urteilspruch ihn verurteilte.

Und trotzdem, sagte er sich, gibt es Leute, die einsam leben, mit niemandem sprechen, die sich gleich Einsiedlern und Trappisten von der Welt abschneiden — und nichts beweist, daß diese Unglücklichen und diese Weisen wahnsinnig oder schwindsüchtig werden. Diese Beispiele hatte er auch dem Arzt erzählt; vergeblich; der hatte trocken und jeden Widerspruch ausschließend wiederholt, sein — übrigens von allen Autoritäten bestätigtes — Verdikt bliebe unerschütterlich dabei, daß Zerstreung, Vergnügen und Freude allein diese Krankheit beeinflussen könnten, deren geistige Seite der chemischen Kraft von Heilmitteln unzugänglich sei; und ungeduldig geworden durch die nicht endenden Einwände seines Patienten hatte

er zum letzten Mal erklärt, daß er sich weigere, ihn weiter zu behandeln, wenn er nicht einverstanden sei, eine Luftveränderung und überhaupt eine Änderung seiner Lebensweise vorzunehmen.

Des Esseintes hatte sich sofort nach Paris begeben, andere Spezialisten konsultiert, hatte ihnen unparteiisch seinen Fall vorgetragen, und da alle ohne Zögern die Vorschriften ihres Kollegen gebilligt hatten, hatte er in einem neuen Haus eine Wohnung gemietet, die noch leer war und war weiß vor Wut nach Fontenay zurückgekehrt, um dem Diener Anweisungen zum Packen zu geben.

In seinen Sessel gelehnt, grübelte er über den raschen Befehl nach, der seine Pläne über den Haufen warf, sein gegenwärtiges Leben zerbrach und die Zukunft zerstörte. Seine glückliche Zeit war also zu Ende! Er mußte den Hafen verlassen, der ihn geschützt hatte und wieder auf das Meer der Dummheit hinaus, das ihn ehemals fast verschlungen hatte!

Die Ärzte sprachen von Vergnügungen und Zerstreuungen; mit wem denn? Und wodurch? Wie dachten sie sich das eigentlich?

Hatte er sich nicht selbst aus der Gesellschaft verbannt? Kannte er einen Menschen, dessen Existenz wie seine eigene den Versuch darstellte, sich auf Betrachtung zu beschränken und zu träumen? Kannte er einen Menschen, der fähig war, die Zartheit eines Satzes, die Feinheit einer Malerei, die Quintessenz einer Idee zu fassen? Oder einen, dessen Seele genugsam modelliert war, um Mallarmé zu verstehen und Verlaine zu lieben?

Wo, wann? in welcher Welt sollte er suchen, um einen Zwillingsgeist zu entdecken, einen von Gemeinplätzen losgelösten Geist, der das Schweigen wie eine Wohltat, die Undankbarkeit wie eine Erleichterung und das Mißtrauen wie eine Schutzhütte, wie einen Hafen segnete?

In der Welt, in der er vor seiner Übersiedlung nach Fontenay gelebt hatte? — Die Junker, mit denen er verkehrt hatte, mußten seither in den Salons vor den Spieltischen noch dümmer und von den Lippen der jungen Mädchen noch impotenter geworden sein; noch mehr würden sogar verheiratet sein; ihr Leben lang hatten sie von fremden Tischen genascht, jetzt ließen ihre Frauen manches unter den Tisch fallen — und das Volk, der Meister der Logik, kam niemals zu kurz!

Welch' schöne Kette, Welch' angenehmer Tausch, den eine törichte Gesellschaft da aufrechterhielt! dachte des Esseintes.

Im übrigen war der zersetzte Adel tot; die Aristokratie war verblödet oder versumpft. Sie erlosch in der Verderbtheit ihrer Nachkommen, deren Fähigkeiten mit jeder Generation nachließen und in Stallknecht- oder Jockeygesichtern Gorillagelüste zur Schau trugen oder wie die Choiseul-Pralins, die Polignacs und die La Chevreuse's durch schmutzige Prozesse geschleift und dadurch den anderen gleich wurden.

Selbst die Paläste, die Wappen, die heraldische Haltung, der Prunk dieser alten Kaste hatten aufgehört. Da der Landbesitz nichts mehr einbrachte, war er mit den Schlössern zusammen versteigert worden, denn die verdummten

Nachkommen der alten Geschlechter hatten kein Geld für ihre Ausschweifungen!

Die gewissenlosesten und abgestumpftesten legten jede Scham ab; sie wurden in schmutzige Geschichten verwickelt, machten Geschäfte und erschienen wie gemeine Spitzbuben vor den Geschworenen; sie gaben der menschlichen Rechtsprechung, die nicht immer parteiisch sein konnte, ein höheres Ansehen, indem sie Bibliothekare in Zuchthäusern wurden!

Diese Gewinnsucht und Habgier hatte sich auch einer anderen Klasse bemächtigt, die sich stets auf den Adel gestützt hatte, nämlich der Geistlichkeit. Auf den Rückseiten der Zeitungen las man von Hühneraugenheilungen durch einen Priester. Die Klöster hatten sich in Apotheken und Likörfabriken verwandelt. Sie verkauften Rezepte oder verkauften sogar: der Orden von Citeaux Schokolade; die Trappisten Gießnahrung und Arnikatinktur; die Marienbruderschaft Biphosphatpräparate und Büchsenwasser; die Jacobiner Schlagflußelixier; die Schüler des heiligen Benedikt Benediktinerlikör; die Anhänger des heiligen Bruno Kartäuserschnaps.

Der Handel war in die Klöster eingedrungen, wo statt der Antiphonarien Geschäftsbücher auf den Gebetpulten lagen. Wie ein Aussatz verwüstete die Habgier des Jahrhunderts die Kirche, beugte Mönche über Aufstellungen und Rechnungen, verwandelte die Priore in Konfiseure und Medikaster und die Laienbrüder und Konvertiten in gemeine Packer und niedrige Handlanger.

Und trotz allem konnte des Esseintes nur bei Geistlichen

auf ein gewisses Verständnis für seine Neigungen hoffen; in der Gesellschaft der im allgemeinen gebildeten und wohlerzogenen Domherren hätte er manchen angenehmen und beruhigenden Abend verbringen können, aber dazu hätte er ihre Glaubensmeinungen teilen müssen und nicht zwischen skeptischen Gedanken und Ansätzen und zum Übergang schwanken dürfen, die, emporgehoben von Erinnerungen an seine Kindheit, ab und zu wieder an die Oberfläche traten.

Er mußte durchaus ihrer Meinung sein und nicht, wie er es geradezu mit Vorliebe in seinen Glaubensanfällen tat, einen Katholizismus gelten lassen, in dem, wie etwa unter Heinrich III., etwas Magie und am Ende des letzten Jahrhunderts etwas Sadismus war. Dieses besondere Kirchentum, dieser entartete und künstlich perverse Mystizismus, dem er sich in gewissen Stunden näherte, konnte mit einem Priester nicht einmal erörtert werden — er hätte ihn nicht verstanden oder mit Abscheu von sich gewiesen.

Zum zwanzigsten Mal beschäftigte ihn dieses unlösbare Problem. Er wünschte, dieser Zwischenzustand, in dem er sich vergebens quälte, nähme ein Ende; jetzt, da er sich häuten mußte, hätte er sich am liebsten dazu zwingen mögen, den Glauben zu erringen, ihn sich einzuimpfen, ihn fest in seine Seele zu schrauben, um ihn endlich gegen alle Erwägungen zu schützen, die ihn erschüttern und seiner Wurzeln berauben; je stärker er ihn jedoch ersehnte und je weniger sein Geist sich erholte, um so länger zögerte die Erleuchtung. Je mehr sein Glaubenshunger zunahm, je öfter er mit allen Kräften wie eine Erlösung für die Zukunft,

wie eine Stütze für sein neues Leben den Glauben erlebte, den er zwar ahnen konnte, dessen Fernbleiben ihn jedoch erschreckte, um so vielfältigere Gedanken erfüllten seinen widerstrebenden Geist, verwarfen seinen haltlosen Entschluß und widerlegten mit Vernunftgründen und mathematischen Beweisen Mysterien und Dogmen!

Man dürfte nicht mit sich selbst diskutieren dürfen, dachte er schmerzlich; man müßte die Augen schließen können und sich vom Strom mitreißen lassen, die verdamnten Entdeckungen vergessen, die das Gebäude des Glaubens seit zwei Jahrhunderten von oben bis unten zerstören.

Und nicht einmal die Physiologen und Ungläubigen zertrümmerten den Katholizismus, sondern die Priester mit ihren ungeschickten Arbeiten, die selbst den hartnäckigsten Katholiken abstoßen.

Hatte sich nicht bei den Dominikanern ein Doktor der Theologie, ein Predigerbruder, R. P. Rouard gefunden, der in einer Broschüre »Über die Fälschung der Sakramentsubstanzen« peremptorisch bewiesen hatte, daß der größte Teil der Messen aus dem Grunde nicht gültig wäre, weil die verwandten Stoffe durch Krämer verunedelt seien.

Seit Jahren war das heilige Öl mit Geflügelfett verfälscht, das Wachs mit Knochenbein, der Weihrauch mit gewöhnlichem Harz und Benzoe. Viel schlimmer aber war es, daß die für das heilige Sakrament unentbehrlichen zwei Substanzen, ohne die kein Sakrament möglich ist, auch verfälscht worden waren: der Wein durch mehrfachen Verschnitt, durch unerlaubte Beimischung von Attichbee-

ren, Alkohol, Alaun und Bleiglätte; das Brot, das Brot der Eucharistie, das aus feinstem Weizen geknetet sein muß, durch Beimengung von Bohnenmehl, Pottasche und Ton!

Jetzt war man sogar noch weiter gegangen; man hatte es gewagt, das Getreide ganz fortzulassen, und schamlose Fabrikanten stellten nun fast alle Hostien aus Kartoffelstärke her!

Gott aber weigerte sich, in diese Stärke herabzusteigen; das war eine feststehende, unleugbare Tatsache; im zweiten Band seiner Moraltheologie hatte Seine Eminenz der Kardinal Gousset desgleichen diesen Betrug vom göttlichen Standpunkt aus ausführlich erörtert; und nach der unbestreitbaren Autorität dieses Meisters konnte man aus Hafermehl, Buchweizen oder Gerste gebackenes Brot nicht weihen; für Brot aus Roggen bestanden Zweifel, aber es gab keinerlei Diskussion und es konnte keine Erörterung möglich sein, wenn es sich um ein Abfallmehl handelte, das — wie der kirchliche Ausdruck dafür lautet — in keiner Weise ein für das Sakrament kompetenter Stoff ist.

Infolge der Verbreitung der Stärke und des schönen Aussehens der aus diesem Stoff hergestellten ungesäuerten Brote hatte sich diese unwürdige Spitzbüberei so eingeführt, daß das Mysterium der Transsubstantiation fast niemals mehr bestand und die Priester und die Gläubigen, ohne es zu wissen, mit einem Neutrum kommunizierten.

Oh, die Zeit war fern, da Radegonde, die Königin von Frankreich, noch selbst das Brot bereitete, das für die Altäre bestimmt war, die Zeit, da nach den Sitten von Cluny drei Priester oder drei Diakone, nüchtern, in Chorhemden

und Ornat gehüllt, sich Gesicht und Hände wuschen, den Weizen Korn für Korn siebten, unter einem Stein zermahlten, den Teig in klarem, kaltem Wasser kneteten und selbst das Brot backten, indem sie Psalmen dabei sangen!

Trotz allem, sagte sich des Esseintes, trägt diese Aussicht, immer, selbst beim heiligen Abendmahl, der Betrogene zu sein, nicht eben dazu bei, schon wankenden Glauben wieder zu festigen; und wie sollte man an eine Allmacht glauben, die ein Brocken Stärke und ein Hauch Alkohol zu hemmen vermögen?

Diese Gedanken verdunkelten seine Zukunft noch mehr und machten den Horizont drohender und schwärzer.

Für ihn gab es keinen Hafen, kein Obdach. Was sollte aus ihm werden in Paris, wo er weder Familie noch Freunde hatte? Kein Band verknüpfte ihn mehr mit dem Faubourg Saint-Germain, der vor Alter meckerte, in Staub zerfiel und in einer neuen Gesellschaft lag wie in einer zertrümmerten, leeren Schale! Und welche Berührungspunkte konnte es zwischen ihm und jener Klasse von Bürgern geben, die noch emporgekommen waren, nachdem sie durch Unglück reich geworden waren und vor keiner Katastrophe zurückschreckten, um Respekt vor ihren Überfällen und Diebstählen zu fordern?

Nach der Geburtsaristokratie herrschte jetzt die Geldaristokratie, das Kalifat der Kontore, der Despotismus der Rue du Sentier, die Tyrannei des Krämers mit engen und käuflichen Gedanken, eitlen und betrügerischen Instinkten.

Verbrecherischer, widerlicher als der verarmte Adel und

die verfallene Geistlichkeit nahm die Bourgeoisie noch deren frivoles Protzenthum, deren hinfällige Großsprecherei an; durch ihren Mangel an Lebenskenntnis war sie noch elender, übernahm ihre Fehler und machte sie zu scheinheiligen Lastern; autoritativ und verschlagen, feige und listig, hämmerte die Bourgeoisie mitleidlos auf ihr ewiges Opfer, die Proletarier, los, denen sie selbst den Maulkorb abgenommen und die sie aufgehetzt hatte, den alten Kasten an die Gurgel zu springen!

Jetzt war es soweit. Das Volk hatte seine Schuldigkeit getan und sich aus hygienischen Rücksichten weiß geblutet; der wieder sicher gewordene Bürger saß als Herrscher von seines Geldes und seiner Dummheit Ansteckungskraft Gnaden jovial auf dem Thron. Das Ergebnis seiner Thronbesteigung: Zerschmetterung aller Intelligenz; Leugnung jeder Ehrlichkeit; Tod jeder Kunst; und wirklich, die Künstler waren in die Knie gesunken und küßten voll Eifer die stinkenden Füße der hohen Roßtäuscher und niederen Satrapen, von deren Almosen sie lebten!

In der Malerei — eine Sintflut reichlicher Narrheiten; in der Literatur — unerträglicher platter Stil und feige Gedanken, denn der Schieber wollte Anständigkeit und der Freibeuter, der für seinen Sohn eine Mitgift ergattern und sie seiner Tochter verweigern wollte, Tugend daraus schöpfen und keusche Liebe der Voltairianer, der die Geistlichkeit der Vergewaltigung beschuldigte, selbst aber, scheinheilig wie ein Tier in verdunkelten Zimmern das Seifenwasser der Waschschüsseln und den lauen Geruch schmutziger Frauenkleider einatmete!

Das große amerikanische Bagno war auf unseren Kontinent verpflanzt; es war letzten Endes die ungeheure, die tiefe, die unvergleichliche Gemeinheit des Geldmannes und Emporkömmlings, die gleich einer verworfenen Sonne über der Stadt glänzt, die, flach auf dem Bauch liegend, vor dem verruchten Tabernakel der Banken unreine Gesänge intoniert!

»So stürze zusammen, Gesellschaft, stirb, alte Welt!« — rief des Esseintes außer sich über die Schändlichkeit des von ihm beschworenen Bildes; dieser Schrei zerbrach den Alp, der ihn bedrückte.

»Oh«, seufzte er, »und all das ist kein Traum! Ich muß zurück in den schmäßlichen, knechtischen Wirbel des Jahrhunderts!« Und um sich zu trösten, erinnerte er sich der beruhigenden Maximen Schopenhauers; er wiederholte sich den schmerzlichen Ausspruch Pascals: »Alles betrübt die Seele, wenn sie darüber nachdenkt«, aber die Worte tönnten in seinem Geiste wie sinnlose Laute; sein Widerwillen zersetzte sie, nahm ihnen jede Bedeutung, jede beruhigende Kraft, die sanft hätte trösten können.

Schließlich sah er ein, daß die Erwägungen des Pessimismus ihn nicht zu trösten vermochten — nur der unmögliche Glaube an ein zukünftiges Leben konnte Zuversicht verleihen.

Wie ein Orkan fegte ein Wutanfall seine Versuche fort, zu resignieren oder gleichgültig zu bleiben. Er konnte es sich nicht verheimlichen: Es gab nichts, gar nichts, alles war zerschmettert; auf den Ruinen der alten Kirche, die zu einer von schamlosen Streichen besudelten Trümmerstätte

geworden war, lagen die Bürger auf den Knien. Mußten denn der fürchterliche Gott der Genesis und der bleiche Gekreuzigte von Golgatha nicht alle erloschenen Krater wieder Feuer speien und Flammen vom Himmel fallen lassen, die abermals die heimgesuchten Städte verzehren sollten? Sollte denn der Schlamm weiterfließen und mit seiner Pestilenz die alte Welt erfüllen, darin nur die Saat des Unrechts wucherte und Sünden geerntet wurden?

Die Tür wurde aufgerissen; im Türrahmen sah er Leute mit Mützen, ausrasierten Wangen und kleinem Kinnbart Möbel verladen, dann schloß sich die Tür wieder hinter dem alten Diener, der einen Stoß Bücher heraustrug.

Des Esseintes fiel erschöpft in einen Sessel.

»In zwei Tagen bin ich in Paris — dann ist alles zu Ende; wie eine Springflut steigen die Wogen der menschlichen Mittelmäßigkeit zum Himmel und drohen das Refugium, dessen Mauern ich öffne, zu überfluten. Ach, mir fehlt der Mut, und mein Herz tut mir weh! — Herr, hab Mitleid mit dem Christen, der zweifelt mit dem Ungläubigen, der glauben will, mit dem Sträfling des Lebens, der sich aufmacht, allein unter dem Firmament, das nicht mehr erleuchtet wird von den Trostfackeln der alten Hoffnung!«

Nachwort

Als im Jahr 1884 Huysmans' Roman »Gegen den Strich« erschien, zeigten die Reaktionen des Publikums und stellvertretend dafür die Reaktionen der bedeutenden französischen Kritiker und Schriftsteller, daß der Autor mit diesem Buch eine extreme geistige und ästhetische Position bezogen hatte. Emile Zola tadelt den bisherigen Anhänger der naturalistischen Schule, da er mit seinem Buch das ganze naturalistische Bemühen um die Erforschung der Gesellschaft in allen ihren Sphären zunichte mache und mit seiner radikalen Sicht einen Bruch vollziehe. Maupassant lobt in einer Rezension die konsequente Behandlung der Romangestalt, kritisiert aber die pessimistische Verallgemeinerung von deren Erfahrungen. Der militante katholische Schriftsteller und Kritiker Leon Bloy, der aufgrund seiner polemischen Haltung gegenüber den Mißständen im eigenen Lager in den meisten katholischen Zeitschriften nicht publizieren darf, lobt das Buch überschwenglich und zieht den voreiligen Schluß, daß Huysmans fortan für Christentum und für die katholische Literatur gewonnen sei. Barbey d'Aureville, einer der profiliertesten älteren Autoren, der mit seiner phantastischen Prosa ein Vorläufer der Symbolisten und gleichzeitig ein scharfer Gegner der Naturalisten ist, konstatiert beifällig, daß Huysmans die

Schule Zolas verlassen hat. Gleichzeitig verweist er aber darauf, daß für diesen Autor das gleiche gilt, was er Baudelaire einst gesagt habe: Jetzt bleibe ihm nur noch die Wahl zwischen der Pistole und dem Kreuz. Auch Stephane Mallarmé, neben Verlaine damals der führende Gedichtautor, wenn auch noch Geheimtip unter den avantgardistischen Intellektuellen dieser Jahre, bezieht eindeutig Stellung. 1885 schickt er dem Romanautor seine neue *Ars poetica*, das Gedicht »Prosa für Des Esseintes« und drückt damit gleichzeitig seine Begeisterung als auch seine im Wesentlichen übereinstimmende und dennoch im Einzelnen abweichende geistige Haltung aus.

Die literarische Szene in Frankreich wurde zu Anfang der achtziger Jahre von zwei Haupttendenzen beherrscht, die sich an den zahlreichen literarischen Schulen und Strömungen auf unterschiedliche Weise ablesen lassen, die aber niemals fehlen, da sie grundlegende Reaktionsmöglichkeiten des bürgerlichen Künstlers im Zeitalter des Hochkapitalismus in Frankreich darstellten. Nur dort, wo bürgerliche Autoren in engen Kontakt mit der dort gerade erst erwachenden Bewegung des wissenschaftlichen Sozialismus und mit dem politisch organisierten Teil der Arbeiterklasse gerieten, zeichnete sich für sie eine neue Reaktionsweise auf die gesellschaftlichen Zustände ab: die proletarische Revolution. Doch beweist die Haltung der meisten bedeutenden Autoren dieser Zeit zur Pariser Kommune, daß ein solcher Kontakt, der zu neuen geistigen und ästhetischen Positionen führen konnte, noch die Ausnahme darstellte.

Diese Haupttendenzen waren die bei den besten Autoren schonungslos kritische Darstellung der als völlig verdorben und unabänderlichem Verfall ausgeliefert empfundenen bürgerlichen Gesellschaft und die Flucht aus dieser Wirklichkeit in Form einer Suche nach letzten Freiräumen und in ihrer Konsequenz die Schaffung von künstlichen Paradiesen durch die Phantasie. Diese Tendenzen sind jedoch nichts grundlegend Neues in der französischen Literatur. Sie zeigen sich im Keim seit dem Verlust der Illusionen über den Verlauf der Französischen Revolution von 1789. Schon von Anfang an stellen sie sich in einer widerspruchsvollen Verknüpfung dar, denn sowohl im Gesamtwerk von Balzac und Stendhal als auch in den gleichzeitig geschriebenen Werken Hugos gewahrt man realistisch-kritische Elemente wie auch solche der romantischen Flucht, nur ihrer Anzahl nach sind sie unterschiedlich verteilt. Selbst im einzelnen literarischen Werk vertragen sich diese Tendenzen trotz programmatischer Erklärungen der Autoren mitunter sehr gut, wie an zahlreichen Werken der französischen Literatur, angefangen vom »Vater Goriot« über »Rot und Schwarz«, »Die Elenden«, »Madame Bovary« bis zur »Sünde des Abbé Mouret«, deutlich ablesbar ist.

Auch die vermeintliche Flucht aus der Realität der umgebenden Gesellschaft hindert die besten Autoren nicht daran, eindringliche, wahrheitsgetreue Analysen erschütternder Bewußtseinszustände vorzunehmen, die Schuld daran tragen, daß der Gedanke an eine Flucht aus der Wirklichkeit tatsächlich aufkommt.

Trotzdem kommt es im Zuge der Verschärfung der gesellschaftlichen Widersprüche nach der gescheiterten Revolution von 1848, angesichts der negativen Erfahrungen der Autoren unter dem korrupten Regime des Zweiten Kaiserreichs und namentlich nach der brutal niedergeschlagenen Pariser Kommune und dem totalen Zusammenbruch infolge des Deutsch-Französischen Krieges zu einer schärferen Polarisierung der Schriftsteller. Die Tendenzen härtester Gesellschaftskritik und der ebenfalls häufig streng analytisch durchgeführten Flucht aus der erlebten Misere in eine Zone, in der die Widersprüche vermittelt erlebt und reflektiert werden, — im Gesamtwerk eines Flaubert und Baudelaire und im Frühwerk eines Zola konnte beides noch nebeneinander existieren und ineinandergreifen — werden immer weiter verabsolutiert, was sich auch literatursoziologisch in dem stärkeren Hang zur Abgrenzung durch Bildung literarischer Schulen erwies. Die Richtungskämpfe unter den Schriftstellern und Kritikern, vor allem in den zahlreichen, meist kurzlebigen literarischen Zeitschriften ausgetragen und durch programmatische Werke mit Manifestcharakter unterstützt, verschärfen sich. Die allgemeine entschiedene Abgrenzung gegen eine ebenfalls existierende Literatur der Apotheose oder der Verharmlosung, wie sie die damals bedeutendsten Richtungen auszeichnet, die schonungslose Verurteilung der herrschenden Klassen reichten nicht mehr aus als verbindende Glieder. Mehr und mehr geht es um die positive oder negative Beantwortung der Frage, ob die Autoren noch einen Sinn im kritischen Verfolgen gesellschaftli-

cher Prozesse und versuchter Einflußnahme auf sie durch ihr Werk sehen. Zola hatte niemals aufgehört, diese Frage mit Ja zu beantworten, das beweist eindeutig seine literarische und ebenso seine politische Haltung nach Abschluß seines Romanzyklus der Rougon-Macquart. Sein ehemaliger Schüler Huysmans hatte nach der unerhört scharfen Kritik seiner gesellschaftlichen Umwelt in den Romanen »Gegen den Strich« und »Tief unten« nur noch die Kraft zu einer Verlagerung seiner negativen Antwort durch die – wenn auch nicht unkritische – Vertiefung in einen ästhetisierenden Katholizismus und die literarische Dokumentierung dieser Entwicklung.

Es ist schon sichtbar geworden, daß Huysmans als Schriftsteller einen komplizierten Weg zurückgelegt hat, dessen Anfang und Ende fast unvereinbar erscheinen. Der sechsundzwanzigjährige Autor hatte 1874 mit einem Band Prosagedichte debütiert, er bewegte sich damit im Strom einer von dem Romantiker Aloysius Bertrand in seinem »Kaspar von der Nacht. Fantasien in der Manier Rembrandts und Callots« und von Charles Baudelaire mit seinem »Spleen von Paris« geschaffen und inzwischen längst verbreiteten Tradition, ohne in der literarischen Welt Aufsehen zu erregen. Doch stellte sein Verleger Hetzel fest, er beginne in diesem Werk »die Pariser Kommune in der französischen Sprache« durchzuführen und meinte damit wohl die sich schon verratende Neigung zu direkten, polemischen, ja aggressiven sprachlichen Formulierungen, die auch die bald folgenden naturalistischen Prosaarbeiten des Autors auszeichnen sollten. Huysmans, der spätestens

zwei Jahre danach Zola kennengelernt haben muß, läßt 1876 in einem Brüsseler Verlag auf eigene Kosten seinen Kurzroman »Martha, Geschichte eines Mädchens« drucken, um die den Naturalisten noch immer feindlich gesinnte Zensur zu umgehen. Dieses Werk, in dem das Absinken eines verwaisten Kleinbürgermädchens aus der Provinz zur Pariser Prostituierten untersten Niveaus beschrieben wird, hat die Frische und Dynamik, die häufig Jugendwerke auszeichnet, weist aber unleugbare Mängel auf. Das naturalistische Detail drängt sich häufig krude hervor, ohne daß die Abfolge und Verknüpfung der Detailbeobachtungen eine wahrheitsgetreue, unverzerrte Analyse der Haltungen und Vorgänge zu leisten vermag. Deshalb wirkt die Erzählung von Marthas Schicksal wenig überzeugend oder innerlich wahr. Mangelnde Objektivität haben ihm schon damals manche Kritiker vorgeworfen. Auf einige der führenden Romanciers macht die Schärfe des gegen die Gesellschaft geführten Angriffs Eindruck. Auch Edmond de Goncourt hatte gerade eine Prostituentengeschichte abgeschlossen, und Zola hatte den Plan zu seiner schon im »Totschläger« erwähnten »Nana« gefaßt. Huysmans kommt in engeren Kontakt zu mehreren dieser Autoren. Vor allem Zola empfängt ihn von nun an auf seinen Donnerstag-Soirées, die dem Gespräch mit seinen Schülern gelten. Auch an der naturalistischen Programmschrift »Die Abende von Médan« ist er mit einer Novelle beteiligt. Eine größere Sicherheit in der Beherrschung der naturalistischen Schreibweise bezeugt sein erster größerer Roman »Die Schwestern Vatarde«, dessen Episoden, ange-

siedelt im proletarischen und kleinbürgerlichen Pariser Milieu, eigene Erlebnisse und Beobachtungen des Autors im Zusammenhang mit der Arbeit in einer von seiner Mutter übernommenen Broschier- und Satinierwerkstatt wiedergeben. Huysmans wird jetzt als ein vielversprechender jüngerer Anhänger der naturalistischen Schule betrachtet. Zola rühmt seinen nächsten kleinen desillusionistischen Eheroman »Verheiratet« (En ménage), der ihm trotz all seiner thematischen Begrenzung als natürlich und »tief human« erscheint. Doch schon beginnt sich Huysmans den Symbolisten zu nähern. Er verfaßt das Vorwort zu den »Versen der Freude« des belgischen Dichters Théodore Hannon. Und er korrespondiert mit Stéphane Mallarmé, dem er von seiner Absicht schreibt, das zunächst als Novelle geplante Werk »Gegen den Strich« zu schreiben. 1882 erscheint »Tal abwärts«, ein Roman, der in der ironischen, ja satirischen Behandlung naturalistischer Themen ein Abrücken vom zeitweiligen naturalistischen Fanatismus des Autors ankündigt. Der symbolistische Kritiker und Theoretiker Rémy de Gourmont lobt das Buch als einen sehr »sicheren komischen Roman« und stellt eine schmeichelhafte Verbindung zu Flauberts spätem unvollendetem Roman »Bouvard und Pécuchet« her. Aber auch Zolas treuester Schüler Maupassant lobt das Werk fast überschwenglich.

Huysmans hat in dieser Zeit schon zu seiner Originalität gefunden, die ihn für kurze Zeit auf einsame Höhe neben die besten erfahrenen Autoren heben soll. Der 1884 erschienene Roman »Gegen den Strich« fegt die abstoßende

Wirklichkeit der französischen Dritten Republik vom Tisch und macht sich mit seiner Hauptgestalt, dem Baron Des Esseintes, an die raffinierte Ausschöpfung aller vorstellbaren »künstlichen Paradiese«. Allgemein wird der hohe Rang dieses neuen Buches anerkannt, die scharfsinnigsten Kritiker sind sich bewußt, daß Huysmans hier zu seinem wahren Thema gefunden hat. Schon Edmond de Goncourt hatte ihm vor Jahren prophezeit, daß sein Weg vom Naturalismus, dem er nichts Selbständiges hinzuzufügen habe, wegführen würde. Verlaine offenbart durch die fast gleichzeitige Veröffentlichung seiner »Verfluchten Dichter« sehr ähnliche Vorlieben wie Huysmans. Und auch die enthusiastische Verherrlichung der Romangestalt Des Esseintes durch Mallarmé beweist, wem Huysmans jetzt am nächsten steht. Der Publikumserfolg des Buches ist anhaltend groß, vor allem unter den Intellektuellen. Paul Valéry bezeugt viele Jahre später, daß ihm erst die Lektüre dieses Buches in seiner Jugend den Blick für die damals noch wenig bekannte moderne Kunst und Literatur geschärft habe.

Huysmans geht auf dem mit »Gegen den Strich« eingeschlagenen Weg der Flucht aus der gesellschaftlichen Misere noch ein Stück weiter mit dem kleinen Roman »Eine Zuflucht« (1886). Aber schon jetzt gibt er die erprobte völlige Isolierung der Romanfigur auf und diskutiert wieder die Brüchigkeit der Partnerbeziehungen, die in seiner naturalistischen Periode eine große Rolle gespielt hatte. Das Buch ist interessant als ein Werk des Übergangs, das Element des Satanischen in der Beziehung zwischen Mann und Frau, später weiter ausgesponnen und auf andere Be-

reiche ausgedehnt in »Tief unten«, wird berührt. Seine halluzinatorischen Träume werden später das Interesse der Surrealisten, vor allem Bretons wecken, der auf den ersten Seiten seiner »Nadja« rühmend von diesem Schaffensabschnitt des »großen Schriftstellers« spricht.

Auf der letzten Seite von »Gegen den Strich« war Des Esseintes die Rettungsmöglichkeit durch Versenkung in den Glauben signalisiert worden. In dem 1891 publizierten umfangreichen Roman »Tief unten« ist Huysmans selbst dieser Perspektive schon näher gerückt. Zunächst allerdings auf dem Wege einer Untersuchung des Geisteszustandes in der französischen katholischen Kirche seiner Zeit, die in eine vehemente Kritik mündet. Die Hauptgestalt des Buches, der Schriftsteller Durtal (zu gewissem Teil müssen wir Huysmans selbst in ihm sehen), will ein Buch über das Leben des Satanisten Gilles de Rais (1400-1440) schreiben. Dieser hohe Adlige aus der Zeit des Hundertjährigen Krieges, Marschall von Frankreich und fanatisch begeisterter Begleiter der Jeanne d'Arc auf ihren Feldzügen, hatte später auf seinem Schloß alchimistische Versuche angestellt, Teufelsbeschwörungen versucht und schließlich aus satanischer Genußsucht und Lust am Verbrechen Hunderte kleiner Kinder grausam gefoltert, mißbraucht und getötet. Erst Jahre nach dem Bekanntwerden seiner Verbrechen unter der ängstlichen bäuerlichen Bevölkerung wurde ein Prozeß angestrengt, der zu Gilles de Rais' Hinrichtung führte. Um sich in die Psyche dieses mittelalterlichen Massenmörders hineinversetzen zu können, versucht Durtal mit katholischen Zirkeln der Gegenwart in

Kontakt zu kommen, die satanische Riten praktizieren. Bei diesem Unterfangen entdeckt er nicht nur, daß seine Geliebte, die ehebrecherische Frau eines streng katholischen Mannes, »Schwarze Messen« besucht, sondern er bekommt allmählich Einblick in das ganze Ausmaß der Teufelskulte innerhalb der Kirche und auch anderer Laster der Kleriker und vorgeblich Gläubigen.

Die Veröffentlichung dieses Buches hatte einen unglaublichen Widerhall, Huysmans, der dem Naturalismus abtrünnig geworden war, der sich dem Glauben näherte, hatte unter Zuhilfenahme naturalistischer Techniken ein Buch über ein neues, breite gesellschaftliche Kreise interessierendes und erregendes Thema geschrieben. Léon Bloy, der sich als aufrichtig gläubiger Mensch von dem aggressiven Buch über den christlichen Glauben und die Kirche im Innersten getroffen fühlt, bricht mit Huysmans und attackiert auch seine späteren, nach der Konversion geschriebenen Bücher als unwahre und undichterische Werke, übrigens ist er sich mit anderen Kritikern, z. B. dem Zola-Schüler Henri Céard in einem Punkt einig: Die Romane der Konversion verlieren zusehends an künstlerischem Wert. Auch bei der offiziellen katholischen Kritik findet Huysmans zeitlebens nie rechten Anklang. Sie fühlt sich von der niemals völlig erlahmenden kritischen Haltung des Autors und seinen häufig noch sichtbaren naturalistischen Darstellungsmitteln unangenehm berührt.

Die Romane, in denen Huysmans die Etappen seiner allmählich sich vollziehenden Konversion schildert, führen von »Auf dem Weg« über »Die Kathedrale« bis zu dem

»Laienbruder«. Ihr ästhetisch aufgefaßter Katholizismus kann weder die Gläubigen noch die Ästheten überzeugen. Größere Popularität hat sich lediglich das umfangreiche Buch »Die Kathedrale« über die Kathedrale von Chartres erworben. Seinen eigentlichen Wert hat es für viele Franzosen noch heute durch seine präzisen und gleichzeitig begeisternden Beschreibungen der Architektur dieses mittelalterlichen Monumentes, als ein idealer Kunstführer.

Die Literaturkritik ist heute fast einhellig von dem Rang des Romans »Gegen den Strich« überzeugt. Für viele Kommentatoren ist dieses Buch das einzige der Bücher Huysmans', das auch nach den veränderten geschichtlichen und kulturellen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte noch einen gewissen Stellenwert neben anderen Meisterwerken aus der französischen Literatur des vorigen Jahrhunderts behaupten kann. Worin besteht diese fortdauernde Bedeutung?

Baron Des Esseintes, der im väterlichen Schloß und auf einem Jesuitenkolleg eine kümmerliche und traurige Kindheit und Jugend verbracht hat, wo er nur mit Gelehrsamkeit vollgestopft, nicht aber mit dem wirklichen Leben konfrontiert wurde, und der sich danach in Paris dem Stumpfsinn und dem Sinnentaumel einer völlig korrupten Gesellschaft ausgeliefert sah, zieht sich in ein einsames Haus nahe der Hauptstadt zurück und richtet sich, fast völlig von allen Menschen isoliert, ganz nach seinem Geschmack ein. Seine Lebensweise ist darauf gerichtet, ihm den höchstmöglichen Genuß der ihn umgebenden, seinem Verständnis nach ästhetischen Dinge zu verschaffen, ihn fern von der konflikt-

reichen und abstoßend erlebten Gesellschaft im Durchwandern seiner künstlerischen Paradiese zufrieden, ja glücklich zu machen. Wir lesen verwundert, wie sich Des Esseintes sein Arbeitszimmer zu einer Schiffskajüte umbauen läßt. Sein riesiges Aquarium, seine mit Juwelen überladene Schildkröte, seine abstoßend unnatürlich anmutenden Lieblingsgewächse, seine Geschmacksorgel, seine Duftzerstäuber, seine mit raffiniertem Geschmack ausgewählten Bilder und Bücher, alles dient dem einzigen Ziel, unter Ausschaltung des Natürlichen und Normalen in ständig neuen Kombinationen sinnlicher Wahrnehmungen und geistiger Eindrücke die erfahrene Misere der Welt zu vergessen. Die früheren Erlebnisse werden in Form umfangreicher Rückblenden reproduziert. Des Esseintes war in dieser endlos langweiligen, gleichzeitig aber unerbittlichen und brutalen Umwelt zum zynischen, mitunter sadistischen Genießer geworden. Als für ihn alle, auch die ruchlosesten Versuche, in dieser Atmosphäre erträglich zu leben, fehlgeschlagen sind, hat er sich in dieses einsame Haus zurückgezogen, um sich künstliche Welten zu erschaffen. Auch hierin geht Des Esseintes bis an die Grenzen des seinem Körper und Geist Erträglichen. Erst als seine physische und psychische Existenz aufs Äußerste bedroht scheint, muß er diese letzten Versuche abbrechen und gezwungenermaßen in die Welt des Banalen zurückkehren. Als brüchiger Rettungsanker bietet sich auf der letzten Seite des Buches die Flucht in den Schoß der Kirche an.

Des Esseintes ist eine vielschichtige und widerspruchsvolle Romanfigur. Zunächst beeindruckt die Schärfe seiner

gesellschaftlichen Einsichten und die Vehemenz seiner Reaktion auf die bürgerliche Gesellschaft seiner Zeit. Allerdings muß die hier vorgenommene Bestandsaufnahme für uns fragmentarisch wirken, denn das Volk, der vierte Stand, erschien Des Esseintes nur als eine undifferenzierte, dumpfe, gewalttätige und letztlich perspektivlose Masse. Das zeugt von einer gewissen Blindheit des Autors, der die großen revolutionären Prozesse besonders seit 1848 und die wachsende Organisiertheit des französischen Proletariats unterschätzte.

Die Symbolisten vor allem rühmten an Des Esseintes die Unerbittlichkeit in der Suche nach den künstlichen Paradiesen der Phantasie. Für sie wurde er zu einer Schlüsselfigur, anregender und erschütternder als ein lebendiger Mensch. Er lehnte mit äußerster Konsequenz alles natürlich Gegebene ab. Für ihn spielten die Schattenzonen des menschlichen Bewußtseins, seine Wachträume, Halluzinationen, Rauschzustände, Alpträume schon eine große Rolle bei der Ausdehnung der Erlebnissphäre. Die Surrealisten sollten später daran anknüpfen. Andererseits hat Des Esseintes selbst die natürliche Grenze seiner Erlebnisfähigkeit erfahren und resigniert.

Schließlich zeichnen Des Esseintes deutlich amoralische Züge aus. Er leitet aus der Überzeugung, daß er der einzige wirklich kritische und konsequente Mensch in einer verdorbenen Welt ist, der den Mut hat, sich völlig zu isolieren und das Schöne zu suchen, das Recht ab, alle Mitmenschen verächtlich, ja mitunter zynisch und grausam zu behandeln.

Es ist sicher sehr schwer abzuwägen, welchen Anteil Huysmans selbst an den Tugenden und Gebrechen seines Romanhelden gehabt hat. Seine große Leistung ist es aber, Des Esseintes als literarische Figur geschaffen zu haben. Des Esseintes ist der Prototyp einer Lebenshaltung geworden, die im wesentlichen historisch überwunden ist wie die der Madame Bovary oder die des überflüssigen Menschen Oblomow und anderer markanter literarischer Gestalten. Der von Huysmans unter Benutzung eigener und fremder Erlebnisse und Überzeugungen subjektiv überzeichnete Des Esseintes hat wie andere Gestalten für uns objektiven Wert bekommen, da wir an ihm in eindrucksvoller Weise Möglichkeiten des Erlebens und Reagierens in einem bestimmten gesellschaftlichen Umfeld ablesen können. Das kritische Lernen aus solchen verfehlten Lebens- und Reaktionsweisen kann aber nicht abgegolten werden. Aus dieser Perspektive erscheint es uns weniger wichtig, daß Huysmans besonders mit seinem Roman »Gegen den Strich« lange Zeit als dekadent abgestempelt wurde. Der Begriff »dekadent« ist schillernd, der Vorwurf stammt von der Bourgeoisie und bedarf noch der kritischen Prüfung. Uns interessiert in erster Linie, daß Huysmans in seinem Kunstwerk einen tatsächlichen dekadenten Gesellschaftszustand an einem denkbaren Vertreter seiner herrschenden Klassen beeindruckend dargestellt hat.

Roland Erb

Anmerkungen

- 12 *Nicole, Pierre* (1625-1695): französischer Moralist und Theologe, Parteigänger der Jansenisten. Verfaßte (zusammen mit Antoine Arnauld) die »Logik von Port-Royal oder Kunst des Denkens« und die sechsbändigen »Essais über Moral«.
- 17 *Spleen*: Lebensüberdruß.
- 18 *Monitorium*: Mahnschreiben.
- 24 *Du Cange*: eigentlich Dufresne, Charles, Sieur Du Cange; französischer Gelehrter. Das »Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis« (Wörterbuch zu den Autoren des Mittel- und Spätlateins, Paris 1678) ist eines seiner Hauptwerke.
Ostensorium: Monstranz; Reliquienkästchen.
- 32 *Joanne, Adolphe* (1813-1881): französischer Geograph, verfaßte Reise- und Stadtführer sowie das »Geographische und administrative Wörterbuch von Frankreich«.
- 39 *Aristeus*: nach der griechischen und römischen Mythologie Sohn des Apollo und der Nymphe Cyrene, der nach der Legende den Menschen die Bienenzucht beibrachte. Vergil bezieht sich auf diesen Stoff im Fünften Gesang seiner »Georgica«.
- 42 *Pharsalia*: Lukian besingt in diesem fragmentarischen Epos den römischen Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius.
- 45 *Montanisten*: Anhänger des Montanus (gest. um 180), des Begründers einer einflußreichen christlichen Sekte.
- 46 *Macrinus, Marcus Opellius*: römischer Kaiser. Unter Caracalla Kommandeur der Garden, ließ er diesen 217

ermorden, wurde aber selbst im Jahr darauf abgesetzt und hingerichtet.

47 *Arnobius*: Lehrer der Rhetorik in Sicca (Numidien) und Verfasser einer Apologie der christlichen Kirche mit dem Titel »Adversus nationes«. Gestorben wahrscheinlich 327.

Aurelius Victor: richtig Victor S. Aurelius. Römischer Historiker im 4. Jahrhundert; verfaßte eine Geschichte der römischen Kaiser.

48 *Rutilius Namatianus, Claudius*: lateinischer Dichter, der u. a. im elegischen Versmaß die Schilderung einer Reise von Rom nach Gallien unter dem Titel »De reditu suo« (416) verfaßte.

49 *Juvenius, Gaius Vetius Aquilius*: spanischer Dichter des 4. Jahrhunderts, der das Matthäusevangelium in Verse setzte.

Hilarius: Bischof von Pictavium (Poitiers), lebte ca. 315-367.

Damasus I: römischer Bischof, von 366-384.

Vigilantius: gebürtig aus Calagurris (Pyrenäen), wurde 395 Presbyter, unternahm Reisen in den Orient und lebte später in Barcelona.

50 *Prudenz*: Prudentius, Aurelius P. Clemens (348-405 oder 410).

Sedulius, Coelius: christlicher Dichter des 5. Jahrhunderts, der in Irland lebte. Beschrieb die Wunder Jesu in seinem »Carmen paschale«.

52 *Aetius, Flavius*: römischer Feldherr, ermordet 454.

Dracontius, Blossius Aemilius: christlicher Dichter des 5. Jahrhunderts, lebte als Advokat in Karthago.

Claudius Mamertius: christlicher Dichter und Philosoph, gestorben um 474.

- Avitus*, Alcimus Ecdicius: Bischof von Vienna und Dichter, lebte 450-518.
- Ennodius*, Magnus Felix: Bischof von Pavia, Kirchenlehrer und Schriftsteller, lebte ca. 473-521.
- Eugippius*: Abt des Severinsklosters Lucullanum bei Neapel und Verfasser einer zeitgeschichtlich hochinteressanten Biographie des Severinus. Gestorben nach 532.
- Fortunatus*, Venantius: lebte von 530-609.
- 53 *Jordanes (Jornandes)*: lateinischer Historiker des 6. Jahrhunderts, gotischer Herkunft, Verfasser einer Weltgeschichte und einer Geschichte der Goten.
- Fredegarius*: fränkischer Historiker des 7. Jahrhunderts.
- 54 *Eginhard*: Einhard; fränkischer Gelehrter, der eine »Vita Caroli Magni« verfaßte; lebte von 770-840.
- Macer*, Floridus: Wahrscheinlich handelt es sich um Aemilius Macer, einen lateinischen Schriftsteller aus Verona, gestorben 16 v. u. Z.
- 55 *Migne*, Jacques-Paul: französischer Gelehrter (1800 bis 1875), Herausgeber einer umfangreichen theologischen Enzyklopädie.
- Logomachie*: Streit um Worte, Silbenstecherei.
- 65 *Vespetro*: eine Art magenstärkender Ratafia.
- 66 »*Ah, vous dirais-je, maman*«: franz., Ach, soll ich dir sagen, Mutter.
- 71 *Gustave Moreau*: französischer symbolistischer Maler (1826-1898), Anreger von Matisse, Rouault und Marquet.
- 79 *Barbari*, Jacopo de': italienischer Maler und Kupferstecher, geboren zwischen 1440 und 1450, gestorben 1516.
- 81 *Luyken*, Jan van: niederländischer Graphiker, lebte von 1649 bis 1712. Er wurde als »holländischer Callot« gerühmt.

- 83 *Bresdin*, Rodolphe: französischer Zeichner und Aquafortist, lebte von 1825 bis 1885.
- 84 *Redon*, Odilon: französischer Maler und Graphiker (1840 bis 1916), Symbolist.
- 86 *Theocopuli*: El Greco.
- 98 *Gundebald*: richtig Gundobald; seit 473 König der Burgunder, 501 Alleinherrscher, gestorben 516.
- 101 *Lacordaire*, Jean-Baptiste-Henri-Dominique: Dominikanerprediger und Schriftsteller (1802-1861).
- 104 *Ciborium*: Gefäß der geweihten Hostien, sog. Speisekelch; Monstranz.
- 149 *Saint-Amand*, Marc-Antoine-Girard de: französischer Dichter (1594-1661).
Marechale: Haarpuder, eingeführt im 17. Jahrhundert von der Frau des Marschalls d'Aumont.
Selams: Blumensträuße, die so komponiert sind, daß sie — nach einem bestimmten, in manchen orientalischen Ländern bekannten Code — heimliche Gedanken oder Gefühle ausdrücken.
Andrieux, Francois-Guillaume-Jean-Stanislas: französischer Schriftsteller (1759-1833).
Baour-Lormian, Pierre: französischer Dichter (1770 bis 1854), Ossian-Übersetzer.
- 168 *Caldecott*, Raridolph: englischer Zeichner und Karikaturist (1846-1886).
- 169 *Millais*, John Everett: englischer Maler (1829-1896), einer der Begründer der präraffaelitischen Schule.
- 181 *Archelaos*: Archelaos von Milet, griechischer Philosoph im 5. Jahrhundert v. u. Z., ein Lehrer von Sokrates.
Arnaud von Villanova: Arnaldo Bachuone, spanischer Arzt und Alchimist (1235-1313).

- 186 *Bourdaluou*, Louis: französischer Kanzelredner (1632 bis 1704).
- 187 *Ozanam*, Antoine-Frederic: katholischer Historiker und Literat (1813-1853).
- 189 *Guérin*, Eugénie de: lebte von 1805-1848.
- 193 *Falloux*, Frédéric, comte de: Politiker (1811-1886).
- 194 *Veillot*, Louis: französischer Schriftsteller und Publizist (1813-1883).
Montalembert, Charles Forbes: französischer Publizist (1810-1870).
Cochin, Henri: französischer Publizist (1854-1926).
- 197 *Laprade*, Victor Richard de: französischer Schriftsteiler christlicher Inspiration (1812-1883).
Delaroche, Hippolyte, genannt Paul: französischer Maler (1797-1856).
Reboul, Jean: französischer Dichter (1796-1864).
Carné, John (1789-1841): englischer Theologe und Schriftsteller, der durch die Beschreibung seiner Orientreisen bekannt geworden ist.
- 198 *Féval*, Paul: französischer Schriftsteller (1817-1887), verfaßte Melodramen und Abenteuerromane.
Lamennais, Félicité Robert de: katholischer Schriftsteller (1782-1854).
Maistre, Joseph, comte de: französischer Schriftsteller und Philosoph (1753-1821), Bruder Xavier de Maistres.
Hello, Ernest: französischer Schriftsteller (1828-1885).
- 199 *Duranty*, Louis Edmond: französischer Kunstkritiker (1833-1880).
- 201 *Foligno*, Angela de: italienische Mystikerin (1260 bis 1309).
Ruysbroeck, Jan van: niederländischer mystischer Dichter (1293-1381).

- 202 *Bloy, Léon*: französischer Schriftsteller und Kritiker (1846-1917).
- 206 *Sprenger, Jacob*: deutscher Inquisitor im 15. Jahrhundert.
- 216 *Vincent de Paul*: französischer Priester (1581-1660), gründete die ersten Heime für Findelkinder.
- 228 *La Palisse*: eigentlich La Palice, Jaques de Chabannes, seigneur de, Marschall von Frankreich (1470-1525), seine Tapferkeit und sein Draufgängertum sind in Frankreich sprichwörtlich geworden.
- 238 »*Le soir tombait...* «:
 Der Abend sank, ein Abend so rätselhaft des
 Herbstes,
 Die Schönen hingen träumend und sinnend uns im
 Arm
 Und sagten Worte, blendend, im Flüsterton uns dann,
 Daß seither unsre Seele verwundert ist, in Schmerzen.
 (Übertragen von Roland Erb)
- 239 »*Car nous voulons ...*«:
 Wir wollen die leisen Schatten: kaum
 Die Farben, immer die zarten Schatten.

 Und alles andre ist Literatur.
 (Übertragen von Wilhelm Willige)
- Corbière, Edouard Joachim*, genannt Tristan: lebte von 1845 bis 1875.
- 240 *Hannon, Théodore*: belgischer symbolistischer Dichter. Huysmans schrieb 1881 das Vorwort zu seinem Band »Die Verse der Freude«.
- 248 *Cros, Charles*: französischer Dichter und Erfinder (1842 bis 1888).

221 »O miroir!...«:

O klares glas!

Erstarrten leides flut vor deinem kalten eise
Wie lange stunden saß ich oft und weinte leise
In meine schwindenden erinnerungen die nun
Gleich welken blättern tief auf deinem gründe ruhn
Und sah in dir mein bild wie einen schatten flimmern
O schauder! manchmal ward ich auch in deinem
 schimmern
Der nacktheit meines traums und seines wahns
 gewahr!

(Übertragen von Carl Fischer)

252 »Alors m'éveillerai-je ...«:

Dann werde ich erwachen zu jenen ersten Gluten,
Allein und aufrecht, unter antiken Lichtes Fluten,
Der euren einer, Lilien! für Unbescholtenheit.

(Übertragen von Roland Erb)

253 *Bertrand*, Louis-Jacques-Napoléon, genannt Aloysius:
lebte von 1807 bis 1841. Sein berühmter Zyklus von
Prosagedichten wurde erst nach seinem Tod von Sain-
te-Beuve veröffentlicht.

258 *Marcello*, Benedetto: italienischer Komponist (1686 bis
1739), Verfasser von Konzerten, Sonaten und fünfzig
bedeutenden Psalmen.

259 *Jommelli* (*Jomelli*), Niccolò: italienischer Komponist
(1714 bis 1774).

Carissimi, Giacomo: italienischer Komponist, Orato-
rienschöpfer (1605-1674).

Durante, Francesco: italienischer Komponist (1684 bis
1755).

Lesueur, Jean-François: französischer Komponist (1760
bis 1837).

278 *Radegonde*: Königin von Frankreich (520-587), Gattin von Clotaire I. Entsetzt von den Verbrechen der königlichen Familie, floh sie vom Hofe und gründete in Poitiers ein Kloster.

Leben und Werk von Joris-Karl Huysmans im literarischen Umfeld

- 1848 5. Februar. Georges Huysmans, der sich später Joris-Karl Huysmans nennt, wird als Sohn des aus dem holländischen Breda stammenden Zeichners Victor-Godefroy-Jean Huysmans und der Elisabeth-Malvina Bodin in Paris geboren.
Februarrevolution in Frankreich. Ausrufung der Zweiten Republik.
- 1851 Staatsstreich Louis Bonapartes.
- 1852 Louis Bonaparte proklamiert sich selbst zum französischen Kaiser.
- 1854 Barbey d'Aurevillys Roman »Die Behex« erscheint.
- 1856 Tod des Vaters. Huysmans tritt in die Internatsschule Hortus ein, später besucht er als Externer das Lycée Sant-Louis.
- 1857 Flauberts Roman »Madame Bovary« erscheint.
Baudelaires »Blumen des Bösen« erscheinen.
- 1860 Baudelaires »Künstliche Paradiese« erscheinen.
- 1862 Flauberts Roman »Salambo« erscheint.
- 1864 »Germinie Lacerteux«, ein Roman der Brüder Goncourt, erscheint.
- 1866 Huysmans erlangt die Abiturreife.
Verlaines »Saturnische Gedichte« erscheinen.
Erste Gedichte Mallarmés werden in der Zeitschrift »Le Parnasse contemporain« gedruckt.
- 1867 Huysmans fängt ein Jurastudium an.
- 1868 Verzichtet auf das Studium und beginnt als Beamter

- im Innenministerium zu arbeiten.
 Flauberts »Erziehung des Herzens« erscheint.
- 1869 Verlaines »Galante Feste« erscheinen.
- 1870 Huysmans wird bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges eingezogen und an die Front geschickt. Als er erkrankt, gelingt es ihm, vorübergehend eine Stelle im Kriegsministerium zu erhalten.
- 1871 28. März. Konstituierung der Kommune von Paris.
- 1871 Huysmans wird als Beamter des Kriegsministeriums nach Versailles evakuiert.
 Zola eröffnet mit seinem Roman »Das Glück der Rougon« den Rougon-Macquart-Zyklus. Bis 1893 wird beinahe alljährlich ein weiterer Roman des Zyklus erscheinen.
- 1874 Huysmans debütiert mit »Die Gewürzbüchse« (Le drageoir à épices), einem Band mit Prosagedichten, der in einem Brüsseler Verlag auf Kosten des Autors herausgebracht wird.
 Flauberts Roman »Die Versuchung des Heiligen Antonius« erscheint.
 Anatole France lehnt es ab, im »Parnasse contemporain« Mallarmés später berühmtes Gedicht »Nachmittag eines Fauns« abzudrucken.
 Barbey d'Aurevillys Novellenband »Die Teuflischen« erscheint.
- 1875 Annahme der Verfassung der Dritten Republik.
 Zolas Roman »Die Sünde des Abbé Mouret« erscheint.
- 1876 Huysmans Mutter stirbt. Für eine Reihe von Jahren muß er die Leitung der ererbten Broschier- und Satirierwerkstatt übernehmen. Beobachtungen aus dieser Zeit werden vor allem in dem naturalistischen Roman

»Die Schwestern Vatarde« verarbeitet.

Mallarmés Poem »Der Nachmittag eines Fauns« erscheint als Einzelausgabe mit Illustrationen von Manet. Im September erscheint Huysmans' erster Roman »Martha, Geschichte eines Mädchens« (Marthe, histoire d'une fille). Der Autor übersendet Widmungsexemplare an die Brüder Goncourt und an Zola. Von nun an nimmt er regelmäßig an den Donnerstag-Soirées Zolas und seiner Schüler Guy de Maupassant, Henri Céard, Leon Hennique und Paul Alexis teil.

1877 Februar — Zolas Meisterwerk »Der Totschläger« erscheint mit großem Publikumserfolg. Höhepunkt des Naturalismus in Frankreich.

März — Huysmans veröffentlicht in einer Zeitschrift die enthusiastische Studie »Emile Zola und Der Totschläger«.

1878 Zola kauft das Haus in Medan, das zum Treffpunkt der Schriftsteller der »Naturalistischen Schule« wird.

1879 Huysmans' zweiter Roman, »Die Schwestern Vatarde« (Les soeurs Vatarde), erscheint.

Edmond de Goncourts Roman »Die Brüder Zemann«.

Zolas »Nana«.

1880 Huysmans veröffentlicht »Pariser Skizzen« (Croquis Parisiens), Beschreibungen der Hauptstadt, vor allem ihm bekannter Vorstadtgegenden.

Die naturalistische Programm-Anthologie »Die Abende von Médan« erscheint. Vertreten sind Maupassant mit dem »Fettklößchen«, Huysmans mit der Novelle »Sack auf dem Rücken«, Céard, Hennique, Alexis und schließlich Zola selbst mit dem »Sturm auf die Mühle«. Gegen Jahresende bringt Zola in dem

Band »Der Experimentalroman« seine programmatischen Artikel über seine naturalistische Theorie gesammelt heraus.

1881 Huysmans' Roman »Verheiratet« (En menage) erscheint.

Edmond de Goncours Roman »Juliette Faustin« erscheint.

Im Oktober teilt Huysmans Mallarmé mit, daß er die Absicht hat, »Gegen den Strich« (À rebours) zu schreiben.

1882 Huysmans' »Tal abwärts« (A vau-l'eau), ein humoristischer Roman, erscheint.

1883 Der Autor versammelt in dem Band »Die moderne Kunst« seine bisherigen Artikel über die Malerei.

Villiers de l'Isle-Adams Novellensammlung »Grausame Geschichte«

Der Literaturkritiker Ferdinand Brunetière veröffentlicht die Studiensammlung »Der naturalistische Roman«, die scharfe Angriffe gegen die naturalistische Schule enthält.

Maupassants Roman »Ein Leben«.

Verlaine stellt in dem Band »Die verfluchten Dichter« (Les poètes maudits) die bedeutendsten, bisher aber teilweise kaum bekannten neuen Poeten vor: Mallarmé, Rimbaud, Corbière, Desbordes-Valmore und den älteren Prosaautor Villiers de l'Isle-Adam.

1884 »Gegen den Strich« (A rebours) erscheint.

Begegnung zwischen Zola und Huysmans: Seine langsame Lösung von den Naturalisten kündigt sich an.

Der Kritiker Leon Bloy rühmt den neuen Roman. Eine mehrjährige Freundschaft zwischen Bloy und Huys-

mans nimmt ihren Anfang. Maupassant lobt in einem Artikel die Gestalt des Herzogs Des Esseintes, kritisiert aber, daß Huysmans dessen Erfahrungen pessimistisch verallgemeinert.

Barbey d'Aurevilly markiert in einem Artikel die extreme Position des Autors von »Gegen den Strich«. Seiner Meinung nach bleibt ihm (wie vorher Baudelaire) nur noch die Wahl zwischen der Pistole und dem Kreuz.

1885 Zolas »Germinal« erscheint.

1885 Mallarmé veröffentlicht das Gedicht »Prose pour des Esseintes«, eine wichtige Ars poetica.

Huysmans hält sich im Sommer auf dem Schloß Lourps im Departement Seine-et-Marne auf. Studien zu dem Roman »Eine Zuflucht« (En rade).

1886 Der Zeitungsabdruck des Romans »En rade« beginnt. Maupassant veröffentlicht »Bel-Ami«.

1887 »En rade« erscheint als Buch.

Huysmans erweckt bei seinem Freund, dem Kritiker und Romanautor, Léon Bloy, Sympathien für Zola und Flaubert.

Mallarmé veröffentlicht den Band »Sämtliche Gedichte«.

1888 Huysmans veröffentlicht die Novelle »Ein Dilemma« (Un dilemme) und als Ergänzung zu seiner Artikelsammlung »Die moderne Kunst« den Band »Einige«.

1889 General Boulanger versucht ohne Erfolg, eine rechte Militärdiktatur zu errichten.

1890 Huysmans hat sich nach brieflichen Zeugnissen innerlich völlig vom Naturalismus Zolascher Prägung gelöst.

- 1891 Der Roman »Tief unten« (Là-bas) erscheint. Die Bekehrung des Autors zum Katholizismus, ein komplizierter Vorgang, der gegen 1898 abgeschlossen sein soll, kündigt sich an. Die Lösung der Freundschaft mit Bloy scheint vollzogen.
- 1892 Huysmans hält sich eine Woche in dem Trappistenkloster von Igny auf.
Der junge Paul Valéry besucht den von ihm verehrten Huysmans.
- 1893 Huysmans wird für seine Tätigkeit als Beamter im Innenministerium ausgezeichnet.
- 1894 Die Dreyfus-Affäre beginnt.
- 1895 Es erscheint der Roman »Auf den Weg« (En route), den Huysmans selbst als die erste Etappe seiner Bekehrung zum Katholizismus bezeichnet hat. Er gibt die Erlebnisse und Beobachtungen des Autors im Trappistenkloster wieder.
- 1896 Zweiter Aufenthalt im Trappistenkloster von Igny.
Nach Verlaines Tod wird Mallarmé von den Autoren zum Dichturfürsten gewählt.
- 1898 Huysmans läßt sich nach dreißigjähriger Tätigkeit im Innenministerium pensionieren.
Sein umfangreicher Roman »La Cathédrale«, nach eigenen Worten die zweite entscheidende Etappe seiner Bekehrung zum Katholizismus, erscheint. Der Roman hat große Publikumsresonanz, weil er vor allem einen ausgezeichneten Kunstführer durch die Kathedrale von Châtres darstellt.
Huysmans verläßt Paris und beginnt ein Haus in der Nähe des Benediktinerklosters von Ligugé zu bauen.
Zolas Anklageschrift »J'accuse« erscheint.

- 1899 Revision des Dreyfus-Prozesses. Dreyfus wird unter dem Druck der fortschrittlichen Öffentlichkeit freigesprochen.
- 1900 Huysmans beschreibt das Leben der Heiligen Lydwina von Schiedam.
- 1901 Der Autor veröffentlicht neben der Heiligen-Vita der Lydwina zwei Bände mit Studien über französische und italienische Künstler und einen weiteren Band mit gesammelten Zeitungsartikeln.
Huysmans wird zum Präsidenten der soeben gegründeten Academie Goncourt gewählt. Er wohnt jetzt wieder in Paris.
- 1903 Huysmans veröffentlicht den Roman »Der Laienbruder« (L'Oblat), mit dem er die Beschreibung seiner Bekehrung im Roman abschließt.
- 1904 Zweite Ausgabe des Romans »Gegen den Strich« mit einem die frühere Position erläuternden Vorwort des Autors.
- 1905 Huysmans' Band »Drei Primitive«, Essays über moderne Malerei, erscheint.
- 1906 Der Autor veröffentlicht »Die Mengen von Lourdes« (Les Foules de Lourdes).
- 1907 Huysmans stirbt an einem Krebsleiden.
- 1908 Der postume Essayband »Drei Kirchen und drei Primitive« erscheint.
- 1927 Lucien Descaves, ein früherer Freund des Autors, gründet die literarische »Gesellschaft J.-K. Huysmans«, die in der Folge eine achtzehnbändige Werkausgabe herausbringt.
Paul Valéry gehört zu den Gründungsmitgliedern. In den folgenden Jahrzehnten erscheinen mehrere Ausgaben, die Huysmans' Korrespondenz mit Zola, Mal-

larmé, Edmond de Goncourt und Camille Lemonnier dokumentieren.

Die Romane »Gegen den Strich«, »Tief unten« und »Die Kathedrale« haben — auch als Taschenbücher veröffentlicht — bleibenden Publikumserfolg in Frankreich.

- 1921 »Gegen den Strich« erscheint in autorisierter Übersetzung von Hans Jacob im Gustav Kiepenheuer Verlag (Potsdam).
- 1924 »Tief unten« erscheint in der deutschen Übersetzung Victor Henning Pfannkuches im Gustav Kiepenheuer Verlag (Potsdam).

Korrigierte Fehler des Originals (originale Seitenzahl in Klammern):

S. 91 (79) – außergegewöhnliche – außergewöhnliche

S. 132 (116) – unaustehlich – unausstehlich

S. 133 (117) – entgegengesetze - entgegengesetzte

S. 194 (172) – lieberalen – liberalen

S. 202 (178) – Pamfletisten – Pamphletisten

S. 208 (183) – Machtseiten – Nachtseiten

S. 214 (189) – Genitalen – Genitalien

S. 289 (255) – überschwänglich – überschwenglich.

S. 302 (268) – *voullons* - *voulons*